Epist. 0.71

Epist. 871-1

<3660521229001 6

<3660521229001 6

Bayer. Staatsbibliothek

Johann Christoph Stockhausens

Sammlung

vermischter

Briefe.

Erster Theil.

WIEN,

gedruckt bey Johann Thomas Edlen v. Trattnern,

k. k. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.

1774.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

An den Leser.

Der Beyfall ist für einen Verfasser so was angenehmes, daß er ihn immer gern noch einmal verdienen will, bis er ihn endlich darüber oft gar verliert. Ich hatte erfahren, daß meine Grundsätze zu Briefen eine glücklichere Aufnahme erhalten hätten, als ich selbst zu hoffen getrauete, und dieses bestärkte mich in dem Ent-

schluß, die damals in der Vorrede angekündigte Briefsammlung der Welt vorzulegen. Sie erscheint hiemit in derjenigen Gestalt, wie sie meiner ersten Absicht gemäß war; und ich kann ihr kein größeres Glück wünschen, als daß sie der Erwartung und dem guten Geschmacke des Lesers eben so gemäß seyn möge. Ich weiß, daß ich Leser finden werde, welche nichts verzeihen; ich weiß auch, daß ich Leser erhalten werde, welche viel Nachsicht haben. Diese Vorstellung hat mich weder zu nachläßig noch zu schüchtern bey meiner Arbeit gemacht, wobey mir insonderheit eine gar zu große Bemühung der Kunst gefährlich schien.

Die Sammlung, die ich hier dem Leser anbiete, enthält deutsche Originale und Uebersetzungen aus den Franzosen. Die deutschen Originale sind theils von fremden Händen, theils von meiner eigenen Feder. Die Fremden habe ich aus den Belustigungen des Verstandes und Witzes, aus den Bremischen Beyträgen, und aus der Sammlung vermischter Schriften entlehnet, wozu noch eins aus

den Danziger Sendschreiben hinzugekommen ist. Diese Stücke verdienten nicht nur die getroffene Wahl, wegen ihrer Schönheit an und für sich selbst, sondern auch um deswillen, daß sie unsern Deutschen noch immer bekannter werden möchten, als sie bisher wirklich sind. Es ist wahr, diese vortrefflichen Monatschriften haben zur Ehre unsers Geschmacks viele Liebhaber und Leser gefunden; aber wenn ich versichere, daß man sie auch in manchen Bücherschränken des Frauenzimmers, und sogar solcher jungen Gelehrten, die sich den schönen Wissenschaften widmen, vergebens gesucht habe, ja daß ich mehr als eine Stadt kenne, darinn man sie gewiß nicht über zweymal antrifft: so wird es vermuthlich nicht so überflüßig scheinen, daß ich die meisten darinn vorkommenden Briefe hier habe einrücken lassen, um zu versuchen, ob sie durch dieses Mittel noch mehrere Kenner erhalten möchten: und es liegt nicht an meinem Wunsche, daß der ganze Band nicht mit solchen Briefen angefüllet seyn kann. Die Verfasser werden

mirs um der guten Absicht willen verzeihen, daß ich mit ihren Arbeiten so verfahren habe: und diejenigen, die mich deswegen tadeln, werden mich schwerlich zu einer Bereuung dieses Unternehmens bringen. Es braucht eben kein großer Kunstrichter zu seyn, der mir den Einwurf macht, daß es wenig Mühe bedurft hätte, ein Buch von fremden Arbeiten zu sammlen. Ich weiß, daß es ein sehr kleines Verdienst ist, zu sammlen und zu übersetzen. Ich suche auch von dieser Seite kein Lob; und wenn ich nur nicht schlecht gewählt, und nicht unglücklich übersetzt habe; so ist das der ganze Antheil, womit ich bey der guten Aufnahme des Werkes, vollkommen zufrieden bin. Weder die Eigenliebe, noch die Autorsucht, werden mich jemals hindern, das Gute befördern zu helfen, wenn ich mir auch schon die Ehre der Erfindung davon nicht zuschreiben darf.

Was meine eigenen Briefe betrifft, die ich mit untergemischt habe; so muß ich sagen, wie sie in diese Sammlung gekommen sind. Ich habe niemals die Absicht

sicht gehabt, sie drucken zu lassen, und nach meinem ersten Entwurfe sollten blos fremde Arbeiten in diesem Buche erscheinen. Ein guter Freund, an den viele von diesen Briefen gerichtet sind, setzte mich in die Versuchung, zum erstenmal an ihre öffentliche Bekanntmachung zu denken. Er verlangte, daß ich sie besonders herausgeben sollte: aber so viel mochte ich nicht wagen; es ist ohne Zweifel genug, daß ich mich so weit habe verleiten lassen, sie unterzustecken; und vielleicht ruft mir noch jemand zu, was einem gewissen französischen Schriftsteller bey einer ähnlichen Gelegenheit gesagt ward:

le Public n' est pas votre ami.

Indessen, da sie einmal da sind, so bleibt mir nichts weiter übrig, als noch einige Umstände zu ihrer Erläuterung zu sagen. Sie sind so, wie sie sind, bis auf einige wenige ausgenommen, an wirkliche Personen geschrieben worden. Ich weiß nicht, ob dieses ihnen einigen Werth giebt: so viel weiß ich, daß ich

mich nicht so leicht würde haben bereden lassen, erdichtete Briefe zu schreiben, als diese wahren in den Druck zu geben. Man schreibt dergleichen Briefe nachläßiger, es ist wahr; aber man schreibt sie auch gemeiniglich natürlicher, und ein Brief kann nicht natürlich genug geschrieben seyn. Ich habe die Namen der Personen ausgelassen, an die ich geschrieben habe; diese Bescheidenheit war ich ihnen schuldig; die Neugierigkeit mancher Leser, die gerne Erklärungen machen, wird auch dadurch um destoweniger aufgehalten. Die Titulatur, die in Deutschland eingeführet ist, giebt einem Briefe viel Zwang, und daher habe ich sie beyseite gesetzt. Die meisten Briefe sind ohnedas an gute Freunde und solche Personen gerichtet, die über diese Kleinigkeiten gerne wegsehen. Sie sind endlich auch zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Umständen geschrieben, welches ich um der Wahrscheinlichkeit willen erinnern muß, die man sonst hier und da in Zweifel ziehen möchte.

Ich komme auf die Uebersetzungen. Diese sind aus dem Voiture, Bussy, Bellegarde, Flechier, Racine, Genest, Fontenelle, Vaumourier, St. Evremont, Patru, Vattel, aus den *Lettres philosophiques*, die von dem Verfasser der schönen *Conseils sur l'Amitié* herrühren, aus den *Lettres historiques & galantes*, und den *Lettres Persanes*, hergenommen. Voiture gehöret mit unter diejenigen Schriftsteller, die im Anfange zu sehr erhoben, und hernach zu sehr getadelt worden. Ich habe durch die Darstellung einiger Briefe von ihm, zeigen wollen, daß er wirklich Hochachtung verdient, und daß er eher zu viel Witz haben will, als daß es ihm daran fehlen sollte. Aus dem Bussy habe ich nicht so viel Briefe übersetzt, als ich im Anfange Willens war; ich bemerkte, daß man eine gute Kenntniß von seinen eigenen Lebensumständen, von den Personen, an die er geschrieben, und von der Geschichte seiner Zeit haben müßte, um sie recht zu verstehen. Außerdem entgehen dem Leser viele Schönheiten. Ich hätte

zwar manches durch Noten erläutern können: aber ich fand dieses aus verschiedenen Ursachen nicht für rathsam. Ich habe also nur ein kleines Stück von seinem Briefwechsel mit der witzigen Frau von Sevigne zur Probe übersetzt. Eben das hat mich verhindert, den Briefwechsel des Racine mit dem Boileau herzusetzen; sie reden von ihren gelehrten Angelegenheiten, und alle Augenblick kommt etwas, das nicht verständlich genug ist, wenn man diese beyden Männer nicht vollkommen kennet. Aus den Racinischen Briefen habe ich den von Guilleragues und vom Tallemant übersetzt; jener ist wegen der poetischen Gegenden merkwürdig, die Homer besungen hat: dieser kann manchem zeigen, der nimmer mit dem Boileau zu vergleichen steht, wie sehr die Satyre von der Tadelsucht unterschieden ist. Von dem Racine habe ich zween Briefe an seinen Sohn behalten; man wird daraus sehen, daß Racine immer Racine bleibt, auch da, wo er als ein zärtlicher Vater redet; und es sind in diesen paar Briefen verschiedene

Er=

Erinnerungen, die jungen Leuten überhaupt nützlich seyn können. Wer den Fleschier nur einigermaßen aus seinen Reden kennet, dem wird es lieb seyn, daß auch von ihm einige Briefe erscheinen, die das Herz dieses großen Mannes kenntlich machen. Die Beschreibung von Tibur ist ein so schönes Gemälde, daß ich nicht habe unterlassen können, es mit einzurücken. Die gelehrten Briefe des Bellegarde, die moralischen des Vaumourier, und die kleine Geschichte von der Malerey, werden in dieser Sammlung vermuthlich nicht ungelegen kommen. Bellegarde war ein Mann, der viel Witz und eine große Verehrung gegen die Alten hatte, und man kann aus seinem Beyspiele nicht genug lernen, die Alten hochzuschätzen. Die Briefe des Vaumourier verdienten wegen der guten Gedanken bekannter zu seyn. Aus den *Lettres philosophiques sur les Physionomies*, und aus den vermischten Werken des Herrn v. Vattel, habe ich nur einige übersetzt; sie sind sehr geistreich, aber sie sind sehr schwer zu übersetzen, und verderben fast allemal in der

Uebersetzung: der französische Ausdruck in philosophischen Materien ist gar zu weit von dem deutschen entfernt; und man wird diese Briefe allemal besser im Original lesen. Aus dem Hrn. v. Fontenelle habe ich, nach der Uebersetzung des Hrn. Hofraths v. Steinwehr, zween Briefe mit eingerücket, die mir immer noch von den besten vorgekommen sind. Sie würden alle in ihrer Art unvergleichlich seyn, wenn nur der Verfasser nicht immer sinnreich seyn wollte, wie ihn St. Mard deswegen getadelt hat. Viel andere Briefe sind mehr zur Abwechslung und zur Gemüthsergetzung, als wegen des merkwürdigen Innhalts, mit eingeschaltet worden, und ich hoffe, man wird ihnen die Stelle gönnen, die sie erhalten haben. Es würde freylich verschiedenes weggeblieben seyn; ich würde verschiedenes umgetauscht haben; wenn ich mich nur nach einer Gattung von Lesern hätte richten sollen; allein ich habe sehr oft in Gedanken fragen müssen:

Quid dem? quid non dem? renuis tu, quod jubet alter.

Ich

Ich habe noch viele schöne Briefe vor mir gehabt, die aber als Abhandlungen über allerley Materien aus der Moral und Geschichte, diese Sammlung über ihre Gränzen würden erweitert haben. Ich weiß, daß noch viel Gutes in dieser Sammlung fehlet; es sind z. E. keine Briefe von den Römern, Italiänern und Engelländern darinn geliefert worden, darunter viel merkwürdiges, angenehmes und brauchbares anzutreffen ist. Allein, man muß es erst mit einer Probe versuchen, und wenn der Leser mit dieser nicht ganz unzufrieden ist; so wird es nicht zu spät seyn, den angefangenen Vorsatz einmal weiter auszudehnen.

Die Briefe, welche in diesem Bande erscheinen, sind nach keinem Geschlechtsregister in besondere Klassen vertheilet worden; sondern sie folgen aufeinander ohne Zusammenhang der Materien, damit der Leser durch die Mannigfaltigkeit und Abwechslung vor dem unausbleiblichen Ueberdruß, der bey jener ängstlichen Ordnung einfällt, möchte verwahret werden. Man hat auch nicht darauf Acht

gehabt, dieses Buch als einen allezeit fertigen Briefsteller einzurichten, und nur allgemeine trockne Exempel zu solchen Briefen zusammen zu bringen, die man im eigentlichen Verstande Compliment- und Gelegenheitsbriefe zu nennen pflegt, und die zum Abschreiben junger Leute gemacht werden. Ich habe nur auf die Beförderung des Nutzens, des Vergnügens und Geschmacks bey dieser Arbeit gesehen, die ich den angehenden Liebhabern der schönen Wissenschaften widme. Sie ist schon belohnt genug, wenn sie diese Absicht auch nur halb erreichen sollte. Helmstädt, am 12ten des Herbstmonats, 1751.

Ver-

Vermischte Briefe.

Erstes Buch.

Erster Brief.

An einen Freund.

Sie fragen mich, ob ich den Messias gelesen habe, und was ich von diesem Heldengedicht halte? Ich kann Ihnen darüber keine Kritik nach der Mode schreiben; aber mein Brief wird darum nicht weniger lang werden; denn ich schreibe Ihnen meine Empfindungen, und diese sind nicht alle sobald gesagt. Schon vor zwey Jahren hörte ich dieses Gedicht rühmen, ohne es gelesen zu haben. Ich kaufte alsbald denjenigen Theil davon, der damals erst zu haben war, ich las es, und fand es schön; nicht aus einem Vorurtheil, daß es Männern von Geschmack gefallen hatte, mit denen man immer gern in Gesellschaft stehen will; sondern aus einem mehr überzeugen-

den

den Gefühl des Herzens. Allein ich weiß nicht, ob das Ungewöhnliche der Versart, oder die Begierde zu lesen, welche die Aufmerksamkeit oft flüchtig macht, oder der weggelassene Reim, Schuld daran war, daß ich die Schönheiten des Gedichts beym ersten Durchlesen nicht ganz empfand: so viel weiß ich, daß es mir je mehr gefällt, je länger ich es lese. Das Gedicht bleibt für mich unerschöpflich, und wenn es wahr ist, daß die Gewohnheit die Empfindungen mindert, so leidet es hier eine Ausnahme. Eine Stelle, die mich zehenmal gerühret hat, läßt mich nicht kalt, wenn ich sie zum eilftenmal lese, und je mehr ich mich bemühe, dem Dichter nachzudenken, desto erhabner, desto neuer, desto rührender wird er für mich. Er führet mich zu einer Höhe der Gedanken, zu der ich meine Seele kaum fähig hielt. Allezeit prächtig, allezeit fühlbar, nimmt er meine ganze Seele ein, und läßt nicht das geringste Leere darinn übrig, wenn ich sein Lied in stiller Entzückung lese. Wie neu, wie unvergleichlich sind nicht alle seine Gleichnisse und Bilder! Sie werden kein einziges verbrauchtes bey ihm antreffen. Oft, wenn er in mein Temperament denket, (verzeihen Sie mir diesen Ausdruck; ich weiß es nicht genauer zu sagen), befällt mich ein Schauer, das Blut tritt mir zurück, bis ich einige Thränen geweint habe, die die Natur verlangt, und dann geräth es in Wallung. Wie groß, wie zärtlich, wie schön,

erschei-

erscheinet mir nicht Lebbäus in seiner edlen Melancholie! Und ich weiß selbst nicht, was ich fühle, wenn ich den schlummernden Johannes am Oelberge erblicke, wie er von Jesu träumet. Was für eine rührende Scene machen die beyden Auferweckten, Lazarus und Cidli! Alles was die Liebe göttliches hat, was so wenigen Sterblichen empfindbar ist, das ganze System einer Liebe, zu deren Ausdruck eine gewöhnliche Sprache zu arm ist, liegt hier ausgedrückt. Wie beredt ist das Stillschweigen des wehmüthigen Josephs von Arimathia! Wie lebendig der Schmerz des Nikodemus! Wie durchbohrend wird der Anblick des leidenden Erlösers, wenn die Stimme des schweren Gerichts von Tabor über ihm donnert! Die erkenntliche Seele zerfließet, wenn sie ihn zwischen Golgatha und dem Grabe Josephs reden höret. Doch ich müßte Ihnen das ganze Gedichte herschreiben, wenn ich Ihnen alle Schönheiten daraus sagen wollte. Sehen Sie, mein Freund, das sind die Wirkungen, die der Messias noch täglich in mir macht, und ich bin darüber stolz.

Nichts überzeugt mich so sehr, daß der Geschmack der Menschen verschieden seyn müsse, als die mancherley Urtheile, die ich in Gesellschaften über dies Gedichte sprechen höre. Einige belustigen mich, andere erwecken mich zum Mitleiden, und noch andere entgehen meiner Aufmerksamkeit. Unter denen, die es loben, giebt

es solche, die es mit einer gezwungenen und frostigen Art thun, weil sie entweder zu viel Hochachtung für sich selbst haben, und den Weihrauch nur für sich wollen brennen lassen; oder weil sie die starke Partey des Dichters fürchten und ihren Geschmack nicht verdächtig machen mögen, um ihren Tadel zu sagen. Es giebt auch solche, die es nur darum loben, weil es gelobet wird, ohne daß sie es gelesen haben. Den ersteren kann ich es recht ansehen, daß sie sich wehe thun, und man erweiset ihnen einen Gefallen, wenn man die Unterredung bald verändert. Die letzteren sehen so historisch dabey aus, daß man gar bald den Mangel der Empfindung in ihnen merket. Sie sagen so etwas, um nur nach der Mode zu seyn. Diejenigen, die es tadeln, thun es aus ungleichen Gründen; einige aus einem verwöhnten Gehör, und einige aus einer Trägheit oder allzugroßen Flüchtigkeit im Denken. Diese Leute gefallen mir noch besser, als jene Lobredner; denn sie sagen doch wenigstens ihre Meinung offenherzig. Es giebt aber freylich auch solche, die es nur aus einer häßlichen Tadelsucht beurtheilen.

Meine Kunstrichter, die den Grund ihrer Kritik im Körper haben, ärgern sich nur an dem ausgelassenen Reim und an der Versart des Gedichtes. Noch neulich sagte mir ein Mann, den ich sonst wegen seiner guten Einsichten hochschätze, es sey nichts mehr zu bedauren, als daß die Messiade ohne Reim geschrieben sey, und er halte

dies für einen wahren Fehler des Gedichtes. Ich mochte dagegen vorstellen, was ich wollte, er berief sich immer auf sein eigensinniges, oder wie er es nennte, auf sein zärtliches Gehör. Ich weiß, liebster Freund, daß Sie selbst für den Reim gut gesinnet sind, und ich muß Ihnen gleich den Verdacht benehmen, als ob ich darüber mit ihnen Krieg anfangen wollte. Nein, ich verwerfe den Reim in unserer Sprache nicht überhaupt: aber man muß ihn auch für nichts mehr halten als er wirklich ist. Er ist eine äußerliche zufällige Vollkommenheit, und befördert die Harmonie der Töne. So lange es möglich ist, den Reim ohne einen Gedankenzwang beyzubehalten; so gebe ich selbst den Rath, daß man reimen solle. Aber er verdienet es niemals, daß man ihm zu gefallen einen Gedanken aufopfert: das hieße die Magd seiner Gebieterinn vorziehen. Ich würde nicht böse darüber seyn, wenn die Messiade, so wie sie ist, auch in Reimen geschrieben wäre: allein ich würde dem Reim gewiß ewig gram werden, wenn er uns in diesem unvergleichlichen Gedichte einen einzigen schlechtern Gedanken verschaffet hätte. Und ich habe alle Ursache zu glauben, daß es nur zu oft würde geschehen seyn, wenn der Dichter so gewissenhaft für das Ohr hätte sorgen wollen. Der Reim stiehlt viele gute Gedanken, und man darf es nur versuchen, wenn man gut denket, und den Werth der Gedanken einzusehen weiß.

War-

Warum ist man doch nicht so verwöhnt, wenn man die Meisterstücke des griechischen und römischen Dichters liest? Man antwortet, weil ihre Sprache sanftfließender und zärtlicher sey, als die deutsche, so könne man hier den Mangel des Reims vertragen. Sollte wohl nicht ein wenig zu viel Liebe zu dem Alterthum und zu dem Ausländischen an diesem Urtheil helfen? Doch ich gebe es zu, daß der Reim etwas beytragen könnte, ein deutsches Gedicht schöner zu machen, als die Sprache noch unförmlich war und in ihrer ersten Rauhigkeit vergraben lag. Man führte vermuthlich den Reim um deswillen ein, damit man diese Unvollkommenheit dadurch etwas erträglich machen möchte. Die Gewohnheit pflanzte ihn fort, und wenn ich nicht sehr irre, so muß man ein gutes Theil der Gründe eben dieser Gewohnheit zuschreiben, womit man für den Reim streitet. Wäre man niemals darauf gefallen, zu reimen: so würden unsere Gedichte darum nicht weniger schön seyn. Es ist ganz etwas anders mit dem Wohlklange des Syllbenmaßes, als mit dem Reim; jenes befördert die Stärke eines Gedichtes augenscheinlich. Der vortreffliche Hr. Klopstock, hat dieses meistentheils sehr sorgfältig beobachtet, ohne daß er die Kunst merken läßt. Seine Verse fließen fast überall dem Geist der Gedanken gemäß. Z. E. wenn Gamaliel in seiner Rede ausruft.

Gott

Gott spricht zu dem Gewitter: zerschmettr' ihn!
und zu dem Sturmwind:
Hauche sein sinkend Gebein, wie Staub, in alle
vier Winde!

So weiß ich nicht, ob der Syllbenfall der Sache gemäßer hätte können geordnet werden. Das Syllbenmaß ist etwas wesentliches an einem Gedichte, und der Reim etwas zufälliges. Es würde lächerlich seyn, wenn jemand Picanders Quodlibete den Oden des Herrn Lange vorziehen wollte; und doch müssen es diejenigen thun, die die Hauptschönheit eines Gedichtes in den Reim setzen. Sie, mein Herr, werden eben so mit mir über diejenigen lachen, welche behaupten, daß der Reim einem Dichter zu vielen guten Gedanken unvermuthet Anlaß geben könnte. Es scheinet dies die letzte, aber auch die elendeste Zuflucht der Reimer zu seyn; und diese Art zu erfinden kömmt mir eben so schön vor, als die Lullianische Kunst zu denken. Kurz, wenn der Reim kein Spielwerk ist; so bleibet er doch eine entbehrliche Vollkommenheit der guten Gedichte, und ich vergesse ihn allemal, so oft ich den Messias lese. Wer ihn nicht vergessen kann, und nicht weiß, wie er die Hexameter lesen soll, der lese meinetwegen das Gedicht, wie eine Prose.

Kleon ruft mir entgegen, daß die Versart des Gedichtes zur Aussprache zu schwer und unbequem sey; da der Poet sich dem Joche des

Reims

Reims entrissen: so hätte er sein Syllbenmaß wenigstens sanftfließender einrichten sollen, um das Gehör nicht ganz rebellisch zu machen. Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, daß Kleon alles, was er liest, sehr abgemessen scandirt; halb im Schlafe kann er Menantes Arien lesen, und sein Machtspruch, womit ich ihn oft habe über ungewöhnliche Versarten entscheiden hören, ist dieser: Das war gar nicht Güntherisch. Die Hexameter des Herrn Klopstocks sind ihm ein rechter Dorn im Auge, und er opferte gerne die eine Hälfte des Gedichtes auf, wenn man ihm nur die andere in ein Lied, nach der Melodie: Sollen nun die grünen Jahre ꝛc. verwandelte. Weiter hat er nichts daran auszusetzen. Neulich kam er in einer von denen Stunden zu mir gelaufen, die ich täglich in meinem Kabinete der Einsamkeit widme, und hatte eine Schrift in der Hand. Hätte er nicht so freudig dabey ausgesehen, so würde mich ohne Zweifel sein ungestümer Zuspruch erschreckt haben. Ey, sehen Sie doch, sprach er, ein allerliebstes Gedicht, das ich jetzt eben entdeckt habe! Hier ist es, Sie müssen es lesen; und sogleich schlug er mir es auf. Mein Herr, sagte ich zu ihm, es ist mir schon bekannt, und der Poet kommt mir nicht allzu richtig vor. Ey was, versetzte Kleon, was kann schöners seyn, als diese Ode! Hören Sie doch nur einmal, wie das klingt:

Freylich kann der Waffen Bliz
Schwerdter, Lanzen und Geschüz,
Die erschrockne Welt betäuben:
Ganzen Völkern fällt der Muth,
Vor Bellonens Mord und Wuth,
Die der Erden Abscheu bleiben;
Außer, wenn ein wahrer Held
Staat und Gränzen sicher stellt.

Nimmt sich das nicht unvergleichlich aus? Er wollte gleich weiter lesen, als ich über den beyfallsbegierigen Ton lachen mußte, womit er diese Zeilen herlas, so ungelegen mir auch sein Besuch fiel: Ja, sprach ich, die Melodie gefällt mir, und ich wünsche allen Dichtern von der Art das Glück, daß Sie allein andern ihre Werke vorlesen mögen; sie gewinnen bey Ihrer Aussprache viel. Aber, sagen Sie mir im Ernste, Kleon, fühlen Sie einen großen Gedanken in dem ganzen Gedichte? Darauf wollen wir uns jezt nicht einlassen, erwiederte er, es ist doch fließend, und fällt überaus gut ins Gehör. Ist denn das alles, was Sie von einem Dichter verlangen? sprach ich. O ich weiß schon, was Sie sagen wollen, versezte er, behalten Sie nur immer ihren Messias für sich, den Sie so sehr zu vergöttern gewohnt sind; dieses Gedicht wird darum nicht schlechter. — Nein, nicht schlechter, als es wirklich ist, sprach ich, und Ihr Geschmack, mein Herr, ist gut zur Musik,

aber ich beneide ihn in der Dichtkunst nicht. Kleon ward böse, packte seine Papiere zusammen, und gieng in ziemlicher Unordnung aus dem Hause.

Was denken Sie, liebster Freund, ist Kleons Geschmack so neu, daß er nicht viele seines gleichen haben sollte, viele die das deutsche Heldengedicht mit keinem andern Grunde verachten? Und was sollen wir auf die Einwendung ihres Gehörs sagen? Sollte wohl das Vorurtheil auf unserer Seite seyn? Ich glaube nicht. Die Versart der Messiade scheinet mir zu der Hoheit und Wichtigkeit des Innhalts vollkommen auserlesen zu seyn; sie ist pathetisch, ernsthaft und edel; sie hat nichts von dem Spielenden in sich, das uns oft in andern Arten von Gedichten gefällt; sie ist fließend, wenn man sie nur nicht immer auf den Fingern herscandiren will; sie ist durch schlechte Gedichte noch nicht bey den Deutschen entweihet, außer was einige dürftige Geister seit der Erschaffung des Klopstockischen Liedes, unglücklich nachgeahmet haben. Könnte z. E. dieses Gleichniß in einer andern Versart wohl prächtiger klingen, als wenn Herr Klopstock sagt:

So, wenn sich auf unerstiegnen Gebirgen ein nahes Gewitter
Furchtbar gelagert hat, reisset sich eine der nächtlichsten Wolken

Mit

Mit den meisten Donnern bewaffnet, im Schoß
das Verderben,
Einsam hervor.

Könnte die Sprache der himmlisch gebildeten Cidli eben den Reiz und die Zärtlichkeit haben, wenn ihre Fügung nicht eben die wäre, womit sie der Dichter gegen ihren geliebten Lazarus sagen, oder vielmehr denken läßt?

Edler Jüngling, um mich bringst du dein Leben
mit Wehmuth,
Deine Tage mit Traurigkeit zu! Ach, war ichs
auch würdig?
Daß du so himmlisch mich liebst, wars deine
Cidli auch würdig?
Lange schon wünsch ich, die deine zu seyn, und
von dir zu lernen,
Wie sie so schön ist, die selige Tugend! dich zärt-
lich zu lieben,
Wie zu den Zeiten der Väter die Töchter Jerusa-
lems liebten;
Wie ein jugendlich Lamm um deine Winke zu
spielen;
Gleich den Rosen im Thal, die der frühe Tag sich
erziehet,
So in deiner reinen Umarmung gebildet zu werden,
Dein zu seyn, und dich ewig zu lieben! —

Wer wollte wohl sagen, daß in diesen Versen kein Syllbenmaß wäre? Das anständigste Syll-

benmaß zu dem Affekte? Der Kunstrichter mag sie unter die blank verses der Engelländer rechnen, oder nicht.

Sie werden ohne Zweifel den gedruckten Brief gelesen haben, der vor einiger Zeit in Chemnitz herausgekommen ist, worinn der Verfasser von dem Syllbenmaße des Messias redet; und nach meiner Meynung hat er so gut davon geredet, daß ich sie nicht länger damit aufhalten will.

Unter allen Klagen, die ich über den Messias führen höre, sind keine häufiger, als daß er unverständlich sey. Lorenzo ist ein sehr guter Mann, so lange er sich in keine Beurtheilung eines Gedichts einläßt. Sie kennen ihn, und wissen, daß er zuweilen Einsichten hat: aber Sie sollten ihn nur einmal hören, wenn er von dem Messias spricht; ich glaube, er würde Ihnen gleich den Augenblick eckelhaft werden. Er sagt, das Gedicht komme ihm unbegreiflich vor, er wisse in den meisten Stellen nicht, was der Verfasser sagen wolle, und er schiebt alles, was man zu seinem Ruhme sagt, auf ein großes Vorurtheil, und auf den neuen Geschmack (denn das ist ihm einerley), der nur das Dunkle und Räthselhafte liebt. Ich fragte ihn, ob er denn das Gedicht mehr als einmal gelesen hätte? Ey, mein Herr, antwortete er, wo sollte ich die Geduld hernehmen, so dunkle Sachen zweymal zu lesen? Wenn ich eine Schrift nicht beym ersten Anblicke verstehe, so werfe ich sie weg: *qui non vult intelli-*

telligi, non debet legi: nicht wahr? Vielleicht liegt die Schuld nicht am Dichter, fuhr ich fort, wir bringen oft nicht die rechte Gemüthsbeschaffenheit zu ihm mit, in welcher man ihn lesen muß; was uns das erstemal entgeht, bemerken wir leichter das zweytemal, wenn wir es wieder lesen. — Ach ja, sprach **Lorenzo**, und gähnte; machen Sie mich über meinen Geschmack nicht unruhig, fragen Sie nur den **Corilas** und **Ormin**, sie sind auch meiner Meynung: ich lobe mir allemal Picanders Gedichte und Stoppens Fabeln, die ermüden doch einen ehrlichen Leser nicht. Ihre Gesundheit, mein Herr, — wie gefällt Ihnen dieser Wein? Wollen Sie nichts von diesem Kuchen annehmen? Nach einer kurzen Antwort wollte ich noch etwas von dem Messias sagen: aber er fieng wieder an so gewaltig zu gähnen, daß ich dieses für einen heimlichen Befehl ansah, von der Materie abzubrechen; und ich war schon im Begriff, ihm eine angenehme Ruhe zu wünschen, als mich **Ormin** aufhielt, der neben mir saß. Mit Ihrer Erlaubniß, meine Herren, sprach er, daß ich etwas zu ihrem Streite über den Messias sagen darf. Unverständlich kommt mir das Gedicht eben nicht vor, aber man muß sich sehr viele Mühe geben, es zu verstehen. Es greift die Seele zu stark an, als daß man nur drey Blätter hinter einander weglesen könnte, der Dichter hat zu metaphysisch gedacht, und er

macht mich schwermüthig, wenn ich mich lange mit ihm beschäfftige: ein Poet muß zur Ergötzung gelesen werden, und daher darf er nicht tiefsinnig seyn. Es ist wahr, ich finde Schönheiten, recht große Schönheiten in dem Gedichte, aber ich muß diese Empfindung erst durch scharfes Nachsinnen verdienen, da ich sie bey andern Dichtern um einen leichtern Preis haben kann. Darinn bin ich mit Herrn Lorenzo eins, daß mir sein gutes Glas Wein angenehmer ist; und wenn ich auch auf meiner Seite einige Poeten nennen soll, die ich über alles schätze, so ziehe ich Rosts Schäfererzählungen, oder Gleims Lieder beständig dem Heldengedichte vor, und ich möchte allemal lieber eine einzige Fabel des Gellerts gemacht haben, als der Verfasser der Messiade seyn. Er hatte kaum so entscheidend gesprochen, als er ein Glas nahm, und die Gesundheit aller Schönen ausbrachte. Ich war unwillig, daß mir der flüchtige Geist keine Zeit zu antworten übrig lassen wollte. Mißbrauchen Sie ja das Ansehen dieser Männer nicht, fiel ich ihm in die Rede, um Ihr Urtheil zu rechtfertigen: ich weiß, was ich den Verdiensten dieser großen Dichter schuldig bin; aber ich glaube, sie würden selbst auf Sie böse seyn, Herr Ormin, wenn sie ihr Lob zur Verkleinerung des deutschen Heldengedichtes hergeben sollten. Sie haben in der Art von Gedichten, darinn sie geschrieben, ihren vorgesetz-

ten Endzweck vollkommen erreichet, und sie sind des Beyfalls werth, den ihnen der feinere Theil der Welt giebt. Lassen Sie jetzt diese Vergleichung seyn; außer derselben bin ich mit Ihrem Geschmack sehr zufrieden; aber diese Herren sind selbst viel zu billig und bescheiden, als daß sie nicht zugeben sollten, es sey zehenmal leichter eine gute Fabel oder Erzählung zu machen, als ein gutes Heldengedicht. Der, welcher dieses verfertiget, kann allemal weit eher jene Stücke auch machen, als umgekehrt. Doch ohne alle Vergleichung zu reden, Herr Ormin, das Heldengedicht mißfällt Ihnen darum, weil Sie viel dabey denken müssen, und ich glaube, darinn bestehet eben sein Werth. Verzeihen Sie mir, daß ich so offenherzig mit Ihnen spreche. Seitdem die Philosophen Dichter, oder wenn Sie es lieber wollen, seitdem die Poeten Philosophen geworden sind; so haben wir gedankenvolle Gedichte erhalten, die die Aufmerksamkeit des Lesers durch keine leere Zeile abnehmen lassen. Wie glücklich hat Herr Klopstock gewußt, viele, große und reiche Gedanken in wenige Zeilen zu bringen! Die Entwickelung derselben giebt dem Verstande des Lesers etwas zu thun: zur Vergeltung wird er gerühret und vergnügt. Ja doch, unterbrach Ormin, wir wollen uns darüber nicht länger streiten und die Gesundheit vergessen, die wir noch trinken müssen. Lassen Sie diesmal einen jeden Recht haben. — Ich ver-

barg meinen Verdruß, so gut ich konnte, daß mein Bekehrungsgeschäffte an diesen zween Leuten so fruchtlos abgelaufen war; denn, nicht wahr, mein lieber Freund, ein jeder sollte doch den Messias lesen, empfinden und loben? Ich fange wenigstens gleich mit allen Krieg an, die ich als Feinde des Heldengedichts entdecke. Für mich war also bey dieser Gesellschaft nichts weiter zu thun, als daß ich nach Hause gieng.

Sagen Sie mir, mein Freund, sind diese Leute nicht beynahe jenem Blinden des Brokes gleich, der auf einem güldnen Wagen sitzt, und durch die schönsten Gegenden, durch die blumenreichsten Auen fährt, aber von allem dem nichts empfindet, weil er das Unglück hat, blind zu seyn? Kann man nicht mit Recht von den Verächtern des Messias sagen: sie sind gestraft genug, daß sie ihn nicht verstehn?

Ich weiß nicht, ob es mehr zu den Vorzügen des Gedichtes, oder zur Erniedrigung der Menschen gereichet, daß es nicht allen gefällt. Der Tadel gewisser Leute ist einem Lobe gleich zu schätzen, so wie uns gewisse Leute tadeln, wenn sie uns loben:

> Wenn erst dein Lied der Narren Lob erhält,
> So ist es Zeit es auszustreichen.

Aber bey alle dem muß ich Ihnen doch bekennen, daß mich das Gedicht, so oft ich es lese, wehmüthig macht. Ich kann unmöglich meine

Thrä-

Thränen zurückhalten, wenn der Dichter weinet, und er weinet oft; ich werde recht empfindlich gerührt, und ich weiß nicht, ob ich dieser Gemüthsfassung den Namen einer ordentlichen Traurigkeit geben soll. So viel weiß ich, daß ich mir in diesem Zustande recht wohl gefalle, und daß ich eine so süße Melancholie nicht gegen die größte Lustigkeit vertauschen möchte. Ich empfinde es hier, daß Horaz wahr gesagt hat.

—— *est quaedam flere voluptas.*

Weit gefehlt, daß ich diese Wirkung dem Dichter zur Last legen sollte; so weiß ich es ihm vielmehr Dank, daß er sein Leid von dieser Seite so rührend für mich gemacht hat. Ein Stück in der Musik hat mich alsdann gewiß vorzüglich gerühret und eingenommen, wenn es mich etwas melancholisch macht. Neulich hörte ich unsern berühmten Virtuosen spielen; er traf just den Ton, für den meine Leidenschaft zärtlich ist, er schleifte durch seine Töne so etwas klagendes und edles, daß ich ganz voll von Empfindung ward. Was meynen Sie wohl? ich mußte weggehen und weinen. In der Dichtkunst bin ich eben so; nichts kommt bey mir den Bewegungen des Mitleidens, der Dankbarkeit, der Reue, der Freundschaft bey: reissen sie das Gemüth nicht so stark mit sich fort, wie andere Affekten; so sind sie doch darum nicht weniger rührend und lebhaft. Können uns wohl diese Bewegungen fremd seyn, wenn wir den Messias lesen? Und lieber wollte

ich ewig ganz unempfindlich bleiben, als solcher Empfindungen nicht fähig seyn. Ich lese allemal lieber ein Trauerspiel, als eine Komödie. Lassen Sie mir meinen Geschmack!

Ich muß Ihnen noch mehr sagen, mein Werther; ich lese den Messias auch zur Unterhaltung meiner Andacht; ich finde so viel bey ihm, daß ich mich stets dadurch gegen manche frostige Predigten schadlos halten kann, die mich der Wohlstand nöthiget anzuhören. Der Werth des erhabenen Menschenfreundes, den der Dichter besinget, ist mir dann noch einmal so stark fühlbar. Alles was die Schöpfung in sich verschließt, entwickelt sich vor meinen Augen prächtiger; das ganze Werk der Erlösung dringet mit neuen Stacheln in meine Seele; ich zähle die Thränen meines Mittlers am Oelberge, die auch für mich geweint sind; ich höre seinen Gang im Stillen, und sehe ihn unter der heiligen Schaar; ich begleite ihn nach der Schedelstäte, wo Gott für mich am Kreuze blutet. Alles dieses malet sich meiner Einbildungskraft so lebhaft ab, indem ich die Messiade lese, daß ich glaube ein persönlicher Zeuge von der ganzen Begebenheit zu seyn. So sehr werde ich erbauet! Ich muß Ihnen doch indessen ein Urtheil schreiben, das von einer witzigen Schönen kömmt, die ich um ihre Meynung über das Gedicht gebeten hatte; denn ich frage jetzt alle Leute, ob sie den Messias lesen, und was sie dabey empfinden. „ Das

„ Hei-

„ Heldengedicht, der Messias, antwortet mir die
„ Fräulein von D**, ist fast mein halber Ab-
„ gott. Ich halte es für unnachahmlich schön,
„ und je mehr ich es lese, desto mehr werde ich
„ überführet, daß es ein individuum ist, und
„ daß es sich unter uns Deutschen schwerlich zu
„ einem weitläuftigen Geschlechte wird rechnen
„ können. So denke ich von diesem Liede als
„ Heldengedichte. Die Kunst und das Geräusch
„ des Wunderbaren ist viel zu stark darinn an-
„ gebracht, als daß es mich zur Andacht bewegen
„ sollte, wie doch der Vorwurf billig thun müß-
„ te. Ich werde bewegt, nur um die Kunst
„ und den Dichter zu bewundern: jenes aber fin-
„ de ich bey einem Liede von Gerhard, worinn
„ weniger Kunst herrschet und der Affekt redet,
„ weit mehr „ Ist das nicht geistreich geschrie-
ben? Wie gefällt Ihnen dieses Urtheil? So sehr ich es hochschätze, so bin ich doch nur von der Wahrheit der einen Hälfte überzeuget. Denn es giebt auch in dem Heldengedichte eine gewisse Einfalt, die sich mit der Andacht sehr gut verträgt, und man muß den Messias nur nicht mit der vorgefaßten Meynung lesen, als ob man ein Gedicht vor sich habe, dessen Verfasser dem Erhabenen und Wunderbaren ängstlich nachspüre, der seine Empfindung ausstudiere, und der nur sich selbst und andern zu gefallen trachte, aber um den praktischen Nutzen seines Liedes wenig bekümmert sey: nein, man muß glauben, daß

man hier die wahren Empfindungen einer Seele lese, die in einem hohen Grade der Begeisterung denkt, und daß der Messias das Werk eines heiligen Triebes sey, der den Verfasser dazu angeflammet hat. Der Affekt, den das Gedicht dem Leser einflößet, setzet den Affekt des Dichters zum voraus, und da er so anhaltend ist, so kann er nicht wohl verstellt seyn. Wenn man den Messias mit dem guten Vertrauen zu dem Dichter liest, daß er die Sprache seines erhabenen Herzens reden lasse; so wird man überall die epische Einfalt, oder die natürliche Majestät, die nichts studiertes an sich hat, erblicken, und ungeachtet der Dichtung, wird man in der Religion wahre Vortheile davon haben. Es kömmt viel darauf an, wie das Gedicht gelesen wird, mit welcher Gemüthsverfassung, in welchem Ton; denn es ist wohl gewiß, daß ein jeder Affekt seinen eigenen Ton erfodert. Und gesetzt endlich, ich könnte Ihnen meine Meynung nicht demonstrativisch beweisen, so fühlet es doch mein Herz, das hierinn keine ungültige Stimme haben muß, daß sie wahr ist; es empfindet allemal grosse Regungen der Gottseligkeit, wenn ich den Messias lese. Es scheinet, daß man den Liedern aus dem Kirchengesangbuche einen beynahe göttlichen Ursprung zuschreibt, und daher kömmt die Ehrfurcht, die uns mit der Auferziehung für sie eingeflößet wird; es kömmt die Gesangweise hinzu, und das Singen trägt ohne

ne Zweifel viel zur Andacht bey; sie gehen geschwinder ins Herz, weil sie den Verstand nicht lange aufhalten; aber die Empfindungen, die sie verursachen, sind daher auch nicht sehr anhaltend. Der Messias hergegen heißt ein Gedicht. Hievor scheinet die Andacht zu stutzen; die Erfindung ist neu; man weiß die Jugend des Verfassers, man glaubt, er habe darauf studieret; weil wir den Reichthum seiner Gedanken nicht auf einmal übersehen können; das ist genug. Wenn erst alle diese Vorurtheile einmal verschwunden sind; so wird die Andacht viel dabey gewinnen, und daher wird es ein Glück für das Gedicht seyn, wenn es erst alt geworden ist.

Man hat dem Hrn. Klopstock vorgerücket, wenigstens habe ich einige so sprechen hören, daß sein Gedicht eine allzusichtbare Nachahmung des Milton sey. Die Schönheiten des Milton sind unter Kennern entschieden, aber man ist auch über seine Fehler nicht blind; es ist kein Zweifel, daß ihn Herr Klopstock gelesen hat, und daß er ihm selbst nützlich gewesen ist. Aber wenn die Nachahmung allemal in Vergleichung mit dem Original verdirbt; so sollte man fast den Milton für einen Nachahmer des Klopstocks halten. Milton behält nichts von eigenthümlichen Schönheiten, wenn man den Messias liest; und man kann sagen, daß Klopstock alle Schönheiten des Milton erobert, und alle seine Feh-

ler vermieden habe. Wie schlecht würde es seyn, wenn man den Virgil darum verachten wollte, weil er nach dem Homer geschrieben hat? Ich wünschte, daß ein Kunstrichter von gutem Geschmacke eine Vergleichung zwischen dem verlohrenen Paradiese des Miltons und dem Messias des Klopstocks schreiben möchte, um uns von den Originalschönheiten des letzteren desto besser zu überzeugen. Dieses würde eben so nützlich seyn, als des P. Rapins Bemühung, den Homer mit dem Virgil zu messen.

Aber finden Sie denn gar nichts an dem Gedichte auszusetzen? Wollen Sie nicht bald des Lobens ein Ende machen? Ja, mein Werther, ich will sie nicht lange mehr aufhalten. Ob ich an dem Gedichte gar nichts auszusetzen finde, fragen Sie? Je nun — das weiß ich so eben nicht. Wenn Sie meinen Brief nicht wollen drucken lassen, (denn ich fürchte mich vor Ihrer Briefsammlung, die Sie unter Händen haben) so will ich Ihnen wohl etwas sagen: Es gefällt mir nicht, daß der kleine Benoni, (im zweyten Gesange) der so zärtlich von seinem Bruder Joel betrauret wird, im Grabe bleiben muß. Seine Auferweckung, die ihm ein jeder guter Leser wünschet, wäre eine rührende Scene gewesen, und sie hätte die Majestät des Messias, den die Thränen des jungen artigen Joels bewegen, ohne Zweifel noch mehr verherrlichet. Aber das wichtigste, mein Freund, was ich an dem

Gedichte auszusetzen habe, ist dieses, daß es noch nicht ganz ist. Sie können kaum glauben, wie ungeduldig mein Verlangen darnach ist, und ich sehe es als eine Wohlthat an, daß mir ein Freund des Herrn Klopstocks etwas von der Fortsetzung seines Liedes bereits im Manuscripte gewiesen hat. Allein, wie bald sollen wir denn das ganze Gedicht haben, und wie stark möchte es wohl werden? Auf diese Frage kann ich Ihnen nichts bestimmtes antworten. Es kann seyn, daß wir frühe in den völligen Besitz dieses Schatzes gesetzt werden; es können aber auch Hindernisse dazwischen kommen, die uns warten lassen. Es werden noch viele Fortsetzungen von Gesängen hinzukommen, wie man sagt; und ich glaube, daß wir noch nicht einmal den dritten Theil des Gedichts haben. Sorgen Sie nicht für die Erscheinung und für die Schönheit der folgenden Gesänge. Klopstock ist allzusehr von seinem Helden eingenommen, und denkt viel zu gleich, als daß wir im einen oder andern etwas zu befürchten hätten. Sein Gedichte wird keine coische Venus des Appelles seyn. Es giebt hier einige Leute, die ein Privilegium auf den Geschmack zu haben glauben, welche uns weis machen wollen, daß Herr Klopstock die Arbeit werde liegen lassen, weil er nicht in dem angefangenen Ton aushalten könnte; aber diese sind schon durch die zween Gesänge niedergelegt, die wir erst neu erhalten haben, und sie müssen über-

haupt

haupt nicht Klopstocks Geist nach dem ihrigen messen.

Was sagen Sie, mein Freund, zu den Beurtheilungen, die bisher über den Messias erschienen sind? Der Herr Prof. **Meier** hat mehr einen Auszug aus dem Gedichte gemacht, als eine Kritik geliefert; allein er verdienet Dank, daß er es unsern Landesleuten so gut angepriesen und bekannt gemacht hat, und daß er gleichsam der erste Herold unsers Dichters gewesen ist. Unser deutsches Publikum kann viel schöne Erinnerungen daraus nehmen. Es fällt mir hiebey ein, was ein vortrefflicher Schriftsteller unserer Zeit sagt:

On peut dire á bon droit, que le Siécle eſt barbare,
Dès qu'envers les Savans ce Siécle eſt trop avare.

— — — — — — — —

Mais puis-je, ſans trahir les cendres de mes Maîtres,
Digérer les affronts qu'on fait aux Belles Lettres?

In Engelland oder in Frankreich würde man die Muse des Herrn Klopstocks besser zu schätzen wissen! Doch ein grosser Monarch in Norden hat sie seines Schutzes gewürdiget, der die schöne Ode verdienet, die ihm der Dichter zugeeignet hat. Aber wieder auf die Beurtheilungen zu kommen, so halte ich sie größtentheils für all-

zu-

zufrühzeitig, ehe wir nicht das gánze Gedicht haben. Was sollen wir jetzt schon von Fehlern des Gedichtes sagen? Sie sind ein allzuguter Philosoph, als daß Sie nicht wissen sollten, daß ein Fehler im Theile eine Vollkommenheit im Ganzen werden könne. Ich bin für das Schicksal des Abadonna unbesorgt; es ist jetzt noch in der Gewalt des Dichters, und er wird sie zu unserer Zufriedenheit gewiß nicht mißbrauchen. Die Beurtheilung, welche vor kurzem in der Schweiz herausgekommen ist, habe ich noch nicht gesehen. Aber die Ode an Daphne ist mir bekannt: die schöne Ode! Soll ich nun einmal aufhören? Ich dächte freylich, ich hätte Ihnen genug geschrieben. Fragen Sie mich ja nicht noch einmal, ob ich den Messias gelesen habe, wenn Sie nicht gerne lange Briefe lesen wollen. Aber noch eins! Zürnen Sie nicht, daß ich diesesmal so geschwätzig bin; nur noch dieses, mein Freund! helfen Sie doch dem einreissenden Uebel steuren, das uns bey Leichen, Geburtstägen und Hochzeiten so frostige und unschickliche Nachahmungen des Messias hervorbringt. Es ist eine rechte Entweihung des Heldengedichts. Ich ärgerte mich neulich recht, da ich ein Carmen in die Hände bekam, darinn der Anfang von der Schöpfung und dem ordnenden Schicksal der Welten handelte, und der Beschluß eine Gratulation auf den Geburtstag eines Patrons in sich faßte; und zwar in der Versart

des

des Messias. Helfen Sie doch, daß die Gelegenheitsdichter sich schämen lernen, und mehr Ehrfurcht gegen den Messias bekommen. Alleweil fällt mirs ein, daß Sie mich auch um den Noha gefragt haben. Was meynen Sie, soll ich Ihnen davon auch so viel schreiben? Nein, das will ich Ihnen nicht zu Leide thun, ob ich gleich jetzt große Lust zu schreiben habe. In dem Noha bemerke ich viele schöne Stellen, aber auch viele schlechte, und im Ganzen gefällt er mir nicht. Ich habe darum für den Verfasser nicht weniger Hochachtung, der gewiß die Regeln des Heldengedichts so gut versteht, als jemand. Aber ein gutes Heldengedicht zu schreiben ist nicht jedermanns Ding, und die Vorsehung hat dieses Glück nur wenigen Sterblichen zugedacht, die öfters nicht so viele Regeln verstehen. Der Verfasser des Noha ist ein großer Kenner und Kunstrichter des Geschmacks: Lehrbücher und Kritiken sollte er schreiben; nur keinen Noha mehr. Nun bin ich fertig, mein Werther, leben Sie wohl und kommen Sie bald einmal zu uns ꝛc. ꝛc.

Zweyter Brief.

Mein lieber Freund,

Wenn ich nicht wüßte, daß Sie jetzt in S** wären, so würde ich Ihnen einen recht bösen Brief schreiben. Ich wollte alles zusammen wiederholen, was man jemals zum Verweis des Stillschweigens gesagt hat, ich wollte Ihre Faulheit im Schreiben recht lebhaft schildern, ich wollte recht witzig seyn, Sie zum Schuldigen zu machen, und Ihre Freundschaft in Verdacht zu setzen; ich wollte — Aber Sie sehen schon aus der Art, womit ich Sie anrede, daß Sie jetzt nichts zu befürchten haben, und ich spiele Ihnen keinen Betrug. Die schöne Jahrszeit, Ihr angenehmes Landgut, die Gesellschaft mit Ihrer Phyllis, alles entschuldiget Sie. Bey einem so fühlenden Freunde, wie ich, sind dieses recht starke Entschuldigungsgründe im Briefschreiben, die alles andere übertreffen, was man von Reisen, Unpäßlichkeiten und Geschäfften vorschützt. Es ist Ihr Glück, daß Sie es mit mir zu thun haben; sonst würde Ihr Proceß etwas weitläuftig ausgehen. Aber mißbrauchen Sie ja mein gutes Herz nicht, Damon; meine Nachsicht gehet nur auf Ihre gegenwärtigen Umstände. Der Frühling darf

nur dahin seyn, Ihr artiges Mädchen darf sich Ihren Umarmungen nur entrissen haben, um Ihnen die künftigen noch reizender zu machen, Sie dürfen nur wieder zu H** seyn, so finden alle Ihre Entschuldigungen bey mir kein Gehör. Sie müßen alsdann fleißig schreiben, oder — oder ich lasse den Frühling wieder kommen, ich gebe Ihnen Phyllis wieder, und reise mit Ihnen aufs Landgut. Nicht wahr, die Strafe wäre artig? Ich befürchte bald, daß ich Sie nun noch mehr faul machen möchte; aber zum guten Glücke trauen Sie mir so viel Gewalt nicht zu. Die schönen Tage haben mich ebenfalls aus dem Lärmen der Stadt auf das Land hinaus gezogen, ich würde ihrer nicht werth seyn, wenn ich sie so unverbraucht wollte verstreichen lassen. Ein Haus, das mitten in einer lachenden Wiese liegt, mit Buch- und Tannenwäldern umgeben, von deren Gebirge ein krystallener Bach herabstürzt, kurz, ein wahres Tempe ist itzo mein vergnügter Aufenthalt. Die Nachtigallen singen hier weit schöner, als in den Gärten unserer Stadt; die Blumen duften hier noch einmal so angenehm, als dort; zwo große bejahrte Linden überschatten den Eingang des Hauses, wo ich in der auserlesensten Gesellschaft oft den Abend anklage, daß er so kurz ist. Ich vertiefe mich oft ganz allein in das finstre Tannengehölze, wo die Kunst noch nichts an den Schönheiten der Natur verdorben hat; da erwacht

wacht mein ganzes Herz wieder mit seiner zärtlichen Melancholie, ich denke alsdann noch einmal so lebhaft an Sie, ich bedaure noch einmal so stark Ihre Abwesenheit, und wünsche Ihnen tausend schöne Sachen: Doch ich werde ja wider meinen Vorsatz unvermerkt traurig, da ich Ihnen doch heute gar nichts schwermüthiges schreiben wollte. Ueberlassen Sie sich dem Vergnügen, dessen Sie werth sind; ich will auf meiner Seite auch sehen, wie ich den angenehmen May recht schön empfinden kann. Noch eins: Der Herr von S** und unser Freund der Doktor, lassen sich Ihnen empfehlen. Wir sprachen noch gestern Abend von Ihnen unter der Linde, und wünschten Sie bey uns. Wir sprachen auch von der Liebe, und Fräulein Karoline behauptete, daß das Landleben besser für die Liebe sey, als das Stadtleben. Sie fand wenig Widerspruch: aber sie kann sich doch wohl geirret haben, weil sie noch sehr jung ist. Fragen Sie einmal Ihre kleine Phyllis darum. Die Sache ist werth, daß man sie untersuchet. Leben Sie wohl, mein angenehmer Freund, und lieben Sie mich nicht weniger auf dem Lande, als in der Stadt. ꝛc.

Drit-

Dritter Brief.

Mademoiselle,

Waffnen Sie sich nur bey dem Anblick meines Briefes mit aller Standhaftigkeit! Ich muß ihnen die verdrüßlichste, die traurigste, die erschrecklichste Nachricht schreiben, und ich möchte gerne jetzt die Feder einem andern überlassen: ich muß Ihnen sagen, daß — erschrecken Sie nicht zu sehr! daß Ihr Mops gestern Abend gestorben ist: der Liebling unter allen Hunden ist nicht mehr. Fragen Sie nicht, Mademoiselle, wer mir das Recht giebt, zu Ihrem Verdruße so dienstfertig zu seyn. Sie wissen von langer Zeit her, daß mir alles, was Ihnen angehöret, recht sehr am Herzen liegt; und ich habe mir das Verdienst unmöglich können nehmen lassen, Ihnen über den Tod eines so glücklichen Hundes das erste Compliment zu machen. Seit Ihrer Abwesenheit hat das arme Thier getrauert, und ist endlich gestern zwischen fünf und sechs Uhr gestorben. Ich kann Ihnen die Ursache davon nicht eigentlich schreiben; vielleicht hat er sich über Ihre Abwesenheit zu Tode gegrämet, vielleicht ist er vor Alter gestorben, denn ich habe ihn schon wenigstens acht Jahre in Ihrem Hause gekannt, vielleicht hat er auch am unrechten Orte naschen wollen, und hat Gift gekriegt. Ich

hätte

hätte gewiß alles zur Erhaltung dieses theuren Hundes gewagt, wenn ich von Ihren Bedienten eher Nachricht davon bekommen hätte; denn ich weiß gewiß, daß ich mir durch diesen Liebesdienst mehr bey Ihnen geholfen hätte, als durch alle Schmeicheleyen, die ich Ihnen bisher vorgesagt habe. Im Vertrauen, Mademoiselle, ich tröste mich über diesen Unfall so ziemlich, weil ich etwas dabey gewinne. Wissen Sie sich noch der Stunden zu besinnen, da ich so geschäfftig war, Ihnen durch Seufzer und verständliche Blicke zu beweisen, daß ich Sie liebte, da ich über Ihre Gleichgültigkeit so viele Klagen in meine Einschmeichlungen brachte, indeß, daß Sie nur mit Ihrem Mopse spielten, und mich über seinen Vorzug ordentlich eifersüchtig machten? Was wollen Sie nun sagen, wenn ich mich wieder in dieser Stellung vor Ihnen zeige? Der Mops kann mir nicht mehr Ihre Aufmerksamkeit entziehen, und ich schicke mich schon auf eine so schöne Erklärung, die ich Ihnen bey Ihrer Wiederkunft thun will, daß Sie mir nothwendig etwas angenehmes darauf antworten müssen. Glauben Sie ja nicht, Mademoiselle, daß ich um dieser Ursachen willen, die freylich wichtig genug sind, an dem Tode des Hundes etwa gar Schuld seyn möchte: ich würde lieber noch so viel gelitten haben, als mich auf eine solche Art an Ihnen zu versündigen. Ich habe sogar ein Carmen von unserem Stadtpoeten auf

ihn machen lassen, welches Sie auf Ihrem Nachttische finden werden. Aber ich möchte doch auch gerne etwas zu Ihrem Trost sagen: ich biete Ihnen meinen kleinen artigen Mops an, der Ihnen sonst gefallen hat, und der auch alle Verdienste des Verstorbenen besitzet, außer daß er sechs Jahre jünger ist. Befürchten Sie nichts von diesem Geschenke; ich werde es nie in meinen Angelegenheiten zu viel gelten lassen; so wie ich auch wegen des Hundes in meinen künftigen Besuchen nichts befürchte, denn er wird doch wohl wissen, was er der Erkenntlichkeit gegen mich schuldig ist. Alleweil erfahre ich, daß Ihr bester Canarienvogel auch krank ist. Mein Gott! kommen Sie doch wieder, Mademoiselle; Ihre Abwesenheit macht alles krank und todt: ich fühle es selbst, daß mir nicht wohl dabey zu Muthe wird. Kommen Sie doch! Ich wollte nicht gerne meinen Brief schließen, ohne Ihnen noch etwas von meiner Liebe zu sagen; aber Sie sind jetzt ohne Zweifel viel zu betrübt. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

An das Fräulein von M***

über

die zärtlichen, großmüthigen und uneigennützigen Empfindungen.

Ich sagte Ihnen neulich, gnädiges Fräulein, daß alle die Empfindungen, welche man großmüthig und zärtlich nennet, alle die Handlungen, welche die uneigennützigsten scheinen, in der That nur von der Eigenliebe herkommen, von der Liebe, die ein jeder Mensch ordentlich und wesentlicher Weise für sich selber hägt. Sie schienen anfänglich über diesen Satz stutzig zu werden. Ihr großmüthiges Herz, das gewohnt ist, sich so oft selber zu vergessen, um nur an Ihre Freunde zu denken, stellte Ihnen denselben beym ersten Anblick als einen unerweislichen seltsamen Satz vor. Aber die Richtigkeit Ihres Verstandes ließ Sie bald die Wahrheit desselben empfinden. Ein kurzes Nachdenken brachte Sie bald auf meine Seite, und Sie sparten mir sogar die Mühe, Ihnen den Grund meines Gedankens zu entdecken.

Indessen so verlangen Sie doch, daß ich ihn ganz ausführlich mit seinen Grundsätzen und

Folgen entwickeln soll. Ich gehorche Ihnen sehr gerne, gnädiges Fräulein; und mit wem könnte ich wohl mit so vielem Vergnügen über diese Materie sprechen? Wenn es wahr ist, daß man nicht so lange anhaltend von zärtlichen und feinen Empfindungen philosophiren kann, ohne derselben fähig zu seyn, wie groß würde ich mein Glück schätzen, Sie mit dieser Schrift zufrieden zu sehen! Gewiß es wird mir niemals besser bey einer Materie von dieser Art gelingen, als wenn ich an Sie davon schreibe. Es ist nicht genug, daß der Verstand wirket, wenn sie gut ausfallen soll; das Herz muß reden. Und eben so wie sich der Verstand ermuntert nach Proportion desjenigen, welchen die Personen bezeigen, mit denen wir reden, so ist auch ohne Zweifel ein gleicher Einfluß unter den Herzen. Wenn ich mir vorstelle, daß ich von den Empfindungen an die liebenswürdige M*** schreibe, was für eine Zärtlichkeit ist dieser Begriff nicht vermögend mir zu geben!

Ich finde überdas noch diesen Vortheil, Ihnen meine Meynung zu erklären: nämlich, da ich sie für gegründet halte, daß ich niemand damit unterhalten könne, die in sich selbst so manche Gelegenheiten haben sollte, davon durch die Erfahrung überzeugt zu werden.

Ich habe geglaubt, gnädiges Fräulein, daß ich die Feder ergreifen sollte, um dasjenige genauer zu erfüllen, was Sie von mir erwarten.

Wenn

Wenn es nur auf Beredsamkeit angesehen wäre, so hätte ich die mündliche Unterredung vorgezogen, und Ihr Anblick würde mir das verschafft haben, was mir mangelt: aber sobald Nachdenken, Einrichtung und Lehrart erfodert ward, so habe ich begriffen, daß ich dazu in meinem Kabinet fähiger seyn würde, als in Ihrer Gegenwart.

Wenn wir nur mit der flüchtigsten Aufmerksamkeit auf das Achtung geben, was in unserer Seele vorgeht, so können wir nicht zweifeln, daß ein jeder unter uns keine natürliche und unüberwindliche Liebe für sich selbst und alles das haben sollte, was seine Wohlfahrt befördern kann. Diese Empfindung, die ich Eigenliebe nenne, ist allen verständigen Wesen natürlich, weil es unmöglich ist, auch nur ein einziges unter ihnen anzutreffen, welches davon nicht beseelet wäre. Wenn sich ein Wesen nicht lieben sollte, so müßte es sich entweder selbst nicht kennen, es müßte nicht dies innere Gefühl von seiner Wirklichkeit haben; oder es müßte keiner Empfindung fähig seyn, d. i. keinen Verstand haben. Denn ein Wesen, das sich nicht kennet, noch Empfindung hat, ist ein viehisches Wesen.

Die Selbstliebe ist die grosse Triebfeder, welche die verständigen Wesen wirken läßt, die sie antreibt, die Faulheit zu überwinden, oder die natürliche Unempfindlichkeit, die ihnen die Ruhe angenehm macht, und die Kraft anzuwenden,

welche die Handlung in sich schließt. Wenn dieser allgemeine Bewegungsgrund sich nicht in ihnen befände, so würde gar kein Mittel seyn, sie wirken zu lassen, noch ihre Handlungen einzurichten.

Sagen Sie nicht, gnädiges Fräulein, daß Sie dem göttlichen Willen gemäß handeln würden, blos aus Gehorsam, den Sie Ihrem Schöpfer schuldig sind. Es ist ohne Zweifel schön, gerecht und löblich, einem allervollkommensten Wesen zu gehorchen, von dem man alles hat; es ist unendlich nützlich, einem wohlthätigen, gerechten und allmächtigen Wesen zu gehorchen. Aber Sie sehen wohl, daß diese Bewegungsgründe ihre Stärke von der Liebe haben, die ein jeder für sich selber hägt. Wenn Sie nur gleichgültig gegen sich selbst und Ihre Wohlfahrt wären, so würden Sie weder den Zorn Gottes fürchten, noch seine Gnade und Liebe wünschen können. Wollen Sie vielleicht sagen, daß Sie das Gute thun würden, um der Ordnung gemäß zu leben, und weil es von Natur seinem Gegentheile vorzuziehen sey? Aber was für Reizungen würde doch wohl die Ordnung für Sie haben, und warum sollten Sie geneigt seyn, derselben gemäß zu leben, wenn Ihnen Ihre Vollkommenheit nicht lieb wäre? Sie würden sich eben so wenig Mühe geben, vernünftig oder lächerlich zu urtheilen. Wenn Sie endlich Ihr Herz reden ließen, ohne daß es von der Richtigkeit Ihres Ver-

ſtandes regieret würde, ſo möchten Sie mir wohl gewiß einwerfen, daß Sie dies oder jenes thun würden; daß Sie einem Elenden würden beyſtehen, daß Sie ein Theil Ihres Vermögens einer Freundinn ſchenken würden, um des einzigen Vergnügens willen, eine ſchöne und großmüthige Handlung zu thun. Aber, werden Sie ſich nicht ſelbſt auf dieſen Einwurf antworten: Warum ſollte ich, ohne die Liebe, die ich für mich trage, geneigt ſeyn, mir dieſes Vergnügen zu verſchaffen; oder was ſollte ich vielmehr für eine Annehmlichkeit in dieſer großmüthigen Handlung finden, wenn ich nicht meine eigene Vollkommenheit liebte?

Es iſt alſo ausgemacht, daß die Selbſtliebe von einem jeden denkenden Weſen unzertrennlich iſt. Wenn dieſes iſt, ſo können wir auch daraus ſchon ſchließen, daß keine einzige freye Handlung, ſie mag Namen haben wie ſie will, dieſer Liebe zuwider ſeyn könne. Aber das iſt noch nicht genug: man muß auch zeigen, daß ſie alle daraus, als wie aus ihrer erſten Quelle, fließen.

Die Eigenliebe, die Liebe unſerer ſelbſt und unſers Glücks, iſt, wie geſagt, die erſte Triebfeder, der allgemeine Bewegungsgrund aller unſerer Handlungen: aber wir haben noch unter den verſchiedenen Gegenſtänden eine Menge von beſondern und untergeordneten Bewegungsgründen, nachdem ſich uns dieſe Gegenſtände entweder als Güter darſtellen, die geſchickt ſind

unsere Glückseligkeit zu befördern, oder als Uebel, welche vermögend sind sie zu stören. Von der Mannigfaltigkeit dieser Bewegungsgründe und von den verschiedenen Eindrücken, die sie in uns machen, entstehet die Verschiedenheit der Empfindungen und der Charaktere. Diejenigen Personen, die so sehr ihre Bequemlichkeiten lieben, die so empfindlich in dem Wohlseyn des Leibes und in den Gemächlichkeiten des Lebens sind, die sich wenig um das bekümmern, was andere Menschen angeht; diese Leute, sage ich, sind eigennützig, voll von einer übel verstandenen Eigenliebe, und man sagt von ihnen, daß sie nichts, als sich selber lieben. Die, welche den Reichthum als das kostbareste Gut ansehen, das man besitzen könne, sind Geizige, u. s. w. Ihre Empfindungen sind kriechend und niederträchtig, nach Proportion der Bewegungsgründe, woran sie sich halten. Diejenigen hergegen, deren Geschmack weit reiner und erhabener ist, die Kraft und Muth genug haben, sich über die knechtische Furcht hin zu schwingen, welche die Armuth, der Schmerz und die Ungemächlichkeit den gemeinen Seelen einflößen, die gegen die wahre Vollkommenheit ihrer Seele empfindlich, nichts schätzbarers kennen, als Handlungen auszuüben, die einem Wesen von vortrefflicher Natur anständig sind, und welche z. E. urtheilen, daß sein Leben für das Vaterland aufopfern, einem Freunde wohl thun, einem Dürftigen helfen, Handlungen

gen von dieser Art sind; solche Personen sind großmüthig, uneigennützig, ihre Empfindungen sind schön, groß, edel. Aber Sie sehen doch indessen, gnädiges Fräulein, daß sie im Grunde von der Eigenliebe herkommen, von der Liebe, die uns die Vollkommenheit unsers Wesens suchen läßt. Das Vergnügen, das man aus einer großmüthigen Handlung schöpfet, ist davon gewiß ein Beweis. Wenn ein großmüthiger Mensch eine solche Handlung für seine Vollkommenheit nicht anständig hielte, so würde er sie nicht ausüben: aber wenn er eben diese Vollkommenheit nicht liebte, was für ein Vergnügen würde er doch darinn finden, sie zu vermehren, und das zu thun, was derselben werth ist? Und wenn er sich nicht selber liebte, warum sollte ihm seine Vollkommenheit angenehm seyn?

Es giebt Exempel, die man vielleicht meinem Schlusse entgegen setzen wird; und selbst in unsern Tagen, man spreche davon was man will, zeigt das Reich der Liebe merkwürdige Beyspiele. Man siehet ziemlich oft Liebhaber, die sich selbst ganz zu vergessen scheinen, um nur an ihre Gebieterinn zu denken. Das zeiget wohl nichts anders an, als daß die Liebhaber alle ihre übrigen Vortheile vergessen, um nur an denjenigen zu denken, daß sie eine liebenswürdige Gebieterinn haben; an das Vergnügen, sich alle Mühe um sie zu geben, sie glücklich und zufrieden zu sehen. Dieses Vergnügen rühret sie mehr als alles an-

dere, das räume ich ein: aber eben dadurch, daß dieses ein Vergnügen ist, stößet auch der Vorzug, den sie ihm geben, meinen Grundsatz gar nicht um.

Aber ein wahrhafter Liebhaber, wird man sagen, ist doch tausendmal empfindlicher gegen das Gute oder Böse, welches seinem geliebten Gegenstande wiederfährt, als gegen alles, was ihm selber nur wiederfahren kann. Das werde ich nie zu leugnen suchen, und ich wünsche nichts so sehr, gnädiges Fräulein, als Sie von dieser Wahrheit zu überzeugen. Aber sie ist darum meinen Grundsätzen eben so wenig entgegen. Lieben, das heißt wollen, das heißt wünschen, daß jemand glücklich seyn möge. Nun aber ist es natürlich, daß wir Vergnügen empfinden, wenn wir unsre Neigungen oder Wünsche erfüllet sehen. Und es kann sehr wohl möglich seyn, daß unsere Einbildungskraft mit einer Liebsten so sehr beschäftiget ist, daß wir alle unsere Aufmerksamkeit nur auf das wenden, was ihr begegnet, und sehr wenig davon nur für die Dinge zurück behalten, die uns unmittelbar angehen. Ueberdas findet ein Mensch, der auf seine Standhaftigkeit und Unerschrockenheit stolz ist, bey sich Hülfsmittel, gegen das Glück oder Unglück, das ihm begegnet, nicht allzuempfindlich zu seyn. Die Vernunft sagt ihm, daß ein weiser Mann sich nicht unbedachtsam den Bewegungen der Freude ergebe, und daß ein grosses Herz sich durch die Widerwär-

wärtigkeiten nicht niederschlagen lasse. Aber diese Bewegungsgründe fehlen ihm, wenn es auf eine Person ankömmt, die er liebet. Eben diese Unempfindlichkeit, daraus er sich ein Verdienst macht, in Ansehung dessen, was ihn unmittelbar angehet, würde er sich als ein Laster vorrücken, so bald die Frage von einer Gebieterinn oder auch nur von einem Freunde ist.

Es wird Ihnen ohne Zweifel, gnädiges Fräulein, dieser oder jener Liebhaber mehr als einmal gesagt haben, daß er sich ein Vergnügen daraus machen würde, sein Leben für Sie hinzugeben; und Sie werden seine Reden als gewöhnliche Vergrößerungen in der Liebe angesehen haben. Wenn indessen dieser Liebhaber großmüthig ist, wie man es glauben muß, wenn er Sie nach Ihren Verdiensten zu lieben weiß, so bin ich überführt, daß er wahr gesagt hat. Ueber dieses Urtheil werden Sie sich vielleicht, nach dem, was ich gesagt habe, verwundern. Aber ich glaube hierinn meinen Grundsätzen gar nichts zu vergeben.

Sein Leben zur Erhaltung eines andern dahin geben, scheinet anfänglich ein Beweis von der vollkommensten Selbstverleugnug zu seyn. Denn man hat doch von einer Liebsten nach dem Tode weiter nichts zu erwarten. Was für einen Vortheil kann man sich wohl von einer solchen Handlung versprechen? Aber wenn wir sie näher untersuchen wollen, so werden wir etwas

in den Bewegungsgründen, daraus sie fließet, finden, wie sie sich mit meinem System vereinigen lasse.

Sie sind für einen Liebhaber, der Sie anbetet, das einzige Gut, das ihm das Leben schätzbar machen kann; so, daß er den Gedanken nicht einmal überstehen kann, ohne Sie zu leben. Sollte es denn also widersprechend seyn, daß er in der grausamen Nothwendigkeit, entweder Sie sterben zu sehen, oder selber umzukommen, keinen Augenblick anstünde, Sie zu retten, mit Verlust einer Sache, die für ihn weiter gar keinen Werth hätte, sobald er Sie würde verlohren haben? Wenn ihm das Leben ohne Sie unerträglich vorkömmt, wie viel unerträglicher würde es ihm nicht in dem Falle seyn, da ihm sein Herz vorrückte, daß er so niederträchtig gewesen wäre, Sie umkommen zu sehen, da er Sie doch durch seine eigene Aufopferung hätte erhalten können! Er findet überdas noch in dieser Aufopferung etwas schönes, grosses und edelmüthiges, das fähig genug ist, ihn dazu zu bewegen. Nächst dem Glücke mit Ihnen, und für Sie zu leben, kennet er weiter nichts süßers, als Ihnen durch eine solche That nicht nur die größte Zärtlichkeit, sondern auch die Großmuth seiner Empfindungen zu beweisen. Seine Einbildungskraft berauschet sich und schmecket das Vergnügen schon zum voraus, in Ihrer Gunst so wohl angeschrieben zu stehen, und zu denken, daß Sie das Gedächt-

dächtniß eines so vollkommenen Liebhabers hochschätzen werden. Die erhabenen Seelen sind gegen dergleichen Bewegungsgründe empfindlich. Wie viele große Männer hat man nicht gesehen sich für ihr Vaterland aufopfern; und warum glaubt man nicht, daß ein herzhafter Mann eben das Opfer für eine Liebste geben könne, die ihm gewiß eben so lieb ist, als das alte Rom seinen Helden war?

Sie werden leicht dasjenige, was ich gesagt habe, gnädiges Fräulein, auf einen andern Fall anwenden können, da ein Liebhaber sich zum Tode verbannen würde, um Sie vor einem Unglücke zu beschützen, das Ihnen ihr Leben würde bitter machen.

Ich will Ihnen jetzo beweisen, daß es die angezeigten Bewegungsgründe sind, die Ihren Liebhaber zu dem Entschluße bringen würden, sein Leben für Sie zu lassen. Eben dieser Liebhaber würde vielleicht für einen Freund nicht eben das Opfer thun: woraus erhellet, daß das Leben seines Freundes ihm nicht so kostbar ist, als sein eigenes. Indessen so würde er doch diesen Freund nicht umkommen lassen, um Sie zu retten, selbst in dem Augenblicke, da er sich nicht bedenken würde, für Sie selber zu sterben. Woher kömmt dieses? Scheinet es nicht, daß der, welcher das Größere giebt, auch das Geringere geben würde? Es kömmt daher, weil er durch die Aufopferung seines Freundes eine Ungerechtigkeit begehen würde,

de, indem er gar kein Recht auf sein Leben hat; er könnte sich nicht mehr schmeicheln, eine lobwürdige und großmüthige Handlung zu thun, und Ihre Hochachtung zu verdienen. Aber wenn er eine gänzliche Absonderung von sich selber machte, indem er bereit ist für seine Liebste zu sterben, wenn es nur auf sie allein ankäme, so würde er sie in jedem Falle und um jeden Preis zu retten suchen; genug, wenn er nur dem einzigen Gegenstande seiner Liebe diente, so würde er sich wenig um die Billigkeit und Anständigkeit der Mittel bekümmern.

Wenn ich zeige, daß die großmüthigsten Empfindungen, die uneigennützigsten Handlungen, im Grunde von der Selbstliebe eines jeden entstehen; so fürchte ich gar nicht, gnädiges Fräulein, die Zufriedenheit zu mindern, welche Sie in den Empfindungen Ihres Herzens und in den gütigen Handlungen fühlen, die Ihre größten Ergötzungen ausmachen. Ich besorge auch noch weniger der besondern Hochachtung im geringsten zu schaden, die jedermann Ihrem vortrefflichen Charakter schuldig ist. Diese Empfindungen und diese Handlungen verlieren nichts von ihrem Werthe, ob ich sie gleich gar nicht zu einer leeren und der Natur widersprechenden Ursache rechne; und sie sind darum nicht weniger von den niedrigen und eigennützigen Empfindungen unterschieden, ob sie gleich beyde eine gemeinschaftliche Quelle haben. Tugendhafte und Lasterhafte, es

ist

ist wahr, handeln alle im Grunde nur für sich selbst. Aber ein großmüthiger Mensch ist darinn ehrwürdig, daß er den Werth der Tugend kennet, und daß er bey Gelegenheit den Vortheilen des Glückes entsagen kann, ja sogar dem Leben, um sein Vaterland oder eine Person zu retten, die aller seiner Zärtlichkeit werth ist; daß er das Vergnügen vorziehet, eine große und schöne Handlung zu thun, die der Vollkommenheit seiner Seele einen neuen Glanz giebt; daß er dieses, sage ich, allem vorziehet, was die Reichthümer und sogar das Leben reizendes haben. Hergegen eine niedrige und eigennützige Seele, ein Geiziger ist darinn verachtungswerth, daß er die Reichthümer und die Gemächlichkeiten des Lebens allem dem vorziehet, was einem wohlgebildeten und edlen Herzen schmeichelt.

Weit gefehlt, daß ich den großmüthigen Empfindungen und denen, die davon Staat machen, schaden sollte, so glaube ich ihnen vielmehr einen Dienst zu erweisen. Ein jeder ist innerlich überzeugt, daß man keinen Augenblick aufhören könne, sich selbst zu lieben: daher kömmts, daß viele Leute diese so uneigennützigen Empfindungen als schöne Träume ansehen. Aber indem ich zeige, wie man sie mit einer wohlgeordneten Eigenliebe verbinden könne, so mache ich sie glaublich; und niemand wird zweifeln können, daß die edelgebildeten Herzen derselben nicht fähig seyn sollten. Sie selbst, gnädiges Fräulein, wenn

Sie mir nur ein wenig Unterscheidungskraft eingestehen, Sie selbst können sich nicht weigern, mir zu glauben, wenn ich Ihnen versichern werde, daß ich im Falle der Noth alles, ja sogar mein Leben, aufopfern würde, um Ihnen zu dienen, und Sie von der vollkommenen Ergebenheit zu überzeugen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn ꝛc.

Fünfter Brief *).

Geehrteste Freundinn,

Sie haben heute schon wieder etwas von meinen Gedichten zu lesen verlangt. Doch weil ich theils nichts bey der Hand habe, theils zu bescheiden bin, als daß ich Ihnen meine Arbeiten immer vorlegen sollte, so schicke ich Ihnen eine Ode, welche ein uns nicht unbekanntes Frauenzimmer vor vielen Jahren verfertiget haben soll. Es ist eine ordentliche Liebeserklärung an eine Mannsperson, mit der sie nach der Zeit, wie man sagt, die zufriedenste Ehe geführet hat. Allein ich weiß nicht, ob ichs glauben soll, daß ein Frauenzimmer die Urheberinn dieser Ode gewesen ist. Es ist viel schö-

nes

*) Belust. des Verst. und Witzes vom Jahr 1744. S. 265.

nes darinn, doch, wie mich deucht, auch viel Verwägenheit. Ich finde freylich kein Gesetze in der Vernunft, das einem Frauenzimmer verwehren sollte, den Mannspersonen ihre Liebe sowohl zuerst zu entdecken, als wir dem schönen Geschlechte zu thun pflegen; uud wenn wir weniger vom Zwange und mehr von Tugend wüßten, so würde diese Einführung weder unsicher, noch unbescheiden seyn. Doch was man der griechischen Sappho vergeben kann, das wird man einer Deutschen nicht gleich gut sprechen. Ich will also aus Liebe für Dero Geschlecht, und für den sogenannten Wohlstand, lieber glauben, daß dieses Gedichte aus der Feder eines muthwilligen Poeten, als eines Frauenzimmers geflossen ist, ob ich gleich aus der Aehnlichkeit dieser Ode mit den übrigen Gedichten dieses Frauenzimmers, welches vor drey Jahren gestorben ist, das letzte ziemlich wahrscheinlich machen könnte. Schreiben Sie mir Ihr Urtheil von dieser verliebten Ode. Wir wollen sie alsdann nebst demselben in die Belustigungen des Verstandes und Witzes einrücken lassen. Was die neue Sammlung der anakreontischen Oden betrifft, so bin ich völlig Ihrer Meynung, daß sie munter und schön sind, und den Reim mit vielem Vortheile entbehren. Ich bin ꝛc.

Ode
eines Frauenzimmers an einen Freund.

O Freund, wie wenig mußt du fühlen!
Bleibt denn dein Herz zeitlebens kalt?
Wenn meine Blicke nach dir zielen;
So widerstehst du mit Gewalt.
Wae hilft michs, daß ich in der Nähe
Dich schön doch ohne Liebe sehe?

Ich will die Gränzen überschreiten,
Die uns Gebrauch und Zwang gesteckt;
Mein Herz, ein Herz voll Zärtlichkeiten,
Sey dir hiermit zuerst entdeckt.
Das, was man fühlt, frey zu gestehen,
Ist mehr Natur, als ein Vergehen.

So wisse denn, mein Freund, ich liebe!
Erfahr es ganz, ich liebe dich!
Doch eben diese heissen Triebe
Sind eine Strafe wider mich:
Denn welcher Schmerz! wer zärtlich glühet,
Und keine Gegenliebe siehet.

Du lachst! genug. Ich bin verlohren!
Du liebst mich nicht. Ich seh es ein:

Dein

Dein Herz soll nicht für mich gebohren,
Mir kostbar, doch nicht meine seyn.
Ich bin zufrieden, schenk indessen
Mir nur das Glück, dich zu vergessen.

O triffst du denn auf meinen Wangen
Kein Theil der holden Anmuth an,
Die dir nach mir ein solch Verlangen,
Als mir nach dir erwecken kann;
Und ist von allen meinen Blicken
Denn keiner stark, dich zu bestricken?

Hört auf, ihr Schmeichler, mir durch Schwüre,
Viel vortheilhaftes zu gestehn;
So lang ich dich, mein Freund, nicht rühre:
So lange bin ich auch nicht schön.
Und aller Reiz geschickter Glieder
Ist ohne dich, mir nur zuwider.

—

Doch fehlt mir Anmuth in Geberden!
Fehlt meinen Augen Glut und Lust:
So trag ich um geliebt zu werden,
Doch zärtlich Blut in meiner Brust;
Zum Lieben muß man noch mehr Gaben,
Als schönes Haar und Auge, haben.

Freund, lerne mich nur erstlich kennen,
Vergnügt dich ein zufriedner Geist,
Gefällt dir, was wir Dichtkunst nennen,
Und rührt dich, was man Unschuld heißt:

So

So hoff ich, in den künftgen Tagen,
Noch deine Gunst davon zu tragen.

Dann werd ich erst zu dichten wissen,
Wenn meine Liebe dich besitzt,
Und wenn die Glut von treuen Küssen
An deiner Seite mich erhitzt;
Da wird die Lust, an dich zu denken,
Mir einer Sappho Feuer schenken.

Auf, lieber Freund, und laß uns lieben!
Sey nicht besorgt, mein Glück ist dein.
Mein Reichthum wird mich nur betrüben,
Wofern er nicht soll deine seyn.
Was läßt du länger mich verweilen,
Ihn, wie mein Herz, mit dir zu theilen?

Sechster Brief.

Antwort auf das vorhergehende Schreiben.

Geehrter Freund,

Die überschickte Ode eines Frauenzimmers habe ich zweymal durchgelesen, und beydemal gewünscht, daß sie kein Frauenzimmer möchte verfertiget haben. Mit ihrer Poesie möchte sie unserm Geschlechte wohl Ehre machen; hingegen beleidigt sie uns mit ihrer verliebten Dreustigkeit. Sie schreibt nur gar zu natürlich, und indem sie ihr Herz und die Poesie reden läßt: so vergißt sie die Klugheit und den Wohlstand. Da meine Schwester auf die Strophe kam:

Du lachst: genug, ich bin verlohren ꝛc.

so warf sie das Blat hin und sagte: ich wollte, daß das ganze Gedichte verlohren wäre. Doch traue ich ihr in diesem Stücke nicht sehr. Denn sie vermengt eine erzwungene Sprödigkeit gar zu oft mit dem Sittsamen und Eingezogenen. Wenn Sie die Ode ja wollen drucken lassen, so erinnern Sie nur, daß man von der zärtlichen Ausschweifung eines Frauenzimmers nicht auf

den Charakter aller schließen darf. Denn sonst wird es den Personen von unserm Geschlechte, welche Verse machen, bald gehen, als wie den Poeten, daß man sie schlechtweg für verliebt hält, gleich als wenn die schläfrigen Köpfe zu schlecht für eine gemeine Liebe wären. Ein Uebel will ich Ihnen noch sagen, das aus dem Drucke dieser Ode entstehen wird. Wir werden inskünftige keinen jungen Herrn mehr ansehen dürfen: so wird er sich einbilden, wir stünden im Begriffe, eine Ode an ihn zu machen, und berathschlagten nur noch, ob wir ihm in jambischen oder trochäischen Versen unser Herz antragen wollten. So sehr ich Ihnen, mein Herr, gewogen bin: so versichre ich Sie doch, daß ich in meinem Leben keine Ode an Sie mache. Mich deucht es klingt besser in Prosa, wenn ich mich nenne

Ihre gute Freundinn,

Augusta.

Sie=

Siebenter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Die Ehre mit Ihnen bekannt zu seyn, ist mir allemal schätzbar gewesen, aber noch nie so angenehm, erlauben Sie mir dieses freye Bekenntniß, als seitdem Sie mich für Ihren Freund erkläret haben. Ich müßte den Unterschied unter Bekanntschaft und Freundschaft nicht wissen, ich müßte es nicht fühlen, wie glücklich man ist, Ihr Freund zu seyn, wenn mir nicht die gütigen Gesinnungen, die Sie für mich angenommen haben, ein ganz neues Vergnügen geben sollten. Gewiß, ich weiß kein Vergnügen demjenigen gleich zu schätzen, als mich von Ihnen geliebt zu sehen. Sie sind von der kleinen Anzahl Menschen, die uns nicht mit müßigen Freundschaftserklärungen aufhalten, sondern die sich nur durch Werke erklären, und die uns glücklich machen würden, wenn wir auch nicht wüßten, wer uns glücklich gemacht hätte. Ihre Gütigkeiten, mein Herr, überzeugen mich, daß ich dieses von Ihrem Charakter denken darf, und ich würde Ihnen noch weit mehr davon sagen, wenn ich weniger Ihre große Bescheidenheit zu fürchten hätte. Ist es genug, Ihre Wohlthaten zu verdienen, daß man ein aufrichtiges und erkenntliches

Herz besitzet; so werde ich mich derselben niemals unwürdig machen. Daß ich alle Gelegenheiten freudig ergreifen werde, Ihnen auf eine wirksamere Art gefällig zu seyn, daran werden Sie wohl nicht zweifeln können: aber ich muß Ihnen auch sagen, daß ich über den Mangel solcher Gelegenheiten ganz unruhig bin. Helfen Sie mir dazu, um meiner Zufriedenheit willen! Empfehlen Sie mich doch dem Herrn Baron, der sich zu Beförderung meines Glückes schon oft so großmüthig bewiesen hat, und sagen Sie ihm, daß ich ihn nicht weniger verehren und lieben würde, wenn ich auch nicht so glücklich wäre, als ich bin. Leben Sie wohl, mein theurer Freund; Sie haben mir ein Recht zu diesem Titel gegeben, das ich niemals mißbrauchen werde. Ich bin ꝛc.

Achter Brief *)

Nur noch eine solche Gesellschaft, so werde ich Ihnen untreu. Wie wenig müssen Sie mein Herz achten, Calliste, weil Sie die Gefahr, solches zu verlieren, selbst befördern! Ich würde es unfehlbar gestern einigen von denen schönen Händen, welche auf dem Pochbrette so fleißig waren, übergeben haben, wenn mich die immerwährenden Erinnerungen, zuzusetzen, und auszuzahlen, zu einem beständigen Schlusse hätten kommen lassen. Wie viel Dank ist man doch dem Erfinder dieses Spiels schuldig! Der menschliche Verstand zeiget sich darinnen, nicht nur wegen der tiefsinnigen Regeln, in aller seiner Stärke, sondern auch wegen der häufigen, und unerwarteten Veränderungen, von der schönsten Seite. Ueberdieses glaube ich, daß man nach einem dreystündigen Genusse dieses Vergnügens, so gut, als ein Handlanger, welcher Steine hin- und wieder getragen hat, von dem Besitzer des Pochbretts seine drey Groschen fodern kann. Es wundert mich nur, daß uns die Ausländer die Erfindung davon nicht streitig machen. Doch im Ernste, Calliste, werden Sie dieses Spiel künftig bey sich einführen? Ich will es nicht hoffen.

Das

*) Belust. des Verst. und Witzes, vom Jahr 1745. I. B. S. 559.

Das Pochen ist recht gut, und ein Gesetz, daß man bey Wochenbesuchen pochen müsse, würde nicht das abgeschmackteste seyn. Nur bey Ihnen ist mir dieser Lärm unerträglich. Ueberlegen Sie es nur: ich komme ja nicht zu Ihnen, um Handarbeit zu verrichten. Wenn ich ja mit Ihnen, schöne Calliste, nicht von meiner Liebe reden soll: so will ich doch mit Ihnen reden. Gestern habe ich fast nichts von Callisten, als ihre Armbänder, gesehen. Gleichwohl schmeichle ich mir, daß ich mich recht gut dabey aufgeführet habe, und Sie können mir eine kleine Belohnung unmöglich versagen. Ein Liebhaber, der wider seinen Willen, seiner Geliebten zu gefallen, eine halbe Stunde im Pochbrette spielet, muß, deucht mich, heut zu Tage noch mehr Verdienste haben, als vor alten Zeiten ein Ritter, der sich seinem Fräulein zu Liebe auf allen Turnierplätzen herumtummelte, den Riesen die Arme brach, und einem Drachen den Kopf abriß. Sie bleiben doch diesen Abend zu Hause?

Neunter Brief.

Die Antwort.

Ja, mein Herr, ich bleibe den ganzen Tag zu Hause, ich traue Ihnen aber so viel Bescheidenheit zu, daß Sie mich nicht besuchen werden. Sie haben mir gestern bey allen denenjenigen, welche in der Meynung stehen, daß ich Sie nicht hasse, sehr viel Ehre gemacht. Wer wird sich denn beständig nach Ihrem Kopfe richten? Bey unsern Unterredungen waren Sie meistentheils stumm, und so ernsthaft, als ob Sie eine Sonnenfinsterniß ausrechneten; und als wir zu spielen anfiengen, wurden Sie so verdrüßlich, als ein Dichter, den man unter dem Lesen seiner Reime, bey den schönsten Stellen, durch ein Gewäsche störet. Gewiß, Sylvander, ich hätte Ihnen etwas mehr zugetraut. Kann ich, Ihnen zu gefallen, meinen Fischbeinrock eine halbe Elle enger tragen, als es mir die Mode erlauben würde: so könnten Sie auch mir zu Liebe eine halbe Stunde mit einer guten Art im Pochbrette spielen, wenn es gleich Newton nicht erfunden hat. Das Spiel ist so uneben nicht, und wird nur alsdann langweilig, wenn eigensinnige Mannspersonen dabey nicht lachen wollen. Ich weiß nicht, was meine gestrigen Gäste von Ihnen und

Ihrem Verstande denken werden; wenigstens wollte ich wohl wetten, daß mich keine einzige um den Besitz Ihres Herzens beneiden wird. Was meynen Sie, mein Herr, sollten unsere Gesellschaften nicht klüger werden, wenn das ernsthafte Geschlecht dem schönen Geschlecht ein wenig nachgeben, und uns von den Fehlern unserer Erziehung, unsers Geschmacks, und der kleinen Vorurtheile, die wir nicht allemal verbergen, durch etwas anders, als finstre Stirnen und bittre Spöttereyen überführen wollte? Ich rede gar nicht von den Stutzern. Die poßierliche Gefälligkeit dieser Reverenzmacher und Handschuhküsser, welche über alles lachen, was wir sagen, ist uns weit schädlicher, als der Eigensinn, daß wir auf die Ausarbeitung unsers Verstandes weniger Kosten, als Sie auf den Ihrigen, verwendet haben. Diese kritischen Leute sollten bedenken, daß es ihnen rühmlich ist, einen feinen Geschmack zu haben, und doch in Gesellschaften verdrüßlich und unangenehm zu seyn. Wer weiß, Sylvander, ob Sie nicht meinen geringsten Freundinnen einen Eckel vor dem Pochen, oder wenigstens eine Gleichgültigkeit gegen dasselbe erweckt hätten, wenn es Ihnen nicht gefällig gewesen wäre, in lauter einsylbigen Wörtern zu antworten. So aber war das Pochbrett weit geselliger und artiger, als Sie. Wenn ich wüßte, daß Sie nicht von neuem böse würden: so wollte ich Ihnen wohl erzählen, was mir diesen Morgen

geträumt hat. Doch wer wird nach Ihrem Zorne fragen? Vielleicht kann ich Sie durch meine Erscheinungen bekehren. Ich will meinen Traum aufschreiben, und dabey auf keine andere Ordnung sinnen, als die ich schlafend bemerket habe.

Es mochte bald Morgen seyn, als ich mich in einer unbekannten Gegend, vor einem entsetzlichen Gebäude befand, welches ich wegen seiner Größe nicht übersehen konnte. Ich sah wohl, daß es sehr viel Eingänge hatte; doch war ich noch unentschlossen, ob ich mich durch einen derselben wagen sollte, als mich eine ziemlich wunderliche Figur anredete. Du bist ein Fremder, sagte sie; folge mir nach! Ich will dir den Pallast des Zeitvertreibs zeigen. Allein ich blieb stehen; diese Gestalt war gar nicht fähig, mir ein Vertrauen zu erwecken. Man stelle sich ein kleines Ungeheuer vor, welches aus lauter Augen und Ohren zusammengesetzet ist, und nur einen einzigen, durch allerhand Häute bedeckten Mund hat: so sieht man meine Führerinn. Ich bin die Aufmerksamkeit, hörte ich sie von neuem reden, als sie meinen Zweifel bemerkte; laß dich meine Unform nicht abhalten, meiner Freundschaft zu trauen. Du würdest mich gar nicht sehen, wenn ich dich nicht besonders hochhielte; denn da meine Gestalt in allen Gesellschaften ärgerlich ist: so besitze ich von Natur die Gabe, mich und meine Freunde unsichtbar zu machen. Folge mir! Man soll dich nicht inne werden. Die Neugierigkeit machte

mir hierauf so viel Muth, daß ich meiner neuen Freundinn, die mir schon nicht halb so häßlich, als zuvor, vorkam, hitzig an die Seite trat, und mich mit ihr in den Pallast verfügte.

Dieses Gebäude, sagte sie, ist mit entsetzlichen Kosten von dem Zeitvertreibe aufgeführet worden. Er ist ein angenehmer und liebenswürdiger Mann, allein, man sieht ihn selten in seinem eignen Hause; da sich hingegen ein Verwalter von ihm, der Verdruß, beständig unter dem Geräusche der größten Gesellschaften befindet. Es ist merkwürdig, daß die unzähligen Eingänge dieses Orts nur den Kindern zum Ausgange wieder offen stehen. Ein Frauenzimmer, welches über zwölf, und eine Mannsperson, die über funfzehn Jahre alt ist, kann sehr selten durch das Thor wieder herausgehen, durch welches sie hereingekommen sind. Der große Pallast hat für erwachsene Leute nur einen Ausgang, welcher von einem hämischen Weibe beobachtet wird. Sie heißt Reue, und ihre Erfindung, womit sie die Ausgehenden martert, ist unerschöpflich und grausam. Der Verstand, ein ernsthafter doch angenehmer Herr, den man aber in dieser Gegend nicht allemal leiden kann, hat einen andern Ausgang entdeckt, wodurch er die Anzahl seiner wahren Freunde ganz sicher zu führen pflegt. Mitten unter diesen Reden befanden wir uns in einem großen Hofe, welcher von unschuldigen

Kin-

Kinderspielen ertönte. Hier fragte mich meine Führerinn, ob ich die Gesellschaften des Frauenzimmers, oder der Mannspersonen zuerst sehen wollte. Wir wollen die erstern wählen, versetzte ich aus Liebe zu meinem Geschlechte; sie sind doch wohl ohnedas nicht beständig alleine. Gut! antwortete die Aufmerksamkeit, so will ich dir vor allen Dingen das neue Gebäude zeigen, welches nur vor einiger Zeit, dem schönen Geschlechte zu Liebe, aufgeführet worden ist.

Sie brachte mich hierauf in einen Garten, bey dessen Eingange ich die Statuen des Müssiggangs, der Neugierigkeit, der Mißgunst und der Verleumdung in einem Vierecke, und zum Ende desselben, ein mittelmäßiges Haus erblickte. Wir waren durch einen langen schnurgleichen Gang demselben bis auf ungefähr hundert Schritte nahe kommen, als mich ein verwirrtes Getöse zu der Frage brachte: ob dieses eine Mühle sey? Nein! sagte meine Begleiterinn; es ist der Aufenthalt der Sechswöchnerinnen. Das Frauenzimmer, sonderlich die Weiber, haben diesen Pallast, so lange diese Zeitverkürzung gefehlet, für sehr unvollkommen gehalten. Der Zeitvertreib unterhält also aus Großmuth, ein Dutzend Sechswöchnerinnen, und man sagt, daß sie ihm mehr, als der ganze Pallast, kosten sollen. Ich glaube nicht, daß die Besuche, die man an andern Orten vor Wochenbetten abstat-

tet, mit gegenwärtigen einige Gleichheit haben. Die Tugend, eine nahe Anverwandtinn des Zeitvertreibs, welche wegen ihres Eigensinnes nicht allemal mit ihm zufrieden gewesen ist, und nur ein abgelegnes Zimmer bewohnt hat, soll, wenn man dem heimlichen Murmeln trauen darf, seit der Erbauung dieses Orts ganz und gar ausgezogen seyn. Allein, ich glaube, daß sie sich nur etliche Zimmer weiter entfernt hat, weil ich sie wirklich, seit einem Jahre schon dreymal in einigen Gesellschaften, die sich ihrer doch ein wenig zu schämen schienen, gesehen habe; du wirst finden, daß die Frechheit — Ach! wir wollen umkehren, sagte ich; dieser Ort kann nur denen gefallen, die nicht mehr roth werden. Meine Freundinn war so höflich, mich ohne Widerrede, durch den Garten zurück zu führen. Ich lief entsetzlich, weil es mir vorkam, als ob mir einige trunkne Weibsbilder nacheilten.

Kaum hatte ich die Gartenthüre hinter mir zugeschlagen; als ich zur rechten Hand derselben eine Weibsperson inne ward, welche eine ziemliche Heerde zusammen gekuppelter Mopshunde aus einer Hütte herauß ließ. Ganz gewiß sind die Liebhaberinnen dieser artigen Geschöpfe angekommen, sagte meine Führerinn. Dieses Weib, fuhr sie fort, welches sie mit Vergnügen wartet, heißt Unwissenheit. Sie hat über dieses die Aufsicht über ein Dutzend indianische Vögel, über

etliche

etliche Affen, und über einige außerordentliche verliebte Leute, welche bey dem Zeitvertreibe in Pflicht stehen, in allen Frauenzimmergesellschaften zu seufzen. Es ist wahr, daß sich einige von deinem Geschlechte dieser Zeitverkürzungen sehr mäßig zu bedienen wissen, und derentwegen dürfte man so viel Unkosten nicht anwenden. Andere hingegen sind etwas erhißter dabey. Ich will jetzt nur von diesen Hunden reden. Es giebt Väter, und Liebhaber, sonderlich aber eine ansehnliche Menge Ehemänner, welche die größte Ursache haben, über die artigen Thiere eifersüchtig zu seyn. Dieser hier, mit dem blauen Halsbande, ist Flaviens Liebling; alle ihre Aufwärter müssen erst sein Herz gewinnen, ehe sie einen freundlichen Blick von ihr erhalten. Man könnte einen ziemlichen Band von denen Versen heraus geben, welche nur auf ihn gemacht sind; und wie ich gewiß weiß, so steht Seladon noch mit einem Poeten in Traktaten, wobey sie nur noch um acht Groschen uneinig sind, daß er ihn mit Jupiters Adler, mit dem Pfau der Juno, mit der Pallas Nachteule, und Alexanders Pferde vergleichen soll. Dieser Poet ist überhaupt in seinen Ausdrücken sehr bescheiden, und hat letzthin bey dem Tode des kleinen Farouche, der von einem unglückseligen Bisse in die Schnauze von dem schönen Munde der hißigen Melinde geblieben ist, nichts weiter gethan, als daß er das Schicksal einigemal unbesonnen, doch nicht mit

eigentlichen Worten, genennet hat. Unter diesen Nachrichten hatte sich die Unwissenheit mit ihrem lustigen Haufen aus unserm Gesichte verlohren. Wir selbst aber hatten eine Treppe erstiegen, und sahen verschiedene Zimmer vor unsern Augen. Wo sind sie denn? fragte ich; wir hätten ihr gleich nachfolgen sollen, versetzte meine Führerinn. Wir haben ein sehr bewegliches Schauspiel versäumet. Niemals ist der Rest der Helden, welche Troja und ihr Unglück überlebt hatten, von dem griechischen Frauenzimmer mit größrer Inbrunst umarmt worden, als man vor einigen Minuten diesen Thieren begegnet, die man doch nur seit gestern aus den weichen Armen gelassen hat. Doch wir wollen sie in ihrem Zimmer besuchen.

Wir waren gleich im Begriffe, darauf zuzugehen, als mich der angenehmste Anblick von der Welt zu einem andern Entschlusse brachte. Es öffnete sich eine Thüre, und ich sah einen Büchersaal. Einige Frauenzimmer sassen, mit untergestützten Armen, an verschiedenen Tischen und studierten. Ich begab mich, ohne meiner Führerinn ein Wort zu sagen, in das Zimmer; allein, wie erstaunte ich nicht, als ich unter den Weibspersonen nur eine einzige lebendige antraf, welche die Schriften des Zuschauers vor sich hatte! Alle übrigen waren geschnitzte Bilder, welche zur Auszierung des Zimmers dienten. Die Bibliothek selbst war in ziemlicher Unordnung. Ich

erblick-

erblickte die Titel vieler guten Bücher: der Staub aber, der sie bedeckte, gab mir sattsam zu erkennen, wie oft sie gebraucht würden. Verschiedene grosse Schränke waren ganz und gar leer. Die Bücher, die hieher gehören, sagte die Aufmerksamkeit, sind entwendet worden. Ich will sie aber aus Hochachtung gegen dein Geschlecht nicht nennen. Der Zeitvertreib hat sie oft von neuem angeschafft, aber vergebens. Aus dieser Ursache siehest du hier die Kunst schön zu werden, den Nachttisch der Phryne, das Lächerliche der Unschuld, die Taxe der Gunstbezeugungen, und andere beliebte Schriften mehr an Ketten liegen. Ein Folioband, welcher den Titel führte: Universal-Lexicon aller nichts bedeutenden Wörter in der Liebe, machte mich so neugierig, daß ich das Buch aufheben, und das Wort vernünftig aufschlagen wollte: es war mir aber so schwer, daß ich es fallen ließ, und erwachte.

Doch meine Seele war noch zu sehr von den bisherigen Gegenständen eingenommen. Ich schlief wieder ein, und befand mich wieder mit meiner Wegweiserinn in einem Gemache voller Spielerinnen. Sie machten ein sehr wildes Getöne, welches mich auch auf den Verdacht brachte, daß es verkleidete Mannspersonen wären. Ich bat also meine Freundinn, mich an einen andern Ort zu begleiten.

In dem ersten Zimmer, in welches wir traten herrschte eine ungemeine Stille, ob sich gleich eine ziemliche Gesellschaft von Weibsbildern und einigen Mannspersonen darinnen befand. Die letzten suchten zwar die ersten, durch allerhand angefangene Gespräche, von ihren Stricknadeln abzuhalten; allein die Antworten waren allezeit so eingerichtet, daß es auf einmal wieder stille wurde. Siehest du jene Grube mitten in den Tischen, woran sie sitzen? sagte meine Führerinn. Sie ist auf Unkosten des Zeitvertreibs mit Schnupftaback angefüllt. Man bedienet sich dessen; man niest; man spricht: Gott helf! Man bedanket sich, und zeiget doch, durch dieses Mittel, daß man nicht gar stumm ist. Gleichwohl besitzen die schönen Geschöpfe, welche jetzt so gar bescheiden sind, die Gabe, zu lachen und zugleich zu reden, im höchsten Grade. Du solltest nur warten: so würden diejenigen, die einander anjetzt nicht antworten, einander alle Minuten ins Wort fallen. So sehr werden sie sich selbst unähnlich. Vor einigen Tagen wäre bald ein grosses Unglück von ihrem Gelächter entstanden. Es erhob sich auf einmal ein so entsetzlicher Sturm davon, daß er den Schnupftaback bis auf das letzte Stäubchen in die Luft, und von dar in die zarten Nasen trieb, und ein gefährliches Niesen verursachte. Die Ursache dieser Erschütterung sollen ein paar krumme Beine einer Manns-

pers

person gewesen seyn, welche die einzige Florette durch die Fensterscheiben erblickt hat; doch sagen auch einige, daß man eigentlich keine Ursache wüßte.

Eine allgemeine Bewegung in dem ganzen Pallaste, machte uns hier aufmerksam. Wir hörten mit den Thüren schlagen; unsre eigne Gesellschaft verließ das Zimmer und wir eilten mit ihr in einen grossen Saal. Eine erstaunende Menge Volks von beyderley Geschlechte zerstreuete meine Gedanken; meine Führerinn aber entdeckte mir, daß der Verstand zugegen wäre. Man hatte einige Mühe, ihn unter der Menge zu finden; doch wenn man ihn einmal erblickte: so war es auch schwer, ihn wieder zu verlieren. Seine Gestalt war sehr ansehnlich; sein Anzug war sehr reichlich, und zeigte eine männliche Nachläßigkeit. Eine sittsame Freude herrschte in seinen Augen, und der Wohlstand in allen seinen Geberden. Ich erblickte ihn bey der Phyllis, welche, da er sich nach der Seite wendete, mit größter Geschwindigkeit ein Pflästerchen von ihren Wangen riß. Dieser Mann, redete meine Freundinn, ist sich, durch einen gewissen Eigensinn, eine Zeitlang selbst hinderlich gewesen, in diesen Pallast zu kommen. Er hatte zwo Feindinnen. Sie sind jetzo in dem Saale. Betrachte die Weibsperson in dem Kleide von lauter bunten Bändern, und die andere, welche nach allen Spiegeln schielet, und sich bisweilen selbst die Hand küsset. Es ist die Eitel-

keit und Eigenliebe. Es ist wahr: sie sind nur Dienerinnen in diesem Pallaste; allein sie haben bey beyden Geschlechtern etwas zu sagen. Der Verstand wollte sie anfangs gar nicht leiden, und drang sogar auf ihren Abschied. Allein er begehrte zu viel; es war nicht eine Person, welche sie nicht beschützte. Die beyden Aufwärterinnen kannten ihre Gewalt, und machten den Verstand in allen Gesellschaften so verhaßt und abgeschmackt, daß man ihn beständig von allen Thüren abwies. Endlich sah er selbst seine Uebereilung und die Unmöglichkeit ein, sie abzuschaffen. Er sagte Ihnen Schmeicheleyen vor; und seine Schmeicheleyen gefallen allezeit. Jetzt bedienet er sich ihrer zu seinen Absichten sehr glücklich. Sie selbst erleichtern ihm den Zutritt in tausend Herzen, und man ist zufrieden, wenn er zugegen ist.

Der Saal ward von der immer mehr und mehr zunehmenden Anzahl des Volks immer enger; dennoch bemerkte ich mit Vergnügen, daß keiner den andern hinderte. Der Verstand gieng bald zu dieser, bald zu jener Gesellschaft, und die Mäßigkeit, die er bey verschiedenen Zeitverkürzungen einführte, machte sie schmackhaft und dauerhaft. Er war gefällig, und man war es wieder. Chloris streichelte in seiner Gegenwart ihren Hund mit Kaltsinnigkeit, und Strephon zog seine goldene Uhr in einer halben Stunde nur dreymal aus der Tasche.

Nie-

Niemand schien über seinen Anblick verdrüßlich zu seyn, als ein gewisser alter junger Herr. Meine Führerinn nennte ihn Wortspiel. Er hat vor diesem, sagte sie, einige Annehmlichkeiten gehabt; und da er sich sehr stark und auf mancherley Art zu schminken weiß: so gefällt er noch jetzo in einigen Zusammenkünften. Allein der Verstand muß nicht zugegen seyn. Du siehst, daß er sich jetzt mit den Bedienten unterhält, die ihm doch schon verächtlich begegnen. Doch er verdienet nicht, daß wir uns bey ihm aufhalten. Betrachte den Zeitvertreib und die Tugend, welche jetzt in der größten Vertraulichkeit beysammen sind. Ich war so hastig, dieses erwünschte Paar mit meinen Augen anzutreffen, daß ich zu meinem Verdrusse darüber aufwachte.

Kurz darauf, Sylvander, brachte man mir Ihren Brief. Er bestärkte mich in dem Entschlusse, meinen Traum aufzuschreiben. Sie können nunmehr zufrieden seyn, wenn ich Ihnen einen Monatlang Ihre Briefe nicht beantworte.

Zehnter Brief.

Der Frau von Sevigny an den Grafen von Bussy*).

Guten Morgen und Glück zum neuen Jahre, mein lieber Vetter. Ich nehme meine Zeit in Acht, Sie nach einem glücklichen Feste um Vergebung zu bitten, indem ich Ihnen zugleich tausend gute Sachen in diesem und vielen folgenden Jahren anwünsche. Mich deucht, da ich Ihren Geist so besänftige, so werde ich Sie dahin bringen, mir es zu verzeihen, daß ich so lange weder an Sie noch an die artige Wittwe**) geschrieben habe, die ich so sehr liebe. Ich reisete aus Bretagne den zwanzigsten October, und also weit eher als ich gedachte, wieder nach Paris zu kommen. Einen Monat darauf hatte ich das Vergnügen meine Tochter daselbst zu empfangen. Ich habe sie besser gefunden, als da sie abreisete; und diese Provencische Luft, die sie verzehren sollte, hat sie doch nicht verzehret: sie bleibt immer liebenswürdig, und ich wette, Ihr sehet und sprechet Euch beyde nicht zusammen,

*) S. Lettres de Buffy Rabutin T. I. Lett. 161.

**) Die Gräfinn von Colligny, des Grafen von Bussy Tochter.

men, ohne Euch zu lieben. Ich habe beständig an Sie gedacht, und ich habe tausendmal gesagt: Mein Gott, ich möchte gerne an meinen Vetter v. Bussy schreiben; und ich habe es doch niemals thun können. Bald glaube ich meines Orts, daß es kleine böse Geister giebt, die uns hindern zu thun, was man will, nur um unsrer zu spotten, und uns unsere Schwachheit fühlen zu lassen. Ja, sie sind befriediget worden, und ich habe es stark genug empfunden. Wir haben hier einen Kometen, der auch sehr groß ist; es ist der schönste Schweif, den man nur sehen kann. Alle vornehmen Leute sind in Sorgen, und glauben, daß der Himmel, der mit ihrem Unglück sehr beschäfftiget seyn müsse, durch diesen Kometen davon Nachrichten giebt. Man sagt, daß, als der Kardinal **Mazarin** von den Aerzten verlassen worden, seine Schmeichler glaubten, man müsse seine Todesstunde mit einem außerordentlichen Zeichen beehren, und sagten ihm, daß ein großer Komet erschiene, der ihnen Furcht machte. Er hatte noch so viel Kraft, über sie zu spotten, und sagte ihnen scherzend, daß ihm der Komet zu viel Ehre erwiese. In Wahrheit, man sollte eben so davon sprechen wie er; und der menschliche Stolz macht sich allzuviel Ehre zu glauben, daß große Dinge unter den Gestirnen vorgehen müßten, wenn man sterben soll. Mein Stillschweigen hat mich die Reizungen Ihrer Uebersetzungen nicht vergessen lassen.

sen. Leben Sie wohl, mein lieber Vetter, und leben Sie auch wohl, meine liebe Base. Schreiben Sie mir doch bald, was Sie gutes machen. Nun will ich indessen mit unsrem Freunde Corbinelli wieder ein wenig plaudern.

Eilfter Brief.

Des Grafen von Bussy an die Frau von Sevigny *).

Wenn ich nicht bereits an unsern Freund Corbinelli geschrieben hätte, Madame, so wüßte ich wohl, was ich Ihnen schreiben wollte: aber Sie sind so oft bey einander, daß ich keine Duplicata zu machen brauche. Er wird Ihnen also sagen, was ich ihm berichte; und ich—ich will Ihnen allein sagen, daß die Sorgfalt, die Sie für mich während meiner Krankheit getragen, mich dergestalt für Sie eingenommen hat, daß nur die Liebe stärker seyn kann, als das, was ich empfinde. Aber das, was ich empfinde, wird doch gewiß dauerhafter seyn, als die Liebe; denn ich werde in meinem ganzen Leben die allerzärtlichste Freundschaft für Sie hägen, die jemals möglich ist.

Zwölf=

*) T. I. Lett. 173.

Zwölfter Brief.

Der Frau von Sevigny an den Grafen von Bussy *).

Wie glücklich sind Sie, mein guter Vetter, daß Sie in ihren Schlößern sind, und Ihren Leib sowohl als Ihren Geist, die auf Ihrer letztern Reise so sehr gelitten haben, können ausruhen lassen! Ich bin bey allen Ihren Leiden empfindlicher gewesen, als ich Ihnen nicht gesagt habe; und was die Sorgfalt bey Ihrer Unpäßlichkeit betrifft, so bin ich recht glücklich, daß Sie damit zufrieden sind; denn ich an meinem Theile bin es nicht, und ich hätte Ihnen noch gerne öfters bezeugen mögen, wie sehr ich über diese Vermehrung des Verdrußes betrübt bin. Es giebt Zeiten in dem Leben, die sehr schwer zu überstehen sind: aber Sie haben einen höhern Muth als andere, und, wie das Sprüchwort sagt: Wem Gott Kreuz zuschickt, dem giebt er auch Kräfte es zu tragen. Wenn ich auf mich schließe, so weiß ich nicht, wie Sie mich in ihrem Rabutinischen Geschlechte nicht verken-

*) T. I. Lett. 174.

verkennen. Ich bin eine kleine furchtsame Kreatur, und ich denke zuweilen: aber wenn ich nun eine Mannsperson geworden wäre, sollte ich wohl meinem Hause diesen Schimpf gemacht haben, in welchem Muth und Tapferkeit erblich zu seyn scheinen? Ich glaube es am Ende nicht, und ich begreife dadurch die Stärke der Auferziehung. Wie das Frauenzimmer Erlaubniß hat schwach zu seyn, so bedienen sie sich ihrer Privilegien ohne Gewissensangst; und da man den Mannspersonen ohne Aufhören vorprediget, daß sie nur in soferne hochachtungswürdig wären, als sie den Ruhm liebten, so richten sie auch dahin alle ihre Gedanken, und das bildet die ganze französische Unerschrockenheit, nachdem es das Temperament mehr oder weniger zuläßt. Sehen Sie doch eine Betrachtung, die ich am Ende meines Briefes ziemlich unnöthig finde; aber ich will Sie darüber trösten, indem ich die Feder unserm Freunde Corbinelli überlasse, der Ihnen alles sagen wird, was er nur von Neuigkeiten weiß, nachdem ich den Vater und die Tochter werde umarmt haben mit der Beschwörung, daß sie eines dem andern zum Troste ihres Lebens dienen mögen.

Drey-

Dreyzehnter Brief.

Des Grafen von Bussy an die Frau von Sevigny *).

Sie sind schwach, Madame, weil man Sie zur Schwachheit erzogen hat. Wären Sie in dem Gedanken ernähret worden, daß Ihre Ehre darinn bestünde, Männer zu tödten, wie man Sie in demjenigen ernähret hat, sie nur nicht zu lieben; so bin ich versichert, daß Sie eben so tapfer, wie eine Amazoninn seyn würden. Aber mit alle dem hat doch das Frauenzimmer bey Gelegenheiten eben so gut Unerschrockenheit, wie die Mannspersonen; und wenn Sie in Ihrer Herzhaftigkeit ein Mißtrauen setzen, so kömmt es nur daher, weil Sie das Schicksal nicht auf die Probe gesetzt hat. Sie haben niemals Widerwärtigkeiten ausgestanden, und daher kömmts, daß Sie nicht alle die Tugenden wissen, deren Sie fähig sind. Was mich betrifft, Madame, so glaube ich, daß ich eben so schwach, oder so zärtlich, wie Sie es nennen wollen, gebohren war, als Sie; aber das

Kriegs-

*) Lett. 175.

Kriegshandwerk, welches ich von meiner ersten Jugend an getrieben habe, und das Verhängniß, in meinem ganzen Leben unglücklich zu seyn, haben mich so gehärtet, daß ich nichts mehr von dem empfinde, was den meisten Theil anderer Menschen niederschlägt.

Der Vater und die Tochter gehorchen, einander beständig zum Trost ihres Lebens zu seyn, und versichern Sie außerdem, Madame, daß sie nichts so sehr lieben, als Sie.

Vierzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Halten Sie es meinem Herzen zu gute, welches sich nicht länger zwingen will, daß ich einmal meine Empfindungen aufrichtig vor Ihnen ausschütte. Ich schreibe Ihnen nicht in der Sprache der Clienten; aber die Hochachtung, die ich für Ihre Verdienste hage, verlieret nichts dabey. Warum sollte doch wohl die Ehrerbietung nicht mit der Zärtlichkeit bestehen können, warum sollte sie allein dazu verdammt seyn, die frostigen und leeren Erfindungen des Witzes anzunehmen, in welchen sich nur der Schmeichler gut ausdrücket, und die einem wohlgebildeten Herzen den grausamsten Zwang verursachen? Ihre Größe wird nichts darunter

lei-

leiden, wenn es auch die Welt wissen sollte, daß ein Mensch so vertraut mit Ihnen redet, der keine Patronen suchet, und sich weiter keine Wohlthat von Ihnen ausbittet, als Ihre Liebe. Doch Sie sind ja weder auf Ihre Titel, noch auf Ihren Stand hochmüthig, und also werden Sie beydes leicht vergessen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir unter dem Namen des Freundes der ehrwürdigste Mann von der Welt sind. Aber darf ich mich denn wirklich noch unter Ihre Freunde rechnen? Ach wie sehr beunruhiget mich dieser Zweifel! Wie groß wird mein Kummer, wenn mir mein Herz den unangenehmen Dienst erweist, mir Ihre ehemahlige Liebe vorstellet, um Ihren jetzigen Kaltsinn desto lebendiger zu fühlen! Ich befinde mich denn in einer Gemüthserniedrigung, die alles übertrifft, was man davon sagen kann, ich erschrecke bey dem Anblick des Leeren, das sie in meiner Seele zurückläßt. Wie glückselig schätzte ich mich in Ihrer Liebe, wenn sie mich zuweilen besuchten; wenn Sie mich bey unsern Bewegungen mit einer Miene ansahen, die ins Herz gieng, und die mehr sagte, als alle Schmeicheleyen, wenn Sie meinen Namen abwesend gerne nennen hörten, und mit Ihrem zufriedenen Gesichte mich lobten, wenn sie mir mit einem freundschaftlichen Lächeln die Hand drückten, wenn Sie mich auch in Ihren liebsten Gesellschaften vermißten — Ach, was empfand da meine Seele, wenn Sie

Ihr Herz, Ihr grosses Herz mit mir reden liessen! Diese Zeit ist dahin, diese schöne Zeit ist vielleicht auf ewig dahin. Sie besuchen mich nicht mehr, und das wollte ich Ihren Geschäfften verzeihen; aber Sie scheuen gleichsam meine Begegnungen, Sie sehen mich mit einem furchtsamen Blick an, wenn Sie mich sehen, und da Sie die Verstellung wenig kennen, so verrathen Sie bald den Zwang, wenn Sie etwas mit mir sprechen. Es ist nicht mehr das freye Gesicht, nicht mehr das offene Herz, das Sie auf mich wenden, wenn Sie es auf mich wenden müssen. Wodurch habe ich doch gegen Sie gesündiget, und was muß man thun, Sie zu versöhnen? Meine Verfolger haben mich ohne Zweifel bey Ihnen verleumdet, und Sie müssen ihre Beschuldigungen sehr wahrscheinlich gemacht haben, weil Sie Ihnen so glaubwürdig vorgekommen sind, daß Sie gegen mich haben stolz werden können, so wie die Tugend gegen das Laster stolz ist. Ich habe Vermögen und Güter eingebüßet, mein Ehrgeiz streitet nicht mehr mit dem Schicksal; ich habe den Mangel der Glücksgüter großmüthig ertragen, nichts war meinen Feinden mehr übrig zu thun, als mir den besten Freund zu rauben. Nein, das ist zu viel: hier bricht meine Standhaftigkeit. Ach warum konnten Sie nicht in mein Herz sehen, daß ich Ihre Freundschaft nicht um zeitlicher Vortheile willen suchte, daß ich in Ihnen

nicht

nicht Ihren äußerlichen Stand, nicht Ihr Ansehen, nicht Ihr Vermögen, andere glücklich zu machen, liebte, sondern das, was nur allein den großen Mann macht! Ich liebte Ihr erhabenes edles Herz, das des besten Freundes werth war. Jetzt soll ich ein Feind des Menschenfreundes seyn? Welch ein erschrecklicher Gedanke! muß mich dieses nicht mißtrauisch in meine Tugend machen, in die Tugend, die ich als das einzige Gut aus allen Stürmen meines Unglückes gerettet habe? Was bleibt mir denn übrig, wenn ich bey meinem Unglücke auch noch lasterhaft bin, wenn ich den einzigen Vortheil entbehren soll, wodurch andern mein Unglück mitleidswürdig, und mir selbst erträglich wird? Ach verfahren Sie gelinder mit einem Menschen, der um Ihrer eignen Ehre willen gerechtfertiget zu seyn wünschet, weil Sie ihn zum Freunde wählten! Hassen Sie ihn nicht, ehe er seines Verbrechens überwiesen ist! Gönnen Sie seiner Unschuld eine Vertheidigung, wenn Sie es gerne sehen, daß er unschuldig seyn möchte! Warum wollen Sie mich nicht bessern, wenn Sie Fehler von mir wissen? Ihr Kaltsinn wird mir den Haß aller ehrlichen Leute zuziehen: und was bleibt denn die Welt für mich, die ich nur um Ihrentwillen hochschätze? Schenken Sie mir doch Ihr Herz wieder! Weiter verlange ich nichts von Ihnen. Ich verlange nicht, daß Sie sich als ein Patron um mich Mühe

gebehn

geben sollen; ich habe in meinem praktischen System auf alles entsagt, was nicht gerade und einzig zur wahren Glückseligkeit führet, und der große Haufe Ihrer Clienten darf nicht so viel von mir befürchten, daß sie mich beneiden oder gar auf die Seite schaffen müßten. Ich stehe niemand entgegen, und kann andere gerne glücklich sehen. Wenn Sie es für gut finden, hochzuehrender Herr, mir zu antworten, so schreiben Sie mir doch also, wie ich in Ihrem Herzen stehe, und was ich hoffen soll. Können Sie mich nicht wieder lieben, (wie traurig ist dieser Gedanke!) so sprechen Sie mich doch zum wenigsten von der Schuld frey; denn ich würde mirs in meinem ganzen Leben nicht verzeihen, daß ich jemals den besten Mann von der Welt beleidiget hätte. Ich bin ꝛc.

R. R.

Funfzehnter Brief.

Schreiben einer sterbenden Mutter an ihre Tochter *).

Meine liebste Tochter,

Du erwartest diesen Brief vielleicht nicht, und ohne Zweifel vermuthet ihn die großmüthige Freundinn auch nicht, der wir beyde so viel zu danken haben. Die Zeit kömmt, wo sie allein deine Mutter und Versorgerinn seyn wird. Die auszehrende Krankheit, die ich schon so lange mit mir herumgetragen habe, hat wider mein eigenes Vermuthen so plötzlich überhand genommen, daß ich wohl den letzten Brief an dich schreiben werde. Ich fühle den herannahenden Tod, und ich werde nunmehr bald deinem Vater nachfolgen, dessen Zärtlichkeit du nicht gekannt hast, und der für mich und dich nur allzufrüh starb. Du weißt es, meine liebste Tochter, wie sehr ich dich allezeit geliebet habe. Du bist das einzige Pfand einer kurzen aber glückseligen Ehe; du allein machst mir eine Stunde schwer, die nach dem Verluste des besten Mannes nichts schreck-

*) Sammlung vermischter Schriften 1. B. S. 216

schreckliches für mich gehabt hätte. Unterdeßen erwarte ich sie mit einer Ruhe, welche mir die Hoffnung deiner Tugend giebt. Ich danke dem Himmel für mein Schicksal, daß ich in der größten Schwachheit dennoch mit einiger Ueberlegung einer zärtlichen Mutter schreiben kann. Ich weiß, daß du weinen wirst; denn ich weine selbst. Wie köstlich sind mir deine Thränen! Sie sind die größte Belohnung meiner Zärtlichkeit und der Wehmuth, womit ich die Welt verlasse. Ach meine Tochter, wie viel Muth und Standhaftigkeit brauche ich nicht, dieses zu schreiben! Du wirst weinen, und ich wollte, daß du niemals traurig seyn dürftest. Wie bekümmert bin ich nicht, wenn ich an deine Thränen denke, denn ich weiß, daß du die Zärtlichkeit von deinem Vater geerbt hast! Doch ich will suchen, so standhaft und stark zu seyn, als mir nur möglich ist, damit ich nur noch einen recht langen Brief an dich schreiben kann. Ich nehme deine Thränen als eine Versicherung mit in das Grab; daß du dich in allen Umständen deines Lebens an dasjenige erinnern wirst, was dir deine sterbende Mutter schrieb. Meine vornehmste Sorge ist allezeit gewesen, daß Unschuld und Religion deine vornehmsten Reizungen seyn möchten. Ich wußte, daß sie allein glückselig machen, und ich weiß, daß du es seyn wirst, wenn du nur ferner ihren Vorschriften getreu bleibst. Ja, ich kann zufrieden sterben.

Du

Du bist ein Frauenzimmer, mein Kind, und was noch mehr zu sagen hat, du bist ein junges Frauenzimmer. Was uns bey der Welt eine wahre Hochachtung verdienen, und ein dauerhaftes Glück geben kann, ist allein die Unschuld und Tugend, und wenn wir diese verlieren, ist alles für uns verlohren. Selbst unsre Reizungen, die uns zu unserm Unglücke gemeiniglich mehr Bewunderung zuziehen, als die Tugend selbst, werden ohne sie ein Gegenstand der Verachtung. Die meisten Personen des männlichen Geschlechtes haben es in vielen Fällen zu einer Ehre gemacht, die Tugend zu beleidigen; sie verzeihen sich alles und uns verzeihen sie nichts. Sie verdammen sich selbst nicht, wenn sie wirklich Ausschweifungen begehen, uns verdammen sie schon, wenn sie nur muthmassen, daß wir sie begehen könnten. Es scheint daß unser Geschlecht selbst dadurch noch glücklicher sey, als das männliche, weil viele von uns zum wenigsten durch die Furcht vor der äußerlichen Schande von Vergehungen zurückgehalten werden; wenn die Personen des andern Geschlechts sich ohne die geringste Scheu vor einer Schande, ihren Ausschweifungen überlassen. Allein wie gefährlich wird uns nicht auch ihre Unverschämtheit! So schnell sie sind, uns zu verurtheilen, so wenig überlegen sie, daß es oft nur ihren Nachstellungen zuzuschreiben ist, wenn

eine Person unsers Geschlechtes ihren Pflichten ungetreu wird. Wenn sie uns am meisten zu verehren scheinen, sind sie unsere größten Feinde. Was haben sie nicht alles erfunden, um uns so weit zu bringen, daß sie uns hassen und verabscheuen können? Lobsprüche, Liebkosungen, Schmeicheleyen, Klagen, Seufzer; kurz die Künste des Lasters sind nicht zu zählen, die es braucht um uns unsern größten Reichthum zu entwenden. Sie sollten sich selbst alle Mühe geben, uns bey der Tugend zu erhalten, weil uns die Natur für sie erschaffen hat; aber so treiben sie ihre feindlichen Anfälle auf uns so weit, daß sie uns selbst die Unschuld zum Verbrechen machen, wenn wir uns nicht von ihnen verführen lassen wollen. Widerstehe dem Laster, sie werden dich einer übertriebenen Strenge, einer Ungerechtigkeit gegen ihre Liebe, einer Unempfindlichkeit und andrer dir unbekannten Fehler beschuldigen. Bedenke nunmehr die natürlichen Schwachheiten deines Geschlechtes, und die Umstände, worein uns die Tyranney der Männer gesetzt hat. Wir sind von Natur eitel, oder zum wenigsten sehr zur Eitelkeit geneigt; unsre Eigenliebe merkt bald, daß wir oft mit unserm Gesichte, und mit Reizungen gefallen, die wir uns nicht gegeben haben. Sie beredet uns, daß wir von unsrer Geburt an zum Lobe bestimmt sind, ohne daß wir nöthig haben, dasselbe zu verdienen, und darüber vergißt man leicht, daß

man

man durch die Tugend vornehmlich liebenswürdig seyn soll. Man lenket unsern Verstand noch in unserer Kindheit auf Kleinigkeiten und Spielwerke; die gewöhnlichste Erziehung erhält uns in der Unwissenheit, und die wenigsten Frauenzimmer haben Väter, wie du einen gehabt hättest, wenn er dir durch den Tod nicht so früh entrissen worden wäre. Wenn eine Person von dem Geschlechte, vor dem du dich so sehr zu fürchten hast, Verdienste erlangt, so ist das Wunder so groß nicht. Es ist so schwer nicht, Verdienste zu haben, wenn man Verstand haben darf. Das ist aber einem Frauenzimmer nicht erlaubt; ein Frauenzimmer, das Bücher liest, durch die es seinen Geist heiter machen, sein Herz bessern und die Schönheit der Tugend kennen lernen will, ist darum in den Augen des großen Haufens lächerlich. Darum ermahnte ich dich, meine Tochter, als du noch bey mir warest, so oft deinen Zuschauer, Aufseher und andere solche Schriften keinen Menschen sehen zu laßen, und dich niemals zu verrathen, daß du sie läsest. Das andere Geschlecht hat Freunde, oder kann Freunde suchen, und was kann uns in der Treue gegen die Tugend unveränderlich machen, als die wahre Freundschaft? Wo soll aber ein Frauenzimmer Freunde suchen? Unter dem männlichen Geschlechte? Ich habe dir es oft gesagt, mein Kind, daß es die Welt für ein Verbrechen gegen unsere Tugend ansieht, wenn

wir einen Freund haben, der nicht unser declarirter Liebhaber oder Bräutigam ist. Du darfst von deinem Geschlechte vielweniger hoffen, daß du Freundinnen darunter finden werdest. Die gemeine Erziehung gewöhnt uns gar frühzeitig zur Eifersucht gegen einander; man lehrt uns, daß wir andere Frauenzimmer übertreffen, wenn wir schöner sind, oder einen bessern Putz haben, als sie. Die Freundschaft kann also unmöglich mit der Eitelkeit bestehen.

Du bist schön, meine Tochter, und du hast von der Natur Reizungen empfangen, die für dich gefährlich seyn würden, wenn du in den Jahren, wo sich die erste Eitelkeit regt, lieber die Lehren des Spiegels, als den Unterricht deiner Mutter angehöret hättest. Ich sage dir, was dir Schmeichler und Leichtsinnige unzähligemal sagen werden, damit es keinen Eindruck bey dir mache, wenn sie es sagen. Wenn du nur meine Augen, und meine ersterbenden Lippen noch einmal sehen solltest! Man lobte sie auch einmal. Wie würde dich der Anblick wider alle Schmeicheleyen waffnen, die man dir deiner Reizungen wegen machen wird! Es ist traurig, meine liebe Tochter, was ich sage, es ist sehr traurig; vielleicht wirst du in deinem Leben keinen Menschen mehr so von der Schönheit reden hören; aber jetzt redet eine Mutter mit dir, welche dich liebt, und verlassen soll. Du kannst dich freuen, daß du schön bist, so lange du tugendhaft bleibest;

chest; denn die Schönheit ist ein Geschenck des Himmels; aber wenn du irgendmo bey einer Person deines Geschlechts eine größre Tugend bemerkst, als die deinige ist, so glaube, daß sie mehr Annehmlichkeiten besitzt, als du. Sie ist schöner, weil sie tugendhafter ist.

Du wirst, wenn du meinen Tod beweint hast, künftig unter deinen Anverwandten und in Gesellschaften erscheinen müssen, und alsdann werden sich die Gefahren hervorwagen, die sich zeither etwa noch verborgen gehalten haben. Du wirst Frauenzimmer sehen: die ihren einzigen Ruhm darinnen suchen, daß sie von einer Menge falscher Liebhaber umringt werden. Diese Betrüger werden dir vielleicht auch sagen, daß du liebenswürdig bist, weil dein Gesicht jung ist; sie werden dir schmeicheln und dich eitel machen wollen, weil sie eitel sind; sie werden dich versichern, daß sie dich lieben; aber es ist ihre Absicht nur, einen Triumph ihrer Eitelkeit aus dir zu machen, wenn du ihren verrätherischen Schwüren glaubst. Sie werden suchen, ihren Stolz zu befriedigen, um dich alsdann verachten zu können. Nichts ist gefährlicher für die Tugend, oder welches einerley ist, für die Glückseligkeit eines Frauenzimmers, als die Begierde nach Eroberungen. Sie nehmen mit den Reizungen ab, und eine Person, die dieses eingebildete Vergnügen nicht verlieren will, verliert gemeiniglich nicht allein dasjenige, das alle

Jahre durch dauert, sondern muß auch tausend niedrige Künste gebrauchen, das Eingebildete zu erhalten, und endlich hört alle Einbildung einmal auf. Das schlimmste ist, daß es zu unsrer Zeit nicht genug ist, schön oder artig zu seyn, wenn man ja die eitle Freude verlangt, von einem Schwarme Anbeter bewundert zu werden. Die Welt hat so verderbte Augen, daß sie von der Schönheit nicht gerührt werden, wenn sie nicht durch ein gewisses freches Ansehen belebt wird, das man mit einem ehrlichern Namen Freyheit nennt. Es ist so weit gekommen, daß man sich zum wenigsten schämt, tugendhaft zu seyn, wenn man auch noch durch die Natur oder die Erziehung zurück gehalten wird, sich dem Laster ohne Bedenken aufzuopfern. Wolltest du ein Mittel zwischen der Tugend und dem Laster treffen, Anbeter haben, ohne deiner Unschuld abtrünnig zu werden, so würde selbst deine Eitelkeit nichts dabey gewinnen. Deine Liebhaber würden dich nach und nach aus Verdruß, daß sie ihre Absichten nicht erreichten, verlassen, und doch allezeit die Welt bereden, daß sie dich verließen, weil sie ihres Glückes überdrüßig wären. Endlich kommen die Jahre, wo die Welt ungewiß wird, ob man noch jung ist oder alt wird. Nunmehr ist der Triumph deiner Eitelkeit vorbey; dein Herz hat sich an ein so flüchtiges Vergnügen gewöhnt; das Verlangen bleibt zurück, und zugleich kommt der Verdruß darüber

ber, daß es nicht befriediget werden kann. Allein, wie sollst du den Ungestümen entgehen, welche oft so unverschämt sind, daß sie sich die Strenge, womit ein Frauenzimmer über seine Pflichten wacht, nicht abschrecken lassen? Du darfst dich dafür nicht fürchten, du darfst ihnen auch nicht mißfallen wollen, du darfst sie nicht einmal mit Verachtung bestrafen. Dein Unwille und deine Verachtung wären schon zu viel Ehre für sie; denn du müßtest sie wahrgenommen und ihre Beleidigung empfunden haben. Du bist sicher genug vor ihnen, wenn du ihnen nur nicht gefallen willst, und die Eitelkeit solcher eigennützigen Bewunderer von uns wird nicht mehr gedemüthiget, als wenn man alle die Anstalten nicht merkt, die sie wider unser Herz machen. Das erstemal schreckt sie freylich ein solches Bezeigen nicht; sie halten es für eine angenommene Zerstreuung und für eine heimliche Aufmunterung; sie bilden sich ein, daß man ihre Unternehmungen nicht sehen möge, damit sie dieselben wiederholen und verdoppeln sollen. Aber wenn ihre Einbildung noch einmal oder zweymal widerlegt wird, so hören sie entweder aus Verdruß oder aus Eitelkeit auf, uns zu verfolgen. Vielleicht triffst du einige an, die sogar unverschämt sind, daß sie dich offenbar zu beleidigen sich unterfangen. Aber wisse, meine Tochter, daß die Tugend gewisse Blicke in ihrer Gewalt hat, vor welchen das

frechste Laster zittert. Du hast, wie ich hoffe, nicht nöthig, dir alsdann Mühe darum zu geben; denn ich habe dich von deinen ersten Jahren an zur Tugend zu erziehen gesucht, so daß dir nunmehr solche Blicke im Nothfalle natürlich seyn müssen.

Alles das sage ich nicht, meine liebste Tochter, um dir einen Widerwillen gegen die Liebe beyzubringen. Nein, mein Kind, ich will dein Herz nicht unempfindlich, sondern nur vorsichtig machen. Nach der Tugend können wir durch nichts glückseliger werden, als durch eine vernünftige und edle Liebe; und ein Frauenzimmer würde sehr zu beklagen seyn, wenn es sich dazu gar keine Hoffnung machen könnte. Ich habe der tugendhaften Liebe den Genuß so vieler Glückseligkeiten zu danken, daß ich mich für keine Mutter halten würde, wenn ich dir dieß Glück nicht auch wünschte. Ich habe die Zärtlichkeit deines Vaters nur ein kurze Zeit genossen; aber ich hätte das Andenken davon mit dem Besitze aller Reichthümer nicht vertauscht. Ich glaube, daß die Mütter, welche ihre Töchter so sehr vor Liebe warnen, sehr unverständig handeln; doch vielleicht sind die meisten zu entschuldigen, weil sie in ihrer Liebe unglücklich gewesen sind. Aber, meine Tochter, so groß das Glück ist, auf eine edle und zärtliche Art geliebt zu werden, mit einem getreuen und großmüthigen Gefährten des Lebens vereinigt zu seyn,

der dich liebt, weil er dich hochachtet, der dir sein Herz giebt, nicht so wohl darum, weil du einige Reizungen besitzest, sondern weil du tugendhaft und unschuldig bist; so selten ist dieses Glück auch. Das kömmt daher, weil die Redlichkeit und Großmuth unter dem männlichen Geschlechte so seltne Tugenden sind. Man liebt und heirathet in der Welt, nicht um die Freuden zu erlangen, welche aus einer gemeinschaftlichen Freundschaft, Gutherzigkeit, Dienstfertigkeit und Großmuth und Zärtlichkeit herfließen; man schließt Ehen, um reicher oder vornehmer zu werden, als man ist. Aber das sind die Güter nicht, die du in einer glücklichen Ehe suchen sollst. Die wahre Glückseligkeit liebt die Stille, und haßt das Geräusche. Die Tugend hat alles, was sie sich wünschen kann, wenn sie sich einer andern Tugend mittheilen kann. Es werden sich Personen finden, welche sich um dein Herz Mühe geben; alsdann, mein Kind, bist du in der größten Gefahr. Laß dein Herz ja von keinem äußerlichen Scheine verführt werden, und sage es dir immer vor, daß du nicht glücklich seyn kannst, wenn du nichts mehr als eine reiche oder wohlgekleidete Sklavinn wirst. Wenn du in solchen Umständen einen Rath verlangest, so verlange ihn niemals von deinen Augen, sondern von deiner Vernunft und Tugend. Deine Wahl kann dir alsdann nicht schwer werden. Gib dein Herz demjenigen, welchen du wegen seiner eigenth im-

lichen Vollkommenheiten vor andern am höchsten schätzest, und das wird allezeit derjenige seyn, der dir die sichersten und zuverläßigsten Proben giebt, daß er an dir deine eigenthümlichen Verdienste am meisten hochachtet und liebt. Die Tugend, die dir ein Herz gewonnen hat, wird es auch gewiß zu erhalten wissen, und eine wahre Zärtlichkeit ist so unerschöpflich an Freuden, daß ihre Menge, Veränderung und Mannigfaltigkeit den Ueberdruß gewiß entfernen wird, welcher so viele unglückliche Ehen begleitet.

Sollte dir der Himmel das Glück aufgehoben haben, eine zärtliche und geliebte Gattinn eines rechtschaffenen Mannes zu seyn, so hast du vielleicht auch die Freude zu hoffen, eine so glückselige Mutter zu werden, als ich bin. Das kannst du aber nicht werden, ohne die Pflichten auszuüben, die ich, so viel mir möglich gewesen ist, allezeit zu erfüllen gesucht habe. Wenn man Freude an seinen Kindern sehen will, so muß man ihre Mutter und nicht ihre Tyranninn seyn. Das ist nicht genug, wenn sie wissen, das du sie unter deinem Herzen getragen hast; das mußt du noch mehr thun und sie überreden, daß du sie liebst, ohne ihnen zu schmeicheln. Diese Ueberredung wird dir ihr Herz gewinnen. Sie werden das Ansehen, das du über sie behaupten, nicht als ein verhaßtes Recht der Natur oder des Alters, sondern als eine Wirkung

deiner Liebe zu ihrem Besten ansehen. Wenn du ihre jungen Herzen zugleich erkenntlich und zärtlich machst, indem du sie unterrichtest, so wird das Vergnügen, das ihnen die liebreiche Art deines Unterrichtes erweckt, ihnen sehr bald die Lehren selbst anmuthig machen. Du wirst sie ohne Ungeduld und ohne die Lebhaftigkeit des Temperaments bestrafen, die sich in die Verweise und Bestrafungen so vieler Aeltern mischen, und sie dadurch so schädlich machen, daß sie, anstatt einen Fehler auszurotten, durch das böse Beyspiel, das sie geben, zehn andere noch größere Fehler in ihren Kindern hervorbringen. Das Vertrauen, das Kinder zu ihren Aeltern haben, macht, daß sich ihre natürlichen Fehler hervorwagen, die sich hingegen, wo nur Furcht ohne Liebe ist, in dem Innersten ihrer Herzen so lange verborgen halten, als ihre Tyrannen gegenwärtig sind. Wenn sie es wissen und empfinden, daß sie geliebt werden, so scheuen sie sich, Fehler zu begehen, weil sie sich fürchten, liebreiche Aeltern damit zu betrüben. Sie werden ihre Liebe nicht aus dem Gesichte verlieren, und das wird ihr eigenes Herz in Ehrfurcht erhalten. Sie werden niemals mit sich selbst zufrieden seyn, wenn man es ihnen sagt, daß ihre zärtliche Mutter, oder ihr liebreicher Vater nicht mit ihnen zufrieden seyn kann. Das sind nicht die gewöhnlichsten Grundsätze einer guten Erziehung. Ein Vater, wie der deinige auch

war, hat mich nach denselben erzogen, und er ertheilte mir vor seinem Tode das Lob, das ihm mehr, als mir gehörte, daß er meinetwegen unbekümmert stürbe. Wie freue ich mich, meine liebste Tochter, daß der Nutzen dieser Vorschriften durch die Erfahrung an dir bis hieher bestätigt worden ist! Ich kann meinem Herzen die Freude nicht versagen, deinem Gehorsame und deiner Liebe zu mir dieses letzte Lob zu geben. Dieser fröhliche Gedanke macht mir mein Ende, wo nicht ganz ruhig, doch zum wenigsten nicht so schwer und schrecklich, als es mir sonst gewesen seyn würde.

Du wirst tausend Thränen vergießen, meine zärtliche Tochter, und ach! wie viel hat sich mein Herz nicht Gewalt anthun müßen, alles dieses zu schreiben! Mein Leben ist nach dem Absterben des zärtlichsten Mannes nichts als ein langwieriger Tod gewesen. Die heimliche Krankheit, die meinen Leib ohne Hülfe nach und nach ausgetrocknet hat, hat mir nicht einmal den Genuß der unschuldigen Ergötzlichkeiten dieses Lebens zugelassen. Ich habe kein anders Vergnügen gehabt, als die Freude, dich zu erziehen, und seitdem du in dem Hause unsrer großmüthigen Freundinn bist, Briefe von ihr und von dir zu erhalten. Dein Frühling wird vergehen, dein Sommer wird kommen, und vergehen, du wirst alt werden, und alsdann wird Tugend und Religion selbst in den Augen

der Welt deine verlohrnen Reizungen ersetzen, wenn du diese beyden Vollkommenheiten aus deiner Jugend mit in das Alter herüber gebracht hast. Die meisten deines Geschlechts bringen ihre Jahre mit Kleinigkeiten zu, die ihrer Eigenliebe schmeicheln; sich anzukleiden und wieder umzukleiden, Besuche zu geben, und anzunehmen, Moden zu erfinden und erfundne zu beurtheilen; das sind alle ihre Beschäfftigungen. Zwölf Jahre spielten sie mit ihren Puppen, und zwanzig oder dreyßig Jahre spielen sie mit sich selbst. So lange die Jugend währt, können sie vielleicht ihre Zufriedenheit darinnen finden, weil sie alle diese Beschäfftigungen nur vornehmen, um gesehen zu werden. Wenn aber diese Zeit vorbey ist, wenn man sie nicht mehr sieht, oder nicht mehr sehen will, wenn man sie verlacht, daß sie sich lange am Putztische verweilen, und die Gesellschaften noch aufmerksam auf sich machen wollen, so verändert ihre Eitelkeit den Gegenstand, und will nunmehr aus Verdruß, daß sie der Erde nicht mehr gefallen kann, dem Himmel gefallen. Das ist aber die Religion nicht, die das Alter und den Tod angenehm machen, und dein Gemüthe mit Licht und Zufriedenheit erfüllen kann. Du hast mich geliebt, meine liebe Tochter, und deine Liebe giebt mir die gewisse Hoffnung, daß meine Lehren beständig in deinem Gedächtnisse bleiben werden. Ich darf dich nicht bitten, zu mir zu eilen. Vielleicht giebt mir der Himmel den

Trost

Trost, daß du mit deinen Händen meine brechenden Augen zudrücken kannst. Ich habe an deine theure Tante einen Brief beygelegt, worinnen ich sie ersuche, mit dir zu kommen, wenn es ihre Umstände zulassen. Wie sehr liebe ich sie, und mit welcher Zärtlichkeit will ich ihr meine Dankbarkeit für die Liebe bezeigen, die sie dir erweist! Ich beklage mich über die Vorsehung nicht, daß sie mir kein längeres Leben giebt; aber ich werde ihr noch ein Glück mehr zu danken haben, wenn sie mir mein Leben noch so lange fristet, bis ich dich, meine liebste Tochter, und unsre großmüthige Freundinn noch einmal umarmet habe. Ich zweifle fast daran; allein wenn ich auch eher sterbe, so sterbe ich doch mit der Zuversicht, daß meine Tochter nicht unglücklich seyn kann, weil der Himmel den Gehorsam und die Liebe der Kinder allezeit belohnt hat. Ich segne dich vielleicht zum letztenmale und bin auch im Tode

Deine zärtliche Mutter
S.

Sech=

Sechzehnter Brief.

Einer von meinen Freunden hat mir berichtet, daß sie gern einen Menschen möchten kennen lernen, von dem ich Ihnen vielleicht allein die warhafteste und vollständigste Nachricht geben kann. Und damit Sie etwan nicht durch eine fremde und falsche Abbildung betrogen werden; so will ich sie Ihnen hiemit selber mittheilen, so gut ich sie weiß; ich will mich bemühen, sie nach dem Leben zu malen. Der Mensch also, dem Sie Ihre Freundschaft zugedacht haben, ist nach seiner Leibesgestalt eben nicht sehr ansehnlich gebildet; sein ziemlich offenes Gesichte aber ziehet sich beym ersten Anblicke viel Vertrauen zu, und verspricht diejenige Seele, die er wirklich besitzet. Er nimmt zuweilen eine Miene an, die uns stutzig macht, wenn wir ihn noch nicht kennen; sie scheinet eine Liebe zur Spötterey zu verrathen, und ich glaube sie ist ihm selber größtentheils unbekannt; sie entdeckt sich wenigstens oft, wo man doch versichert seyn kann, daß er gewiß keinen Trieb zum Spotten hat; ob es gleich allerdings wahr ist, daß er in der Beurtheilung des Lächerlichen von einer kleinen unschuldigen Spötterey eben kein Feind ist. In seinem Gesichte herrschet etwas Melancholisches, das bey aller seiner Fröhlichkeit dennoch durchscheinet; und

er

er kann überhaupt nicht lange anhaltend fröhlich seyn, wenn er auch schon nicht mißvergnügt ist. Er gefällt sich oft selbst am besten in seiner Melancholie, aber er sorget dafür, daß er sie andern in der Gesellschaft nicht beschwerlich macht. In seinen Manieren herrschet sehr wenig von dem, was man Welt nennet, aber er bemühet sich nichts pedantisches blicken zu lassen, noch affektirt zu seyn. Er ist etwas furchtsam: wenn er Besuche giebt oder annimmt, dabey der Wohlstand Ceremonien fodert, so scheinen seine Reden eben so zerstreut und gezwungen, als seine Manieren frostig zu seyn, und wenn der Besuch kurz ist, so lernt man nicht ihn selbst, sondern einen ganz fremden Menschen kennen. Er gewinnt hergegen viel bey denen, die sich durch diesen ersten Uebelstand nicht abschrecken lassen, sobald die Unterredung freyer wird. Ueberhaupt ist er keiner von denen, die man gleich das erstemal in ihrer ganzen Gestalt erblicket, und daher entgehen ihm vielleicht manche Freunde. An Witze fehlt es ihm nicht; aber er will erst aufgemuntert seyn, wenn er sich wirksam beweisen soll, und wenn ihn seine Hypochondrie überfällt, so trauet man ihm dasjenige nicht zu, was er leistet. Er scherzet zuweilen recht gerne, wenn er unter wenigen guten Freunden ist, es fehlet ihm auch nicht an Einfällen, und er würde wohl oft der Sache zu viel thun, wenn ihn nicht seine natürliche Niedergeschlagenheit

mäßig-

mäßigte. Seine Empfindungen sind sehr lebhaft; aber er mag sie lieber schreiben, als sagen. Sein Herz ist ohne Tücke und Verstellung, und verräth sich leicht. Er erweiset andern gerne Gefälligkeiten, und er betrübt sich, wenn er unglückliche Leute siehet, denen er nicht helfen kann. Von der Liebe hat er nicht viel zu befürchten; er suchet die Gelegenheiten eben nicht sorgfältig, mit Frauenzimmern in Gesellschaft zu seyn; aber wenn er sich mit einem artigen Frauenzimmer unterredet, so scheinet er sehr verliebt. Es hält schwer, sein Freund zu werden, weil ihn die Erfahrung fürsichtig gemacht hat; aber hat er erst einen Freund erworben, so schonet er ihn sehr, er liebt ihn mit Beständigkeit, ja so gar mit einiger Eifersucht. Er kann nicht lange im Geräusche einer Gesellschaft aushalten, wobey einiger Zwang ist. Er macht sich mit seiner Wissenschaft nicht groß; er spricht in den meisten Gesellschaften wenig, und disputiret noch viel weniger, sobald er merket, daß es auf eine Eitelkeit hinauslaufen soll; er läßt einem jeden gern seine Meynung; aber er erhebt sich insgemein mit seinem Urtheile glücklich, sobald man ihn erniedrigen will. Er schmeichelt nicht gerne, und läßt sich eben so wenig gerne schmeicheln; ob er gleich für das Lob viele Schwäche hat, wenn es ihm von der rechten Seite gegeben wird. Er übersiehet eine Sache sehr bald, und ob er gleich etwas träge ist, so

kann

kann er doch in einer Stunde mehr thun, wenn er will, als andere in zweyen. Sein Gedächtniß ist sehr schwach, und seine Stimme eben nicht sonderlich angenehm, noch stark; daher ist er wohl nicht zum Redner geboren. Sein Temperament ist nicht für den Geiz erschaffen; er lebt mit seinen mittelmäßigen Umständen zufrieden, und wenn er nach dem heimlichen Wunsche seines Ehrgeizes nicht glücklich genug ist; so begehet er doch nicht leicht Niederträchtigkeiten eines Clienten. Er sucht von dem Glücke unabhängig vergnügt zu seyn. Er ist ein bischen eigensinnig, aber wenn er will, so kann er es ziemlich verbergen. Er ist auch etwas auffahrend, und kann in der ersten Hitze eine Uebereilung begehen; aber er weiß sich unvermuthet sehr zu mäßigen, die Vernunft verläßt ihn in den größten Verwirrungen nicht ganz, und er verzeihet gerne. Sehen Sie, das ist die Abbildung des Menschen, nach dem Sie sich erkundiget haben. Sollte er es nun noch verdienen, Ihr Freund zu werden? Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Siebenzehnter Brief.

An das Fräulein von M***

Von der Natur der Liebe *).

Sie verlangen, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen als ein Philosoph erklären soll, was die Liebe sey, wie mancherley Arten derselben es gebe, und worinn sie sich von der Freundschaft unterscheide. Es ist billig, daß Sie eine Sache deutlich kennen die Ihnen ihre schönste Wirklichkeit zu verdanken hat; würde es auch eben so billig seyn daß Sie es durch sich selbst möchten kennen lernen? Sie wissen, daß die neuern Philosophen vor allen Dingen die Erfahrung anpreisen. Aber diese kömmt Ihnen gar zu gefährlich vor; und weil sie es denn lieber mit dem Schläfrigen einer Abhandlung wagen wollen, als mit den Gefährlichkeiten der Erfahrung, so werde ich meine Betrachtung abkürzen müssen, wenn ich sie nicht anmuthig machen kann. Wehe dem, der ein liebenswürdiges Frauenzimmer ermüdet, wenn er mit ihr von Liebe spricht!

Der Ausdruck **Liebe** ist zweydeutig; er bedeutet einmal überhaupt so viel als eine Handlung

*) Mr. de *Vattel* dans le Loisir Philosophique P. 163.

lung zu lieben, es geschehe nun auf welche Art es wolle. So sagt man, die väterliche Liebe, die Liebe des Nächsten u. s. w. Aber das Wort ist im genaueren Verstande dazu geheiliget, jene Leidenschaft anzuzeigen, die ein Geschlecht für das andere empfindet; jene oft flüchtigen Bewegungen, die die Schönheit hervorbringt; jene zärtliche Zuneigung, die das Verdienst einflößet und unterhält; jene gänzliche Ergebung, die Sie sich nicht verbunden halten mit Gegenliebe zu belohnen; mit einem Worte diese Empfindung, von welcher ich Ihnen, anstatt eines Liebhabers, nur als ein trauriger Philosoph schreiben soll.

Die Liebe ist überhaupt diejenige Leidenschaft, welche ein Gegenstand in uns erreget, in welchem wir etwas bemerken, das uns gefällt. Nun aber gefällt uns eine Sache, wenn sie uns die Empfindung giebt, die man Vergnügen nennet. Und wie man mit Grunde behauptet, daß das Vergnügen nur bey dem Anblicke einer Vollkommenheit in uns entstehet, sie sey nun wahr oder scheinbar, so können wir auch daraus schließen, daß wir nur diejenigen Dinge lieben, in welchen wir etwas vollkommenes bemerken, oder doch zu bemerken glauben. Das ist der gemeinschaftliche Ursprung aller Gattungen der Liebe. Aber diese Neigung der Seele ist überaus mannigfaltig, nach der verschiedenen Natur der Gegenstände,

die

die sie erregen. Wir können lebendige Wesen, uud leblose Dinge lieben.

Die Liebe, die wir für ein lebendiges Wesen hägen, für ein menschliches Geschöpfe, bestehet in der Bereitwilligkeit unserer Seele, aus der Glückseligkeit dieses Wesens Vergnügen zu schöpfen. Bis hieher, gnädiges Fräulein, kann ich mich noch auf Ihre eigene Erfahrung berufen. Prüfen Sie Ihr Herz; was bemerken Sie in denen Empfindungen für einen Vater, für eine Mutter, für eine Freundinn? Sie sind voller Freuden bey dem Anblick ihrer Glückseligkeit; Sie wünschen eifrig, dieselbe dauerhaft zu sehen: Sie kennen kein rührenders Vergnügen, als sie zu befördern, und Sie arbeiten daran mit desto größerm Eifer, je mehr Sie sie lieben. Hergegen betrüben Sie sich über das Böse, das ihnen begegnet, und Sie versäumen nichts, sie davor sicher zu stellen. Alles dieses ist nur eine Folge von dieser Verfassung Ihrer Seele, die Sie aus ihrer Glückseligkeit Vergnügen schöpfen läßt. Ich habe also Grund zu sagen, daß die Liebe in eben dieser Seelenbeschaffenheit bestehet. Sie wird mit Ihnen gebohren, entweder von den Banden des Geblüts, die Ihnen einen Vater und eine Mutter gleichsam als Theile Ihrer eigenen Person vorstellen, oder von der Erkenntlichkeit; oder auch endlich von etwas, das Ihnen an ei-

ner andern Person gefallen hat, und das Sie bewogen, ihre Freundinn zu seyn.

Die Liebe gegen leblose Geschöpfe ist nichts anders als eine Bereitwilligkeit der Seele, daraus Vergnügen zu schöpfen. Sie können alle Tage beobachten, daß Sie etwas Lebloses lieben, so bald Sie darinn etwas bemerken, das Ihnen Vergnügen giebt, oder das Sie dazu für fähig halten. So sagen Sie z. E. ich liebe die Musik, weil Sie bey einem Concert Vergnügen empfinden.

Aus diesen zwo Arten von Liebe ist diejenige zusammengesetzt, die zu gleicher Zeit so sehr gefürchtet und so sehr gepriesen wird, dieses reizende Band der zwey Geschlechter; diese Empfindung, welche Sie, ohne es zu wollen, so leicht verursachen.

Sie verwundern sich ohne Zweifel über das, was ich Ihnen da sage; Sie vermuthen wohl nicht so geliebet zu werden, wie man die leblosen Dinge liebet. Machen Sie sich keine Sorge, gnädiges Fräulein! diese letzte Gattung von Liebe wird nur allezeit den geringsten Theil an den Empfindungen haben, welche Sie einflößen. Aber sie darf doch auch nicht ganz davon ausgeschlossen seyn. Wenn Ihre Seele, denen die Sie kennen, die reinste Zärtlichkeit einflößen muß; wenn man sich nicht entbrechen kann, an der Glückseligkeit dieses gerechten, gütigen, großmüthigen Herzens Theil zu nehmen, dessen lie-

bens-

benswürdige Ehrlichkeit und zärtliche Feinheit so rührend sind; wird es denn da nicht erlaubt seyn zu bemerken, daß Sie auch einen Körper haben, und wird es nicht natürlich seyn, aus der Betrachtung seiner Annehmlichkeiten Vergnügen zu schöpfen, ja sogar zu denken, daß man noch weit mehr Vergnügen davon empfinden würde, wenn Sie wollten?

Ich sage noch mehr, gnädiges Fräulein: man liebet selbst Ihre Seele nach diesen zwo Arten. So weit sie einer Glückseligkeit fähig ist, so nimmt man Theil an ihrer Wohlfahrt, man freuet sich darüber: aber man siehet sie auch als geschickt an, durch die Feinheit ihrer Empfindungen, durch ihre Tugenden, durch die Reizungen ihrer Gesellschaft, Vergnügen zu geben; und man liebet sie um dieser Vergnügungen willen, die sie verschaffet. Daher kömmts, daß einige eine neue Gattung der Liebe ausgedacht haben, die ganz von den Sinnen abgezogen ist, und die man die Platonische Liebe nennet. Das ist die Liebe der reinen Intelligenzen: aber bey den Menschen erfodert die Liebe etwas mehr, und diese Liebe ist nichts anders, als eine lebhafte und zärtliche Freundschaft. Sie ist von der gewöhnlichen ordentlichen Freundschaft nur im Grade der Heftigkeit unterschieden. Denn wenn wir unsere Freunde glücklich zu sehen wünschen, so ists gewiß, daß wir sie auch lieben, um der Vergnügungen willen, die sie uns durch ihre

Gegenfreundschaft, durch die Anmuth ihres Umgangs, und durch ihre Gefälligkeiten empfinden lassen.

Ein Liebhaber wird ohne Zweifel von den Vollkommenheiten gerühret, die er in der Seele seiner Liebsten entdecket; sie geben ihm ein reines und köstliches Vergnügen: darum liebet er sie, darum wünschet er mit so vieler Hitze ihre Wohlfahrt, darum kann er sie nicht glücklich sehen, ohne sich lebhaft darüber zu freuen. Aber er liebet auch ihren Körper, weil er davon Vergnügen empfängt oder erwartet. Das ists, was ihn von dem zärtlichen und vollkommenen Freunde unterscheidet. Die erste von diesen Empfindungen, ohne die zweyte, ist also nur eine zärtliche Freundschaft; die zweyte allein, ist eine viehische wilde Leidenschaft, die dem Menschen unanständig ist: beyde zusammengenommen in ihrer Vereinigung machen die Liebe aus. Aber aus ihren verschiedenen Vermischungen, aus den verschiedenen Portionen, nach welchen sie diese angenehme und gefährliche Composition ausmachen, entstehen ihre verschiedenen Arten, welche ich Ihnen nun leicht werde erklären können.

Wenn die Liebe der Seele dergestalt in dem Herzen herrschet, daß sie allein es zu bewegen und alle seine Triebe zu regieren scheinet, so ist das eine reine und edle Liebe, mit einem Wort, die wahre Liebe. Aber die Liebe des Körpers

verliert ihre Rechte nicht, ob sie sich gleich anfänglich nicht kund giebt; die Natur hat sie gar zu gut festgesetzet. Es ist eine verborgene Triebfeder in der Maschine, welche sie beseelet, und ihren Bewegungen mehr Stärke giebt. Darum ist die Zärtlichkeit der Liebe so lebhaft, der Zärtlichkeit der Freundschaft so überlegen. Diese vollkommene Liebe ist weise, tugendhaft, zärtlich, voller Feinheit: sie ist allezeit beständig, so bald sie mit Gegenliebe bezahlet wird, und verläßt uns nicht, so lange wir leben.

Aber wenn die körperliche Liebe herrschet, so ist das eine unruhige, aufrührische Leidenschaft, die nur darauf denkt, wie sie sich befriedigen will, und welche fast allemal ihre Endschaft in dem Besitze desjenigen erreichet, das sie als ihr höchstes Gut ansah.

Sie werden bald diese zwo Leidenschaften an ihren Zufällen erkennen: sie können nicht lange einerley seyn. Wie sie indessen im Anfange zuweilen einerley scheinen, und da sie die Heucheley verstellen kann, so ist hier eine zuverläßigere Regel, die Natur der Liebe kennen zu lernen: Man beurtheile sie nämlich nach der Ursache, die sie hervorgebracht hat. Sie siehet allezeit ihrem Ursprunge ähnlich.

Die zwo Empfindungen, daraus sie zusammengesetzt ist, kommen von sehr unterschiedenen Ursachen her, und sie zeigen sich hernach wechselsweise. Es mag nur ein Mensch von Ge-

schmack und einer Zärtlichkeit fähig, eine solche Seele, wie die Ihrige, kennen lernen; so bezaubert ihn der Anblick ihrer Vollkommenheiten; er liebet sie zärtlich, er wünschet ihre Wohlfahrt, und freuet sich darüber. Aber Ihre Seele und Ihr Leib machen nur eine Person aus. Wie kann man jene sehr lieben, ohne diesen mit Gefälligkeit anzusehen? Bald entdecket er darinn Reizungen: dieses ungewisse Feuer, worinn wir alle brennen, ohne es zuweilen selbst recht zu kennen, bestimmet sich auf diesen Gegenstand; und sehen Sie da die Liebe! Aber glauben Sie nur, daß eine Liebe, deren Ursprung so edel ist, allezeit rein, zärtlich und Ihrer würdig seyn wird.

Siehet hergegen von der andern Seite jener hitzige Jüngling ein schönes Gesicht: so entzündet sich das Feuer in seinen Adern; es ist ausser dem Besitze seines Abgotts kein Glück mehr für ihn. Es ist wahr, daß er an ihrer Glückseligkeit Theil nimmt, daß er sich darüber freuet, und daß er glaubt zu allem bereit zu seyn, dieselbe zu befördern. Aber diese Empfindung entstehet nur nach der ersten in seiner Liebe. Wie sie von derjenigen abhänget, die sie hervorgebracht hat, so gehet sie auch mit derselben unter: und diese ist eben so vergänglich, als ihre Ursache.

Die Alten haben das alles wohl eingesehen, was ich Ihnen jetzt erkläret habe, und sie haben

es durch ihre zween Liebesgötter vorgestellet. Der eine zärtlich, angenehm, bescheiden, tugendhaft und beständig, war der Sohn der Venus Uranie, welche nichts anders ist, als die Schönheit der Seele. Der andere unruhig, ungestüm, unbescheiden, flatterhaft, war der Sohn der Venus, welcher Paris den Apfel gab, oder der Schönheit des Leibs.

Rauhe und verdrüßliche Geister würden gewiß den Vorwurf meiner Untersuchungen tadeln. Aber es ist mehr daran gelegen, als man glaubet, die Natur einer allgemeinen Leidenschaft von Grund aus zu erforschen, welche so herrisch über die Herzen regieret. Aus Mangel sie recht zu kennen, geschieht es eben, daß sehr brave Leute, aufrichtige und bis dahin tugendhafte Herzen, sich solchen Verbindungen ergeben, die sie durch die Folge in Abgründe gestürzet haben, darinn sie niemals glaubten fallen zu können. Ein galanter Mensch von einem zärtlichen Naturell, besucht eine liebenswürdige Frau oft, deren Charakter, Geist, und Gestalt mit denen rührenden Annehmlichkeiten gezieret sind, wider welche man sich so schwer vertheidigen kann. Er ergiebt sich anfänglich mit Vergnügen so sanften und angenehmen Eindrücken. Wenn er die Natur der Liebe wohl verstünde, wenn er alles das wüßte, was diese Leidenschaft zu ihrer Befriedigung nothwendig erfodert, so würde er alsbald wahr-

nehmen, daß man eine verheirathete Frau nicht lieben könne, ohne zuletzt sträflich oder unglückselig zu werden: er würde eine so gefährliche Empfindung gleich in ihrer Geburt bekämpfen, und es würde ihm gelingen sie zu besiegen. Aber die Liebe ist bey ihrer Geburt nur voller Feinheit und Reinigkeit. Es ist ein uneigennütziger Anbeter, welcher sich begnüget so vielen Annehmlichkeiten den schuldigen Tribut zu bezahlen, ohne Belohnung, noch selbst Gegenliebe zu fodern. Er weiß allzuwohl, daß eine Frau, ohne sträflich zu werden, einem andern nicht ein Herz schenken könne, das sie ihrem Manne schuldig ist. Er schränket also seine Wünsche ein, seine Göttinn nur zu sehen und ihr Gefälligkeiten zu erweisen, und ist allzuglücklich, wenn sie nur seine Verehrungen dulden will, in Ansehung des Respekts und der Eingezogenheit, die sie begleiten. So schleichet sich der Tyrann in ein Herz. Aber sobald der sich darinn ziemlich festgesetzt siehet, so enthüllet er sich nach und nach, so entwickelt er seine ganze Macht, so läßt er alle seine Rechte gelten. Ein Liebhaber kann nicht gar lange ohne Gegenliebe verliebt seyn, und wenn er sie denn erhält, so will er auch die Früchte davon einsammlen; bittere Früchte, wenn sie unrechtmäßig sind, und die sich bald in Gift verwandeln! Oder findet er ja einen hartnäckigen Widerstand, so quälet, so beklaget er sich; der Verdruß, die Verzweiflung, der Haß, treten an die Stelle

der Liebe. Einen solchen Ausgang nehmen Empfindungen, die in ihrem Ursprunge so fein waren.

Es ist ganz etwas anders, wenn man eine freye Person liebet. Wenn die Umstände einem Liebhaber nicht erlauben, seine Liebe durch eine glückliche und rechtmäßige Vereinigung alsbald zu krönen, so wartet er die Zeit seines Glückes geduldig ab. Damit zufrieden, was eine tugendhafte Liebste ihm einwilligen kann, erlaubt er sich selber nicht, nach etwas mehr zu streben. Woher hat er so viele Mäßigung? Ist die Liebe bey ihm etwa ohne Begierden? Nein, sonder Zweifel. Aber die angenehme Hoffnung dienet ihm statt der Wirklichkeit: die Tugend, welche sich vollkommen mit seiner Zärtlichkeit verträgt, unterstützet, stärket und ermuntert ihn; er macht sich ein Verdienst aus seiner feinen Zärtlichkeit und Beständigkeit, und er könnte ungehindert so in seinem ganzen Leben denken, wenn ihm nur die Hoffnung niemals geraubet wird.

Ich will mit einer Betrachtung schließen, gnädiges Fräulein, die Ihnen ohne Zweifel gefallen wird. Die Vortheile der Tugend lassen sich überall bemerken; aber sie sind besonders in der Liebe sehr kostbar und sehr empfindlich. Diese bezauberende Leidenschaft ist ein Geschenk des Schöpfers. Lassen Sie uns jene Milzsüchtigen verachten, die sie gerne verbannen möchten! Aber lassen Sie uns die Philosophen anhören, die

uns anrathen, sie allemal durch die Weisheit zu regieren. Unter dieser angenehmen Führerinn wird sie uns durch köstliche Wege zu dem Aufenthalt der Vergnügungen bringen. Weit gefehlt, daß die Tugend eine Feindinn der wahren Vergnügungen seyn sollte, so ist sie vielmehr eine kluge Haushälterinn derselben. Sie verdammet nur die Mißbräuche, und ihre Maximen sind gerade diejnigen, die uns ein Weiser geben würde, um uns reine und dauerhafte Vergnügungen, ein angenehmes und köstliches Leben zu verschaffen.

Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das ist alles, was die Erfahrung und ein bischen Philosophie mir haben von der Liebe darbieten können. Wie glücklich würde ich seyn, wenn Sie fänden, daß ich Ihnen eine gute Kenntniß davon beygebracht hätte; aber wie tausendmal glücklicher wird derjenige seyn, der sie Ihnen wird empfindlich zu machen wissen!

Acht=

Achtzehenter Brief.

Gnädiges Fräulein.

Ihre sehr schönen Gedichte habe ich mit Vergnügen mehr als einmal durchgelesen, und ich habe am Ende bedauret, daß ihrer so wenig waren. Sie verlangen, daß ich mein Urtheil darüber fällen soll; aber ich bin kaum im Stande, mich auf dieser Seite Ihres Vertrauens würdig zu machen; Sie hätten sich hierinn an einen bessern Kenner halten müssen. Wenn Sie sich indessen mit dieser Entschuldigung nicht befriedigen wollen, gnädiges Fräulein, so will ich einmal eine kritische Miene annehmen. Die Ode auf die Einsamkeit gefällt mir gar nicht; man siehet es wohl, daß Ihnen hier die Natur ihre Hülfe versagt hat, etwas zu loben, dazu Sie nicht bestimmt sind. Das Lob der Freundschaft ist Ihnen zur Vergeltung desto besser ausgefallen. Die vier anakreontischen Oden sind auch gut, aber ich dächte, die zwey Leichengedichte ließen Sie weg. Es scheinet, daß Sie hier mehr aus Pflicht, als aus Affekt gedichtet haben. Die Satyre auf den Petitmaitre ist unverbesserlich, und ich hoffe, es wird sich keiner von diesen Herren so leicht vor Ihnen sehen lassen, wenn er Ihre Satyre gelesen hat, und sich

nicht bekehren kann. Die Morgengedanken aus dem Psalm würden vielleicht Ihrem Herrn Pfarrer am besten gefallen, wenn Sie ihm diese Stücke zeigten, und vielleicht hielte er Ihnen auf die andern, die Einsamkeit noch ausgenommen, eine kleine Strafpredigt. Sie gefallen auch mir bis auf die drey letzten Strophen, die, wenn meine Empfindung richtig ist, etwas zu matt gerathen sind. In einem so hübschen Gedichte, das so prächtig angefangen ist, kann man am Ende nichts schlechteres vertragen. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das denke ich von Ihren Gedichten! und ich muß recht aufrichtig seyn, daß ich das so schreibe, was ich denke; aber, was thut man nicht, Ihnen zu gefallen? Wie? gefällt man denn dem Frauenzimmer durch dergleichen Kritiken? Sind das nicht Ungezogenheiten? Muß man sie nicht in allem loben? Ja, ich weiß, daß diese Aufführung eben nicht zu galant ist; aber ich weiß auch, daß ich durch meine Offenherzigkeit mehr bey Ihnen gewinne, als durch alle Schmeicheleyen. Dadurch, daß ich Ihnen meine Unzufriedenheit über einige Stücke bezeigt habe, können Sie nun desto sicherer schließen, daß mir die übrigen müssen wohlgefallen haben. Ihre Gedichte sind alle schön: nur für eine Dichterinn, wie Sie, gnädiges Fräulein, sind sie nicht alle gleich schön. Sehen Sie doch, wie ich so weitläuftig bin, eben als wenn Ihnen an meinem Beyfall

fall viel gelegen wäre? Uebergehen Sie diesen Punkt meines Briefes, wenn Sie wollen, und zweifeln Sie darum nicht weniger an der vollkommensten Hochachtung, mit welcher ich bin ꝛc.

Neunzehnter Brief.

An eben dieselbe.

Nein, gnädiges Fräulein, das ist zu viel. Anstatt, daß Sie mir auf meine freye Beurtheilung gar nicht wieder schreiben sollten; so erhalte ich gar zween Briefe von Ihnen, und zwar so kurz hinter einander, daß Sie mir fast keine Zeit zum Antworten übrig lassen. Ich werde schon ohnedas beneidet, seitdem man weiß, daß ich die Erlaubniß habe, an Sie zu schreiben. Was würde nicht erst geschehen, wenn man wüßte, daß Sie sich sogar aus unserm Briefwechsel ein ordentliches Geschäffte machen? Wie beschämen Sie mich doch! Soll das etwa die Rache seyn, die Sie über meine Kritik an mir nehmen wollen? Wenn ich das wüßte, so wollte ich mir alle Mühe geben, noch mehr Kritiken zu machen: denn im Vertrauen, gnädiges Fräulein, die Rache gefällt mir. Aber Sie möchten derselben nur zu bald müde werden, und daher will ich Ihnen billigere

Vorschläge thun. Ich will dreymal an Sie schreiben, und Sie sollen mir auf die drey Briefe nur einmal antworten. Warum es denn eben drey Briefe seyn, fragen Sie? Nun, das weiß ich selber nicht, wie ich just auf diese Zahl verfalle; aber ich will Ihnen gar zehen schreiben, wenn ich eine von Ihren Zuschriften um diesen Preis verdienen soll. Damit ich aber auch Ihre Antwort nicht zu lange entbehren darf, (denn Sie können kaum glauben, wie sehr mir Ihre Briefe zu meinem Vergnügen nothwendig geworden sind) so will ich diese drey Briefe alle Wochen schreiben, und so darf ich mir doch alle Woche mit einer Antwort schmeicheln. Es kann nichts richtigers gesagt werden, als das, was Sie von der Frauenzimmerphilosophie der Mademoiselle Zieglerinn urtheilen; ich finde nicht das mindeste hinzu zu setzen. Wenn ich mich nicht betrüge, gnädiges Fräulein, so glaube ich, daß die Philosophie von Tag zu Tag eine angenehmere Gestalt bekommen wird, und die Feindschaft zwischen ihr und den schönen Wissenschaften dürfte wohl bald gehoben seyn. Die versprochenen Komödien kann ich Ihnen dießmal nicht schicken, weil ich sie nicht zu Hause habe; wenn Ihnen aber in der andern Woche jemand ein ziemlich grosses Paquet bringt; so schließen Sie nur, daß es die Komödien sind. Hierbey werden Sie Gellerts

Briefe finden, und in den Briefen eben die schöne Natur, die den Charakter aller seiner übrigen Schriften ausmacht. Empfehlen Sie mich Ihrer gnädigen Mama, und sagen Sie ihr, daß ich die Einladung mit dem empfindlichsten Vergnügen annehme, den Herbst bey Ihnen auf dem Lande zuzubringen. Ich denke, ich werde da gesunder seyn, als durch alle meine Kuren, die mich der Eigensinn der Aerzte ausstehen läßt. Weil Sie gerne etwas neues lesen, gnädiges Fräulein, so bringe ich auch eine kleine Bibliothek mit. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Zwanzigster Brief.

Mein lieber Freund,

Es kömmt mir so lange vor, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, als ob wir uns schon seit acht Wochen einander nichts gesagt hätten. Woher kömmt das? Ich muß es Ihnen nur gestehen, ich bin mit Willen ein wenig faul gewesen, blos um zu sehen, ob Sie auch meine Briefe hoch genug schätzten, um mir mein Stillschweigen zu verweisen. Verzeihen Sie mir diese seltsame Zärtlichkeit: ich hätte recht gerne einmal eine kleine Strafpredigt von Ihnen gelesen, sie würde mir um der Neuheit willen eben

nicht mißfallen haben, denn ich habe Sie lange genug freundlich und gütig, aber noch nicht böse gesehen. Allein es scheint, Sie merken meine Absicht, und spielen mir den Streich, daß Sie mich durch Ihr gänzliches Stillschweigen im Ernste für das meinige strafen. Ich muß also nur schreiben. Meine kleine Ode auf die Jugend hat Ihnen wohlgefallen, wie Sie sagen; und Sie verlangen noch mehr solche Sachen aus meinem poetischen Vorrathe zu sehen: aber, nehmen Sie mirs nicht übel, mein lieber Freund, ich schicke Ihnen nichts mehr. Es ist mir viel daran gelegen, daß Sie eine gewisse Hochachtung für mich behalten, und die möchte ich verlieren, wenn Sie mich in meiner poetischen Gestalt näher kennen lernten. Die Dichtkunst ist etwas sehr eigensinniges, und ob ich gleich ihr recht sehr guter Freund bin, so bin ich doch darum kein glücklicher Poet. Ein jeder muß seine schwache Seite wissen, damit er sie verbergen könne. Aber warum sind Sie denn mit Ihrer Schreibart unzufrieden? Sie schreiben ja so, wie Sie denken, und also müssen Sie sehr schön schreiben. Das Manuscript, welches Sie hiebey wieder zurück bekommen, ist ein neuer Beweis davon. Wenn Sie noch einige wenige Stellen ändern wollen, so können Sie der Welt ein gutes Geschenke damit machen. Regnet es denn bey Ihnen auch so stark, wir hier? Der beste Theil dieses Frühlings wird uns hier unbrauchbar, und was meynen

nen Sie wohl, ich habe mit dem Junius wieder angefangen einzuheizen, und trinke dabey den Pirmonter Brunnen; ist das nicht kläglich? Ich denke, die Kalenderschreiber müssen in ihren Wetterrechnungen sehr stutzig werden. Leben Sie wohl ꝛc.

Ein und zwanzigster Brief*).

Ich bin Ihnen für Ihre Gefälligkeit recht sehr verbunden, Madame. Die Geschichte der Frau von Rhut ist so sonderbar, daß ich sie für einen Roman halten würde, wenn sie mir sonst jemand erzählt hätte; ich bemerke, daß diese Frau viel Aehnlichkeit mit der Heldinn unserer Zeit hat. Doch es möchte gefährlich seyn, auf die Vergleichung allzusehr zu dringen, und es giebt Leute, von denen man niemals reden muß. Es soll nicht an mir liegen, daß Sie die Neugierde Ihrer Damen nicht befriedigen, und ich will sie wegen des Marquis von Lasse anfangen zu stillen. Sie haben ihn gesehen, Madame, und Sie wissen, daß er gut aussiehet und sehr wohl zu leben weiß; er verließ seine Provinz frühzeitig, um sich in Paris zu zeigen, wo er viel Aufwand und Staat machte, aber auch seine Sachen dadurch in grosse Unordnung ge-

*) Lettres historiques et galantes. T. I. 3.

gerathen ließ. Er war ehrgeizig, und da er glaubte, daß die protestantische Religion, in der er gebohren war, sein Glück in etwas hindern könnte; so ward er katholisch, um nach der Mode zu seyn. Seine Glaubensänderung verschaffte ihm viele Freunde, und er war eben auf dem schönsten Wege von der Welt, als ihn die Liebe aufhielt; eine Wäscherinn mit Namen Marianna machte diese schöne Eroberung. Dieses Mädchen hatte überaus gute Eigenschaften, Schönheit, Verstand, ein gutes Herz: mit einem Worte, es fehlte ihr nichts als Stand und Vermögen, um eine vollkommene Person vorzustellen. Der alte Herzog von Lothringen hatte sie heirathen wollen, und sie hatte die Erhebung zu diesem Range ausgeschlagen, weil sie auf Unkosten ihres Herzens hätte geschehen müssen, und weil sie auch außerdem befürchtete, daß sie sich nicht darinn erhalten könnte. Jedermann hatte ihre Klugheit und Bescheidenheit gelobet; und der Herr von Lasse, welcher sterblich in sie verliebt war, fieng sogleich an, ihr einen Heirathsantrag zu thun; allein er verwunderte sich sehr, als sie ihn sittsam ausschlug. Sie war viel zu keusch, als daß man ein anderes Mittel hätte ersinnen können, bey ihr glücklich zu werden, und der Herr von Lasse gerieth also dadurch in eine grosse Verlegenheit. Wie, Mademoiselle, sagte er einst zu ihr, Sie wollen mich nicht? Mißfällt Ihnen etwa meine

ne Person? Sind Sie mit meinen Glücksumständen nicht zufrieden? Es kömmt hier nicht auf Staatsursachen, noch Klugheitsgründe an, ich bin ein Edelmann und kein Fürst; und ausserdem, daß Ihre Verdienste das ersetzen, was Ihrem Stande fehlen möchte, so ist auch der Stand einer Frau keine so nothwendige Sache; es giebt viele Herzoge, Pairs und Marschälle von Frankreich, welche aus keinem bessern Hause, als Sie sind, und Mädchen geheirathet haben, die wahrhaftig nicht so viel werth waren, als Sie. Mit einem Worte, ich bin mein eigener Herr, ich besitze auch Vermögen genug, um Sie glücklich zu machen, und das zu ersetzen, was Ihnen das Glück nicht gegönnet hat. Was haben Sie nun für Ursachen, mich zur Verzweiflung zu bringen? Und was muß man thun, um Ihnen zu gefallen? Es ist alles geschehen, mein Herr, sagte **Marianne**, Sie gefallen mir, ich schätze Sie hoch, und ich würde mich für die glücklichste Person in der Welt halten, die Ihrige zu seyn; aber ich will mein Glück nicht mit Ihrem Unglücke erkaufen. Ich habe die Anerbietungen des Herzogs von Lothringen ausgeschlagen, für den ich nichts als die Achtung hägte, die man seinem Stande schuldig ist. Verlangen Sie, daß ich weniger Großmuth gegen Sie bezeigen soll, und daß ich das Glück eines Mannes verderbe, der mir, wenn ich so reden darf, am liebsten auf der Welt ist?

Nein, mein Herr, ich bin Ihnen nicht anständig, Ihre Leidenschaft stellet Ihnen alles leicht vor; aber meine Neigung verblendet mich nicht. Sie sind von einem guten Hause; aber Sie müssen eine gute Heirath thun, um es zu unterstützen, und ich würde Ihnen weder große Verwandschaften, noch Güter zubringen; Sie würden sich nur auf eine Reue gefaßt machen können, die mich zur Verzweiflung brächte, und der ich Sie nicht aussetzen mag. Ich bitte Sie um nichts, als einen geringen Antheil Ihrer Gewogenheit, und ich werde sie zu verdienen suchen, indem ich die Gütigkeiten nicht mißbrauche, die Sie für mich haben. Nach dem Geständniß, das ich Ihnen gethan habe, sehen Sie wohl, daß ich meinem Herzen nicht trauen darf. Ich bitte Sie also, mein Herr, ebenfalls großmüthig zu seyn, und mich nicht weiter zu sehen noch zu sprechen. Der Herr von Lasse mochte sagen, was er wollte, er konnte nichts anders dadurch ausrichten; und ob ihn gleich Marianens Entschließung in Verzweiflung setzte, so konnte er sich doch nicht entbrechen, sie zu bewundern. Sie vermied die Gelegenheiten sorgfältig, ihn zu sehen, und um dieser Gefahr weniger unterworfen zu seyn, begab sie sich in ein Kloster. Es waren schon drey Monate verstrichen, daß sie der Herr von Lasse nicht gesehen hatte, als er einen kleinen Brief von ihr empfieng, in welchem sie ihn bat, wegen einer nothwen-

wendigen Angelegenheit unverzüglich zu ihr zu kommen. Er verlohr keinen Augenblick, und verfügte sich an das Gitter mit aller Geschwindigkeit eines sehr verliebten Menschen, und mit der Hoffnung, seine Gebieterinn in den Gesinnungen anzutreffen, die er ihr hatte beybringen wollen; aber sie hägte weit uneigennützigere Gesinnungen. Sobald er herein trat, fragte sie ihn, ob er sie noch liebte; und als er ihr alle verliebten Versicherungen von der Welt gab; unterbrach sie seine Bewegungen, und sagte ihm, daß sie durch Werke und nicht durch Worte, wollte überzeugt werden. Er wollte ihr eben versprechen, um ihrentwillen die schwersten Unternehmungen zu versuchen, und den Teufel aus der Hölle zu jagen; als sie von ihm verlangte, daß er eine ungemein reiche Person heirathen möchte, die sie ihm durch den guten Vorschub einiger Nonnen aufgehoben hätte. Der Herr von Lasse verwarf den Vorschlag; die Liebe bestritt in seinem Herzen den Eigennutz: allein Mariane bediente sich der Gewalt, die sie über den Marquis hatte, so gut, daß die Heirath nach ihrem Entwurfe geschlossen ward. Der Marquis führte seine Frau auf seine Landgüter, und durch das grosse Vermögen, das sie ihm zuführte, brachte er seine Umstände wieder in recht gute Ordnung. Mariane blieb in ihrer Einöde, und bat den Marquis, sie nicht zu beunruhigen. Es verstrich auch ein ganzes Jahr, da er sich

nicht

nicht erkühnte ihrem Verbot entgegen zu handeln, und an sie zu schreiben. Die Frau von Lasse starb, und der Marquis, der für sie niemals mehr als die Achtung gehabt hatte, die ein ehrlicher Mann für seine Frau haben muß, folgte ihr nicht ins Grab. Nach einiger Zeit, die er dem Wohlstande gönnen mußte, kam er, zu Mariannens Füßen ein Herz und ein Glück niederzulegen, das sie durch ihre edle Sorgfalt sehr vermehret hatte. Marianne war noch unschlüßig; doch endlich behielt die Neigung, die sie zu dem Herrn von Lasse hatte, die Oberhand. Er war ihr das ganze Vermögen schuldig, das er von seiner ersten Frau empfangen hatte; folglich konnte sie sich keinen Einwurf mehr machen, daß sie ihm nichts zubrächte, noch fürchten, daß es ihm daran fehlete; aber sie hatte noch andere Bedenklichkeiten. Und als er in sie drang, daß sie doch sein Glück beschleunigen möchte, so konnte sie sich nicht enthalten, ihre Bedingungen festzusetzen. Wenn ich Sie weniger liebte, sagte sie ihm, so würde ich nur auf die Vortheile sehen, die Sie mir anbieten: allein, das ist nicht genug für mich, mein Herr, bey meinem Glücke kommt es darauf an, daß ich von Ihnen geliebt werde. Ich will es glauben, daß Sie mich jetzt lieben, und ich würde undankbar seyn, wenn ich daran zweifelte. Aber wer wird mir für das künftige Bürge seyn? Alles vergehet, und ich liebe Sie mit so vieler Zärtlichkeit,

daß

daß ich die geringste Veränderung an der Ihrigen, nicht, ohne zu sterben, würde sehen können. Ueberlegen Sie es, mein Herr, ob Sie sich können nach einer Frau bequemen, die, indem sie sich Ihnen ganz zu eigen giebt, auch verlangt, daß Sie ihr ganz eigen seyn mögen, und die niemals glauben würde, Sie in dem Geräusche eines so unordentlichen Hofes, als dieser ist, erhalten zu können. Mein Vorschlag wird Sie vielleicht erschrecken, denn es ist eben der, den der Misanthrope seiner Liebsten that; aber Sie müssen sich einmal entschließen, mein Herr, entweder auf Ihren Landgütern ein ruhiges Leben zu führen, oder auf ewig von mir abzulassen. Der verliebte Marquis gieng alles ein, und ward Besitzer von der liebenswürdigen **Marianne**. Sie giengen aufs Land, und ließen die Echo von ihrem Glücke wiederschallen. **Marianne** bildete sich kein grösseres ein, und würde nicht mit der größten Königinn der Welt getauschet haben. Allein der Marquis ward dieses unschuldigen Lebens müde, und fand das Mittel, einen alten Proceß wieder aufleben zu lassen, damit er nur einen Vorwand haben möchte, nach Paris zu gehen. **Marianne** wurde durch diese Trennung lebhaft gerühret, sie hatte Ahndungen, die ihr etwas trauriges verkündigten. Der Marquis suchte ihr durch die Zärtlichkeit seines Abschieds einen Muth einzusprechen, und reiste sehr vergnügt ab, den Hof wieder zu sehen. Er war kaum zu Pa-

ris, so dachte er weniger an den Proceß, als an sein Vergnügen. Anfänglich schrieb er sehr ordentlich, allein er ließ bald darauf nach: Mariane beklagte sich darüber zärtlich, und füllte in ihre Melancholie aufgegebene Reimsylben, die sie dem Marquis zuschickte, und die ich Ihnen auch senden kann, weil ich sie auswendig weiß. Die Reime sind ziemlich gezwungen, die Frau des Soulieres hat sie ehemals zum Lobe des Herzogs von Saint Aignan voll gemacht. Hier sind sie:

Je Vous aime Tircis, je l'atteste, Omnibus.
Vous n'en faites pas tant, et c'est ce, qui me fâche;
Faut-il que Votre ardeur chaque jour se relâche
Quand elle a de mes feux exigé les Tribus
Qui peut Vous inspirer un sentiment si Lâche
Que ne suis-je Daphne, *que n'êtes Vous* Phœbus
De quoi me sert, mon rang, mon credit, mon Quibus.
S'il faut que loin de Vous ici mon frain je Mâche.
Vous ne m'écrivez plus, c'est un terrible Item.
Vous ne revenez point, voilà le Tu autem.
Des peines de l'amour l'absence en est la pire:
Vous à qui cet ingrat osera dire Amo.
Ne Vous y fiez pas, lise qui voudra Lire.
Ce conseil que j'écris, experto Calamo.

Der Marquis wurde weder von den Versen, noch von der Prose seiner Frau gerühret, und diese erfuhr bald durch das Gerüchte, daß ihr Mann

zu Paris ein ziemlich lüderliches Leben führte. Sie wurde dadurch so stark gerühret, daß sie alle ihre Standhaftigkeit verließ, wie sie wohl vorher gesehen hatte; sie behielt den Gram bey sich und starb vor Liebe für den undankbarsten unter allen Mannspersonen. Der Marquis erhielt diese Nachricht zu einer Zeit, da er am wenigsten daran gedachte; die Gewissensvorwürfe, die er hatte, an dem Tode einer so tugendhaften Frau Schuld zu seyn, erweckten alle seine vorige Zärtlichkeit für sie, und stürzten ihn in Verzweiflung. Er verschloß sich in ein Kloster und wollte den Mönchsstand ergreifen: aber wie die heftigen Leidenschaften von keiner Dauer sind, so wußte er sich auch zu trösten, und kam ganz schön und prächtig wieder an den Hof zurück, wo er die natürliche Tochter des Prinzen heirathete. Man sagt nicht, wer ihre Mutter sey; aber jedermann glaubt, daß es die Frau Gräfinn von Mare ist, eine Tochter des Marschalls von Grance, und ich verweise Sie, wegen ihres Geschlechtsregisters an den Grafen von Büssy, welcher die Liebeshändel des Prinzen und der Frau von Mare beschrieben hat. Sehen Sie, Madame, das ist alles, was ich davon weiß, und eben diese Brüderschaft, obgleich von der linken Seite, macht auch, daß der Marquis von Lasse sich mit dem Herrn Herzoge vergnügt, und daß ihn die Frau Herzoginn in Verdacht hat, als ob er ihm solche Ergötzlichkeiten verschaffe, die eben nicht zu-

ihrem Vortheile sind. Unser Erzbischoff mache noch immer seine Vortheile, er hat sich mit dem Bischoffe von **Maux** vereiniget, um die Rache der Frau von **Maintenon** zu unterstützen. Er mischet sich ein, wider den Erzbischoff von Cambrai zu schreiben, dem man aus einem Buche, der **Telemach** genannt, ein neues Verbrechen macht, wovon man ihn für den Verfasser ausgiebt, und in welchem man ihm Schuld giebt, daß er zu frey wider die Regierung spreche. Dieses Buch ist verboten, aber die Verbote dienen nur zu desto besserm Verkauf desselben; jedermann will es haben, und es kann auch nichts Schöners geschrieben werden. Es ist eine Nachahmung von der Odyssee des Homers, und man behauptet, daß es die Sätze wären, die er dem Herzog von Burgund gegeben, und die man nun in ein ordentliches Buch zusammengetragen habe. Er will diesem Prinzen, der zum Herrschen gebohren ist, einen Begriff von einer sanften Beherrschung beybringen; und weil man daran nicht die gegenwärtige erkennet, so glaubt man, daß dieser Prälat darüber eine feine Beurtheilung habe machen wollen. Man würde weit besser thun, wenn man sich die guten Rathschläge wollte zu Nutzen machen, die er dem Sohne des **Ulysses** durch den **Mentor** geben läßt, in welchen sich **Minerva** verkleidet hat. Dieses Buch ist sehr sinnreich, und man kann darinn das Angenehme bey dem Nützlichen finden.

Ich

Ich zweifle nicht, daß sie es bald zu Gesichte bekommen werden, wenn Sie es noch nicht gesehen haben, und daß es Ihnen gefallen wird. Leben Sie wohl, Madame, lassen Sie uns, wenn es Ihnen gefällig ist, unsern Briefwechsel fortsetzen! Ich mache Ihnen kein Compliment über die Länge meines Briefes, den die Geschichte des Herrn von Lasse ganz angefüllet hat. Ich bin ꝛc.

Zwey und zwanzigster Brief. *)

Sie haben mir die artigsten Sachen von der Welt berichtet, Madame. Ich möchte Ihnen recht gerne gleiches mit gleichem vergelten; aber die Jahrzeit ist vorjetzt nicht fruchtbar. Man spricht hier gegenwärtig von nichts, als von Processen. Der Proceß des Pfarrers von Blaignac hat etwas zu lachen gegeben. Dieser arme Priester war beschuldiget worden, daß er ein Hexenmeister wäre, und man nöthigte ihn, eine scharfe Untersuchung darüber auszustehen. Nachdem er schon etlichemal vor Gericht erschienen, so ließ man ihn vor dem ganzen Parlament, ganz nackend ausziehen; denn man hatte die

*) T. II. Lettre VI. p. 94.

die Gerichte mit Fleiß zusammen kommen lassen, und da ward der Beschuldigte auf Ansuchen seiner Kläger durchsuchet, ob man nicht etwa das an ihm sehen könnte, was man das Teufelsmaal nennet. Man glaubte alsbald gefunden zu haben, was man suchte, und gleich an dem ersten kleinen schwarzen Flecken, den man an seinem Leibe bemerkte, stach man ihm eine Nadel sehr tief ins Fleisch; aber dieser arme Priester machte ein solches Geschrey, daß man darus schloß, man müßte sich an dieser Stelle versehen haben; und da er zu seinem Unglücke eine Menge solcher kleinen schwarzen Flecken hatte, die wir Leberflecken nennen, so war er mit dem ersten Stiche noch nicht los, er ward genöthiget sehr viele dergleichen auszustehen; aber das ist auch das einzige Uebel, das ihm von dieser Sache begegnet ist. Das Parlament hat seine Unschuld erkannt, und ihn losgesprochen wieder nach seiner Pfarre zu Blaignac zurückgeschickt. Dieses ansehnliche Gericht würde dem Lächerlichen eines solchen Verfahrens entgangen seyn, wenn es sich über die Hexenmaterien nach der Maxime des Parlaments zu Paris gerichtet hätte; aber diese Herren halten sich hier von selbst für geschickt genug, und wollen von andern keine Muster nehmen. Wie man sagt, so wird man ihnen einen wichtigen Proceß übergeben, welcher schon bey vielen Gerichten anhängig gewesen ist, und über welchen sie den letzten Spruch thun

sol-

sollen. Ich weiß nicht, ob Sie in Paris haben davon sprechen hören: doch, dem sey wie ihm wolle; wie mir der Fall sehr außerordentlich vorkömmt, so will ich ihn immer auf gerade wohl erzählen. Eine Nonne hatte sich in einen Cavalier verliebt, der ihr seine Angelegenheiten vor dem Gitter entdecket, und entschloß sich über die Mauern des Klosters zu springen, um sich in seine Arme zu werfen. Die Liebe ist, wie man sagt, unter dem Schleyer eben so heftig als unter der Mönchskutte; das heilige Mädchen suchte also alle Mittel, die sie nur erdenken konnte, um sich in Freyheit zu setzen. Sie entdeckte ihren Vorsatz ihrem Liebhaber, welcher in der Ausführung desselben viele Schwierigkeiten fand. Aber ist wohl etwas, das man mit dem Beystand der Liebe nicht zu Stande bringen sollte? Sie sollen sehen, Madame, was sie unserer Nonne eingab. Sie berichtete ihrem Liebhaber, daß er sich die folgende Nacht an dem Orte einfinden sollte, den sie ihm bezeichnete, ohne sich um etwas weiter zu bekümmern als um die Bereitschaft guter Pferde. Sie sagte ihm, daß sie dießmal etwas gefunden hätte, was zur Beförderung ihrer Flucht nöthig wäre, und sogar niemand etwas davon gewahr werden zu lassen; sie bat ihn, nicht nach den Mitteln zu fragen, die sie dazu ausgedacht hätte: sondern nur für die nöthigen Dinge ihrer Reise zu sorgen; und darauf verließ sie ihn, um Hand an

das Werk zu legen. Sehen Sie nur, was sie that, der Streich scheinet mir sehr kühn zu seyn. Man hatte an eben diesem Tage eine von ihren Mitschwestern begraben, und wie das Grab noch nicht zugemacht war, so gieng sie hinein, während der Zeit, daß alles in dem Kloster schlief, und trug die Verstorbene in ihre Celle, legte sie auf ihr Bett, und legte hernach Feuer darunter an; durch Hülfe einer Leiter, womit sie sich sorgfältig versehen hatte, und die sie hernach auch wieder wegzubringen wußte, überstieg sie die Mauren des Gartens, um sich in die Arme ihres Liebhabers zu werfen, der sie mit Ungeduld erwartete. Sie hielten sich nicht lange an einem so gefährlichen Orte auf, und da man ihnen nicht nachsetzte, so war ihre Reise die glücklichste von der Welt: denn da die Feuersbrunst das ganze Kloster in Bestürzung gesetzt hatte, so waren alle Nonnen nach der Celle hingelaufen, wo das Feuer war, und wie die verstorbene Nonne in ihren Kleidern und schon halb verbrannt war, so zweifelte man nicht, daß die Flüchtige das Opfer der Flammen gewesen wäre. Diese armen Mädchen beweinten ihr Schicksal, und stelleten Gebeter an für die Ruhe ihrer Seele, während der Zeit, daß sie vielleicht mit einer ganz andern Sorge beschäfftiget war. Mit einem Worte, durch diese List fand sie das Geheimniß, nicht nur sicher zu fliehen, sondern auch noch die Ehre ihres guten Namens zu retten.

Sobald die Verliebten an einem sichern Orte

angelanget waren, so heiratheten sie sich, jedoch unter andern Namen. Der Cavalier legte sich auf die Handlung, und erwarb darinn ein großes Vermögen; sie hatten verschiedene Kinder, die ungemein reich würden gewesen seyn, wenn sie nicht die Gewissenszweifel der Mutter in Gefahr gesetzt hätten, durch den Proceß alles zu verlieren, von dem jetzt die Rede ist. Als diese Frau ihren geliebten Mann verlohren hatte, so gieng ihre Traurigkeit darüber so weit, daß sie sich, um selbst der Welt abzusterben, in ein Kloster begab, wo die Reue über ihre ehemalige Aufführung sie dahin brachte, davon ein Bekenntniß zu thun, dessen ihre Kinder gerne entbehret hätten: Denn da sie erklärete, daß sie eine Nonne gewesen wäre, so hat sie sie eben dadurch für unächte Kinder erkläret, die folglich nicht fähig sind, zu erben. Die Unverwandten des Verstorbenen haben auf diese Erklärung seine Hinterlassenschaft gefodert, welche die Kinder nicht gerne genöthigt seyn möchten zu wissen, und beyde Theile werden es müssen darauf ankommen lassen, weil das Parlament zu Toulouse darüber erkennen wird, in dem Falle, daß dieser Proceß dahin gebracht ist, wie man vorgiebt. Wir werden dieses nach den Ferien erfahren; denn jetzo schicket man sich allmälich an, auf das Land zu gehen. Die Damen von Toulouse, die gewohnt sind, nach dem Hofe geformt zu seyn, würden sich wohl dafür hüten in ihrer Stadt zu bleiben, indeß

daß der Hof zu Fontainebleau ist, sie machen sich ein Gesetz daraus, eben so, als wie sie an den Posttägen keine Besuche annehmen. Jedermann muß in dieser Zeit auf seine Landgüter gehen. Die, welche keine haben, besuchen ihre Freunde auf dem Lande, und von dem Parlament an bis auf den Schuhflicker und die geringste Schneiderinn, verläßt jedermann Toulouse, und giebt sich eine Miene aufs Land zu reisen. Man frägt sich einander zum voraus, wo werden sie dieses Jahr die Ferien zubringen? Man hat mir auch schon diese Frage gethan; und wie ich mich gerne nach der Mode richte, und doch auch nicht in andrer Häuser gehen mag, ob man mir gleich die Ehre erwiesen mich darum zu bitten, so habe ich mich entschlossen, die Feyertage in Bagneres zuzubringen. Ich habe zu dem Ende eine gewisse Flußkrankheit wieder aufwachen lassen, die Sie ehmals an mir gekannt haben, und die mir zum Vorwande dienen soll. Man sagt, daß man sich an diesem Orte überaus schön vergnügt, wo die Bäder von allen Seiten Leute herbeyziehen. Diese Versammlung ist allerdings etwas werth. Wenn ich alles das Vergnügen da finde, welches man mir daselbst verspricht, so werde ich Ihnen sorgfältig davon Nachricht geben. Es wird zum wenigsten allezeit da unfehlbar gespielt werden; denn es giebt Leute, die blos um deswillen dahin reisen. Ich habe hier einen

Edel-

Edelmann gesehen, der alle Jahr sein kleines Einkommen sehr ordentlich dahin trägt, es ist ein ganz besonderer Charakter von einem Menschen: Er ist lahm, weil sein Vater, der sich gut auf die Pferde verstund, und der ein Buch mit dem Titel, der vollkommene Schmidt, fleißig gelesen hatte, sich eines Tages in den Sinn kommen ließ, ihm Feuer an ein Bein legen zu lassen, um eines geringen Uebels willen, das er in seiner Kindheit hatte, und welches lange nicht so gefährlich für ihn war, als die Leidenschaft, die er allezeit für das Spiel gehabt hat. Er ist darinn so weit gekommen, und hat so lustige Zärtlichkeiten in diesem Stücke, daß, als er einst zu Paris hundert tausend Thaler gewonnen hatte, und der Herzog von Roquelaure, seines Vaters ehemaliger Freund, sich bemühen wollte, ihm etwas davon in Sicherheit vor dem Sturm zu setzen, und ihn deswegen bat, ihm zwanzig tausend Thaler zu leihen; er seine Absicht errieth, und ihm sagte, daß er ein viel zu ehrlicher Mann wäre, als daß er das Spiel betrügen sollte. Ich habe hundert tausend Thaler gewonnen, sagte er, ich muß sie wieder verlieren, mein Herr. Er hielt noch in eben der Nacht Wort, und verlohr alles; er hatte nichts mehr als ein einziges Fünfthalerstück übrig, das er seinen Senftträgern geben wollte, daß sie ihn in den Fluß werfen möchten, welches sie aber nicht für gut fanden zu thun. Also kam der Herr von R * * * nach

Hause zurück, mit dem Ruhm, daß er mit hundert tausend Thaler gespielt hatte. Uebrigens kennet man hier den Herzog von Roquelaure vollkommen, er hat hier verschiedene Reisen herum gethan, und man hat mir hundert Dinge von ihm erzählt, davon immer eines lustiger ist als das andere. Man sagte mir letzthin, daß ihn ein Frauenzimmer unvergleichlich abgeführet hätte. Er war bey den meisten Damen dieses Landes gewesen, um ihnen seinen Besuch abzustatten, und hatte eine davon vergessen, die seiner Dienstbeflissenheit würdig zu seyn glaubte: Die Dame sahe diese Vergessenheit als eine Beleidigung an; sie befürchtete sogar, daß die andern dieses zu ihrem Vorzuge möchten gelten lassen; und also bat sie einen von des Herzogs Freunden, ihn mit nach ihrem Hause zu bringen. Der Freund richtete seinen Auftrag aus; aber es sey nun, daß er es zur unrechten Zeit that, oder daß der Unstern der Dame darinn seinen Einfluß hatte, der Herr von Roquelaure, der sich endlich zu diesem Besuche gedrungen sahe, versicherte daß er kein Wort sprechen würde. Der Freund glaubte, daß er seinen Vorsatz nicht halten würde, und ließ der Dame die Stunde seines Besuches ankündigen. Die Dame sorgte auf ihrer Seite dafür, eine gute Gesellschaft bey sich zu versammlen, damit sie eben so viel Zeugen von der Ehre haben möchte, die sie erhalten sollte; aber sie hatte

nicht

nicht viel Ursache, sich darüber Glück zu wünschen. Der Herr von Roquelaure kam so, wie er es versprochen hatte, warf sich in einen Armstuhl, und that den Mund nicht auf. Ein solches Verfahren brachte die Gesellschaft in Verwirrung. Die verachtete Dame berstete fast für Verdruß, als ihre Tochter, ein kleines sehr artiges Mädchen, sie völlig rächete. Verdrüßlich über ein so langes Stillschweigen, stund sie auf einmal auf, und nachdem sie sich dem Herzoge genähert hatte, fieng sie an mit aller Macht zu schreyen: Ach mein Gott, Mama, der Herr von Roquelaure ist todt! Dieser lustige Einfall erweckte alle Geister der Gesellschaft, man fragte das kleine Mädchen, was sie damit sagen wollte? Ey ja, fuhr sie fort, er ist todt, sehen sie denn nicht, daß er schon stinket, und daß er nicht spricht; ist das nicht so, als man sagt, daß wir nach dem Tode seyn werden. Der Herr von Roquelaure gieng weg, ohne sein völliges Theil zu verlangen, und ließ der Gesellschaft die Freyheit, auf seine Unkosten zu lachen. Ich gestehe Ihnen, Madame, daß die Lebhaftigkeit der Leute in diesem Lande mich recht bezaubert. Man erzählte mir neulich, daß ein Gasconischer Edelmann sich an dem Hofe des Herzoges von Savoyen hätte Marquis nennen lassen: Die Herzoginn fragte ihn aus Spötterey, in welchem Lande denn seine Marg-

grafschaft läge? Sie liegt, allergnädigste Frau, antwortete der Gasconier ohne Anstand, in Dero Königreich Cypern. Die Antwort war etwas verwägen; aber es giebt viele Dinge, die man um der Erfindung willen verzeihet. Ein hiesiger Herr hatte von seinem jüngsten Sohne, der in Diensten war, einen Brief erhalten, dessen Schreibart ihm nicht anstund; er antwortete ihm, daß, wenn er sich jemals vor ihm sehen ließe, so würde er ihm eine Pistole vor den Kopf schießen. Der andere schrieb ihm abermals wieder, und ließ ihm nur diese zwey Worte bemerken, Körnet an, ich reise weg. Ich würde Ihnen lange nicht alles das Artige berichten können, was ich sagen höre, wenn ich es auch schon thun wollte. Ich glaube nicht, daß es eine Nation in der Welt giebt, die in Antworten, noch ihren Entschlüssungen geschwinder wäre, als die Gasconier. Neulich ward mir erzählet, daß ein Officier aus diesem Lande von dem Könige fünfhundert Thaler zum Gnadengeschenke erhalten hätte, und daß er zu dem Herrn Colbert gekommen sey, der damals lebte, um sich diese Summe von ihm auszahlen zu lassen. Herr Colbert speisete eben zu Mittage mit drey oder vier Herren. Der Gasconier trat, ohne sich melden zu lassen, in das Speisezimmer, mit der Frechheit, die nur die Gasconische Luft einflößet, und mit einem Accent, der sein Vaterland nicht verleugnete.

nete. Er gieng nach dem Tische zu, und sagte ganz laut, meine Herren, mit ihrer Erlaubniß, wer von ihnen ist Colbert; Ich bin es, mein Herr, versetzte Herr Colbert, was ist zu ihren Diensten? Ey nicht gar viel, sagte der andere, nur ein kleiner Befehl vom König, mir fünfhundert Thaler zu zahlen. Herr Colbert, welcher aufgeräumt war sich zu ergötzen, bat den Gasconier sich bey Tische zu setzen, ließ ihm ein Couvert geben, und versprach ihm, seine Abfertigung sogleich nach dem Essen zu besorgen. Der Gasconier nahm das Anerbieten ohne Complimente an, und aß für vier Personen, worauf Herr Colbert einen von seinen Rechnungsverwaltern kommen ließ, der den Herrn Officier nach der Expeditionsstube brachte, wo man ihm hundert Pistolen zahlete; und als er sagte, daß er hundert und funfzig haben müßte, antwortete ihm der Rechnungsverwalter: ganz recht, aber funfzig werden für ihr Mitagessen angerechnet. Was Teufel schrie der Gasconier, ein Mittagessen funfzig Pistolen! Ich gebe nur zwanzig Dreyer in meinem Wirthshause. Ich glaube es gerne, sagte der Rechnungsverwalter, aber sie essen auch nicht mit dem Herrn Colbert, und eben diese Ehre ist es, die sie bezahlen müssen. Nun wohlan, antwortete der Gasconier, weil dem so ist, so behalte nur alles, es ist der Mühe nicht werth, daß ich hundert Pistolen mitnehme; ich will morgen einen von meinen Freunden zum

Mitagessen hieher mitbringen, und so wird es richtig seyn. Der Herr Colbert, dem man dieses wieder sagte, bewunderte die Pralerey, und ließ dem armen Officier die fünfhundert Thaler zahlen, der vielleicht für dasmal weiter nichts, als dieses, in seinem ganzen Vermögen hatte, und erwies ihm hernach noch tausend Gefälligkeiten. Man erzählte die Begebenheit dem König, und man mußte bekennen, daß nur ein Gasconier zu dergleichen Sachen fähig sey. Leben Sie wohl, Madame, schreiben Sie mir nach Bagneres, und berichten Sie mir so viele Neuigkeiten, als Sie zusammen bringen können; denn ich bilde mir ein, daß man viele derselben hier austheilen müsse, und ich muß doch auch so gut erzählen können, als die andern. Zur Vergeltung will ich Ihnen alles berichten, was sich in diesem Lande zutragen wird. Ich bin ꝛc ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief*).

Ich bin ganz verdrüßlich, Madame, daß ich seit Ihrer Ankunft in Provence keine Nachrichten von Ihnen habe. Ich könnte nicht weniger von Ihnen wissen, wenn Sie auch in der andern Welt wären. Denkt man denn an nichts mehr! als nur an das Gegenwärtige, wenn man

*) Lettres du Comte de Buff. T. I. p. 58.

man in Provence ist? Schreiben Sie mir es doch, ich bitte Sie, weil ich in diesem Falle zu Ihnen reisen würde; denn ich wollte es lieber wagen, mich bey Hofe in Unwillen zu setzen, als niemals etwas von Ihnen zu hören. Scherz bey Seite, Madame, schreiben Sie mir. Unser Freund macht mich durch sein Stillschweigen ebenfalls unruhig. Es hat mir jemand gesagt, daß er ein Pietist geworden wäre. Sollte ihn dieses etwan verhindern, mit mir Umgang zu halten, so wollte ich eben so gerne, daß er schon im Paradiese wäre. Schreiben Sie mir doch, was Ihnen davon bekannt ist.

Vier und zwanzigster Brief.

Antwort der Frau von Sevigne.

Sie sehen wohl, mein lieber Vetter, daß ich allerdings zu Grignan bin. Es ist gerade ein Jahr, daß ich dahin gekommen; und ich schrieb Ihnen durch unsern Freund Corbinelli, der zween Monate bey uns war. Seit der Zeit bin ich in Provence herum spatziert. Ich habe den Winter mit meiner Tochter zu Aix zugebracht, welche bey ihrer Niederkunft dem Tode so nahe gewesen, als ich, indem ich ihre so un-

glückliche Niederkunft sehen mußte. Wir sind seit vierzehn Tagen hier wieder angelangt, und ich werde bis in den September da bleiben, ehe ich nach Bourbilly gehe, wo ich Sie recht gern wünschte zu sehen. Nehmen Sie von dieser Stunde an Ihre Maßregeln, damit Sie alsdann nicht zu Dijon seyn mögen. Ich will daselbst auch unsern großen Vetter von Toulonion besuchen; schreiben Sie es ihm. Vielleicht möchte ich Ihnen unsern lieben Corbinelli mitbringen. Er hat mich hier besuchet, und wir nahmen uns vor, Ihnen zu schreiben, als ich Ihren Brief erhielt. Sie werden ihn, was die Sitten betrifft, noch eben so wenig pietistisch antreffen, als Sie ihn gesehen haben; aber er versteht seine Religion jetzt viel besser als jemals; und er wird desto mehr Strafe leiden müssen, wenn er sich seine Einsichten nicht zu Nutze macht. Ich liebe ihn noch immer, und sein Witz ist recht dazu gemacht, mir zu gefallen. Was sagen Sie zu der Eroberung von Mastricht? Der König allein hat alle Ehre davon. Ihr Unglück macht mir eine Traurigkeit im Herzen, daran ich wohl merke, daß ich Sie lieben müsse. Ich überlasse die Feder unserem Freunde. Wie glücklich würden wir seyn, wenn wir ihn in unserem angenehmen Schlosse Bourbilly bey uns hätten. Meine Tochter macht Ihnen ein Compliment, ob Sie gleich nicht an sie denken.

Von

Von dem Herrn Corbinelli.

Ich hätte es sehr stark nöthig, mein Herr, daß das Gerücht von meiner Frömmigkeit fortdauerte. Es ist schon so lange, daß man das Gegentheil höret, daß diese Veränderung vielleicht etwas in meinem Glücke ändern möchte. Nicht, als ob ich nicht völlig überzeugt wäre, daß das Glück und Unglück dieser Welt die reine und einzige Wirkung der Vorsehung sey, woran der Zufall gar keinen Theil hat. Ich rede so oft in diesem Tone, daß man ihn für die Empfindung eines guten Christen angenommen hat, ob es gleich nur die Empfindung eines guten Philosophen ist. Aber wenn das Gerüchte, welches gelaufen ist, auch wahr gewesen wäre, so würde doch wohl meine Frömmigkeit mit meinem beständigen Vorsatze, Sie zu ehren, und Ihnen eben die Gesinnungen öfters zu bekräftigen, die ich für Sie in meinem ganzen Leben geheget habe, nicht streiten. Sie wissen, wie viel Ehre ich mir allzeit aus Ihrer Freundschaft gemacht habe, und ob die bekehrende Gnade einen so vernünftigen Gedanken hätte umstossen können. Wir schrieben Ihnen bey unserer andern Reise hieher einen langen Brief, und wir haben wohl hundertmal von Ihrer Unempfindlichkeit gesprochen. Sollte sie aber doch so weit gehen, daß Sie nicht einmal bedaureten, jetzt nicht zu Mastricht zu seyn, und im Angesicht des Königs Holländer und Spanier

nie-

niederzuhauen? Was sagen Sie dazu? Die Poeten werden unvergleichliche Sachen sagen; denn der Vorwurf ist weitläuftig und schön. Sie werden sagen, daß ihr großer Monarch Holland und Spanien durch die Einnahme von Maastricht, binnen zwölf Tagen besieget habe, und daß seinem Ruhm nichts als die Wahrscheinlichkeit fehle. Sie werden sagen, daß er selbst der Zerstörer desselben sey, indem er ihn mit Gewalt unglaublich mache, und tausend schöne Gedanken, die ich nicht kenne, sowohl wegen meines wenig blühenden, als auch seit einem Jahre ziemlich trockenen Witzes, da ich mich der Philosophie des des Cartes ergeben habe. Sie kömmt mir desto schöner vor, je leichter sie ist, und weil sie in der Welt nur Körper und Bewegung zuläßt, indem sie alles das nicht leiden will, wovon man keinen deutlichen und reinen Begriff haben kann. Seine Metaphysik gefällt mir auch wohl. Seine Grundsätze sind leicht, und seine Schlüsse natürlich. Warum studieren Sie sie nicht? Sie würde Ihnen nebst dem Fräulein von Bussy zur Ergötzung dienen: Die Frau von Grignan versteht sie unvergleichlich, und spricht göttlich davon. Sie behauptete mir gestern, daß je mehr Gleichgültigkeit in der Seele sey, desto weniger habe sie Freyheit. Dieß ist ein Satz, den der Herr de la Forge in einem Traktat von dem Verstande des Menschen in französischer Sprache ganz angenehm behaup-

behauptet. Sehen Sie, womit wir die Feinde der Provinz schlagen können. Wir lesen den Tacitus zu Montpellier den ganzen Winter, und ich versichere Sie, wir übersetzten ihn sehr gut. Ich habe eine starke Anweisung zur Redekunst verfertiget, wie auch einen großen Kommentarius über die Dichtkunst des Horaz. Wollte Gott, Sie wären doch bey uns: denn der Witz der Provencer ist nicht schön genug, um uns in unsern Betrachtungen zu befriedigen. Schreiben Sie uns zuweilen, wenn es Ihnen gefällt, und glauben Sie sicher, daß wenn ich auch im Paradiese wäre, ich nicht weniger Ihr Diener seyn würde.

Fünf und zwanzigster Brief*).

Silvander an Germanen.

Mein Herr,

Auf die Frage, wes Glaubens bist du? steht in meinem kleinen Catechismus die Antwort; Ich bin ein Christ. Dieses ist die Losung, welche wir alle von uns geben müssen; aber in dem grossen Catechismus der Welt stehe mirs frey,

*) Belust. des Verst. und Witzes, vom Jahr 1743. 1. Th. S. 460.

frey, auf alle Fragen zu antworten, wie ichs für gut befinde. Wenn Sie mich also fragen: Ist der Herr ein Philosoph? so darf ich nicht gerade zu antworten, ja ich bins; sondern ich kann Sie bitten, mir zu erlauben, daß ich mich bemühen möge, meine Schwäche in derselben zu erkennen; ja ich kann ungefragt hinzufügen, daß ich zugleich dasjenige fassen wolle, welches mich geschickt machet, auf die Frage zu antworten: Wie liebst du? damit man sich über meine Unwissenheit nicht beschweren dürfe. Halten Sie mich also für keinen Ketzer, wenn ich nicht ausdrücklich zur Fahne der Weltweisen schwöre, sondern zugleich einigen Lehrsätzen aus der Sekte der Liebhaber anhänge. Es scheinet mir nicht übel gethan zu seyn, wenn man ein wenig auf beyden Achseln trägt. Wenn die Weltweisen einmal eine eigne Republik haben werden; so dürfen wir es in dem letzten Stücke nicht so genau nehmen, und uns in dem ersten desto stärker machen. Aber wie würde die Welt bestehen? Man würde die Weltweisen für Carthäuser halten, und unser ganzes Geschlecht würde in funfzig Jahren nicht mehr seyn. Ich hoffe also, daß Sie selbst in sich gehen, und bedenken werden, wie übel Sie thun, daß Sie der Philosophie so nachhängen, als wenn Sie zu sonst nichts geschaffen wären. Dieses soll mein Neujahrwunsch werden, den ich an Sie recht herzlich ablegen will. Wenn ich im künftigen

Jahre die Erfüllung desselben erlebe, so will ich auf die Wünsche mehr halten, als bisher geschehen ist. Denn ich habe sie mit den Prophezeihungen der Kalendermacher allemal in eine Klasse gesetzt. Ich verharre ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

German an Silvandern.

Mein Herr,

Auf beyden Achseln tragen: ein wenig auf beyden Achseln tragen; dieses ist nach Ihrer Lehrart unterschieden; jenes ist ein altes deutsches Sprüchwort, und hat ein für allemal seine fest gesetzte Bedeutung. Dieses aber kann gar nicht Stich halten. Sie können es noch besser als ich beweisen, daß auch durch wenig das Gleichgewicht aufgehoben wird. Wie können die Fessel der Sklaven, mit dem sanften Joche der Weltweisheit das Gleichgewicht halten? Aus diesem allein werden Sie sehen, wie weit Ihre letzte Entschuldigung gegründet ist. Glauben Sie nicht, mein Herr, daß ich Ihre Leidenschaft tadle. Glauben Sie nicht, daß ich behaupte, ein Mensch könne davon befreyet seyn. Nur dieses haben Sie mir sollen zugestehen, ein

Welt-

Weltweiser könne niemals nach dem Aeußerlichen mit Kunst und Beyfall lieben. Streiten Sie nicht wider die Erfahrung. Fragen Sie die Schönen. Erkundigen Sie sich, ob nicht mancher Sutzer mehr, als der scharfsinnigste Kopf, gelitten wird? Woher kömmts? Er kann sich nicht überwinden, unsägliche Ländeleyen in gehöriger Figur nachzumachen, welche eine Liebe nach der Mode erfodert. Ich will Ihnen doch einige Lehrsätze der neuern Liebhaber mittheilen, so wie ich dieselben angemerkt habe. Vornehmlich muß man in einer Secunde dreymal wenigstens lachen. Man muß alle Aehnlichkeiten der Nadel auf ein Haar wissen. Man muß die Aufführung der neuern um uns herum lebenden Leute sehr genau kennen, damit man auf Befragen, bald von jenes sinnreichen Einfall, bald von dieses seiner Miene, und bald von eines andern wohl angebrachten Scherze sogleich Rede und Antwort geben könne. Man muß sich besonders bemühen, die Beugung, welche jetzund Mode ist, in Acht zu nehmen. Zu einer Zeit wissen, ob die Gesellschaft mit einem Handkusse, oder mit einer Beugung gegen die beyden Wangen, oder gar mit einem Kusse eröffnet wird. Man würde es einem Liebhaber nicht vergeben, wenn er sich nicht darauf verstünde, wie vielmal er in der Zeit, da er seine Lomber-Karte aufhebt, lachen müßte. Man muß bey aller Gelegenheit einen edlen Aufwand zu machen

wis-

wissen. Sehen Sie, mein Herr, wie viel ich Grund habe, zu sagen: daß ein Weltweiser sich fast unmöglich so weit erniedrigen könne. Ein Herkules hat gesponnen. Ich bin aber doch der Meynung, er hätte näher wegkommen können. Ich zweifle nicht, daß Ihre Leidenschaft groß sey. Allein ich leugne auch dieses nicht, daß ich Sie bejammere, wenn ich sehe, daß Sie die Sklaven beneiden. Sorgen Sie nicht für mich. Die Welt wird nach meinen Lehrsätzen nicht aussterben. Die Republiken mögen auch eingerichtet werden, wie sie wollen; so werden die Philosophen doch allezeit auf ihre Vermehrung bedacht seyn. Sokrates, Plato und Epikur sind in diesem Punkte einig. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich Nein antworten werde, wenn mich einstens der Geistliche fragen wird: Ob ich die — zu einem ehelichen Gemahl begehre? Ich bin ꝛc.

Sieben und zwanzigster Brief.

Madame,

Ich sinne schon über eine Viertelstunde, wie ich meinen Brief an Sie anfangen will. Sollte es mir denn so sehr an Materie fehlen, wenn ich an Sie schreibe? Ach nein, ich habe sehr viel

mit

mit Ihnen zu reden, ich wollte Ihnen gleich zum voraus sagen, daß ich Sie liebe und hochschätze, daß ich mich über Ihr langes Stillschweigen beklage — Aber das wollte ich Ihnen doch eben nicht mit diesen Worten schreiben; ich wollte es auf eine feinere Art sagen, und mein Herz will doch diesesmal keine andere Erfindungen des Witzes annehmen. Da sehen Sie, Madame, wie mirs geht, wenn ich hübsche Eingänge zu meinen Briefen an Sie suchen soll. Wenn Sie nicht damit zufrieden sind; so müssen Sie es mit meinem Herzen ausmachen. Das war die Vorrede. Auf die Vorrede habe ich Ihnen nun weiter zu sagen, daß ich wirklich jetzo im Begriff stehe, zu heirathen — zu heirathen? Der Mensch, der sonst von der Liebe so wenig Wesens machte, und nur die Freundschaft erhob, der sonst so unartig von dem Ehestand urtheilte? Ja, im Ernste, Madame, der Mensch will heirathen. Lassen Sie sich nur erklären, wie das zugegangen ist, Sie werden nicht an der Möglichkeit zweifeln, denn Sie besinnen sich ja noch wohl, wie es bey Ihrer Heirath möglich war. Erst muß ich Sie fragen, ob Sie Lorchen kennen? Wenn das ist, so wissen Sie auch das ganze Geheimniß. Aber im Zweifel, daß Sie sie etwa nicht kennen möchten, muß ich Ihnen ihr Portrait machen, und ich will von der Leibesgestalt anfangen, denn die ist doch das erste, was bey der Liebe in Betrachtung kömmt; nicht wahr? Merken Sie also, Lorchen ist so

groß,

groß, wie Sie; sie trägt keine Perruque, sondern ihre eigenen dunkelbraunen Haare ziehen sich das Lob ihrer schönen fliegenden Locken zu; unter einer erhabenen sehr weißen Stirne, leuchten ein paar große himmelblaue Augen hervor, die mit ihrer zärtlichen Melancholie beredter sind, als Philippinchens feurige und blitzende schwarze Augen: (Wie mir deucht, so haben Sie doch auch blaue Augen, Madame?) Ihre Nase und ihr Mund sind sehr proportionirt; auf ihren gewölbten Wangen herrschet beständig eine kleine Röthe, als wenn sie eben wären geküßt worden, und ihr Mund ist stets so roth, als wenn er selbst geküßt hätte. Ihr Hals ist nicht lang, und—doch Sie verstehen mich. Ihre Hände sind sehr weiß, ziemlich rund mit Grübchen und kurzen Fingern. Ihre Taille ist überaus vortheilhaft, ihr Gang ist prächtig, ohne daß er es seyn soll. Sie ist keine Schönheit im höchsten Grade; aber sie weiß in alles, was sie denkt, spricht und thut, eine Anmuth zu prägen, die einnehmender ist, als die Schönheit der Venus. Trauen Sie etwa der Abbildung meiner Schönen, oder poetischer zu reden, meines Mädchens nicht, weil ich ihr Liebhaber bin; Gut, ich will mich gleich außer allen Verdacht setzen; denn ich will Ihnen auch ihre Fehler aufrichtig entdecken. Lorchen hat fürs erste nicht viel Verstand, denn sie hat nicht viel Geld, ihr Vater soll mit dem eingebrachten Verstand ihrer Mutter nicht zum Besten umgegan-

gangen seyn; sie sucht sich auch nicht schöner zu machen, als sie ist, und ich habe auf ihrem Nachttische, außer einem stark mit Silber beschlagenen Lubach, den sie ihrer Großmutter zum Andenken nicht weglegen darf, und außer dem Cleveland, den sie von mir bekommen, nebst einigen andern Kleinigkeiten, wenig bemerkt: Nichts von gebrannten Wassern, Salben, Schönpflästerchen und solchen wichtigen Verwahrungsmitteln wider das Alter. In Gesellschaften spricht sie wenig, ob sie gleich viel Witz hat: Sie ist so eigensinnig, daß sie sich niemals mit ihren Einsichten groß machen, oder andere Leute freundschaftlich durchhecheln will; sie widerspricht niemals, wenn man ihre Nachbarinn lobt. Aber was noch das ärgste ist, Madame, sie liest, und was meynen Sie wohl, was sie liest? Rosheims deutsche Schriften, Hagedorns Oden, Gellerts Fabeln und Erzählungen, ja neulich sagte sie mir gar eine ganze Seite aus dem Messias auswendig vor: Ist das nicht eine Ausschweifung? Wenn es noch die Asiatische Banise oder so ein schönes Buch wäre, das könnte man noch gelten lassen. In der Kirche sitzt sie auch so verborgen und vor sich hin, als wenn die Mannspersonen hier kein Recht hätten, mit den Blicken des Frauenzimmers zu spielen. Ob sie eine gute Haushälterinn seyn mag? Nun das weiß ich eben so nicht, ob sie diesen bürgerlichen Fehler auch noch an sich hat: Ich habe sie noch niemals dar-

um

um gefragt. Aber man spricht, daß ihre Mama, die eine gute Wirthinn ist, ihr alle Sorgen des Hauswesens überlasse. Soviel habe ich wohl gehört, daß sie nicht geizig seyn soll, am wenigsten gegen die Armen. Kurz, Madame, Lorchen ist so schön und so fehlerhaft, wie Sie; gefällt Ihnen diese Aufrichtigkeit? Mit allen diesen Fehlern will ich Lorchen heirathen, und Sie werden sich desto mehr darüber wundern, da Sie mich schon so lange unter die Hagestolze gezählet haben. Aber an den letzten Frühling will ich in meinem ganzen Leben denken. Hören Sie nur, Madame, wie mirs gieng: Ich reisete im verwichenen May, der so gefährlich für die Unempfindlichen war, aufs Land, ich sah das artige Kind bey ihrem alten reichen Vetter, und ich ward tiefsinnig. Ich suchte sie öfters zu sehen, um öfters tiefsinnig zu seyn, denn ich gefiel mir in diesem Zustande nicht übel. Ich meynte, es wäre eine bloße Freundschaft, die mich zu ihr triebe, und unter diesem Namen war ich schon der verliebteste Mensch von der Welt. Die bezaubernden blauen Augen! — Kurz, ich ward ihr gut, sie ward mir wieder gut, und so sind wir uns nun beyde gut, bis aufs Heirathen.

Wie wird sich unser Glück erheben,
Wenn sie nicht meinen Kuß mehr flieht,
Und wenn sie mich im spätsten Leben
Noch so verliebt wie heute sieht!

Haben Sie nun genug von meiner Liebe gehört? Vielleicht; da ich Ihnen ihren ganzen Lebenslauf schreibe: aber als einem Bräutigam, der nicht aus Pflicht verliebt ist, stünde es mir nicht zu verdenken, wenn ich noch weit mehr davon schriebe. Doch, ich will auch nicht zu geschwätzig seyn. Nur noch eins, Madame! Wollen Sie nicht auf unsre Hochzeit kommen? Wenn Ihnen etwas daran gelegen ist, in einer kleinen Gesellschaft von auserlesenen Freunden und Freundinnen zu seyn, die mit einander vergnügt sind, wenn Sie Ihrer Neugierde das Schauspiel verschaffen wollen, mich um meine Braut geschäfftig und zärtlich zu sehen; so erwarten wir Ihre Ankunft auf den zwanzigsten dieses Monats. Ich will nicht sagen, daß Sie mich dadurch ungemein verbinden werden: ich dächte, daran können Sie wohl nicht zweifeln. Ja, kommen Sie doch Madame! Machen Sie unser Vergnügen durch Ihre Gegenwart vollständig! Es wird alles freyer und schöner zugehen, wenn Sie da sind. Bringen sie Ihren lieben braven Mann mit, und sagen Sie ihm, daß mich die Liebe nicht hindert, sein sehr guter Freund zu seyn. Alleweil tritt jemand in mein Zimmer: dächten Sie wohl, wer? Mein liebes Lorchen überfällt mich, sie reißt mir die Feder aus der Hand, indem sie hört, daß ich an Sie schreibe, und ich muß ihr den Brief hingeben.

Ich komme noch eben recht, Madame, den übrigen Platz in dem Briefe meines losen Freundes auszufüllen. Ich bin böse auf ihn, daß er so viel von mir plaudert, und Ihrer Aufmerksamkeit nicht besser zu schonen weiß; und daß er bey dem allen doch noch das nöthigste von mir zu sagen vergißt. Ich rechne es meinem Liebhaber zu einem Verdienste mehr an, daß er das Glück hat mit Ihnen bekannt zu seyn, und daß er mir so viel Gutes von einer Dame gesagt hat, deren Freundinn ich zu werden wünsche. Versichern Sie mich durch Ihre Gegenwart bey unserer Hochzeit, daß ich mir darauf Hoffnung machen kann. Wenn Sie ausbleiben, so werde ichs gewiß meinen Bräutigam empfinden lassen, daß ich ihm den Vorzug beneide, Sie zu kennen und Ihre Freundschaft allein für sich zu behalten.

Ich bin ꝛc.

Acht und zwanzigster Brief *).

Sie gefallen mir in Ihrem Unmuth, mein Fräulein, und ich bin denjenigen verbunden, welche denselben verursachet haben. Ohne sie hätten Sie vielleicht noch lange nicht Gelegenheit gehabt, Ihren Zorn über die Verstel-

*) Der dreyzehente Brief aus den Danziger Sendschreiben einiger Personen an einander S. 105.

stellung und den falschen Witz auszulassen. Ich habe Sie inzwischen doch auch bedaurt. Ich weiß, was es für eine Marter ist, mit dergleichen Charaktern zu thun zu haben. Was ist inzwischen häufiger in der Welt als dieselben? Aber man bemerket sie nicht immer so sehr, weil man sie nicht beständig vor Augen hat, und die Abwechselung des Lächerlichen macht, daß man es weniger beobachtet. Sie sagen, meine Freundinn, daß wenn jemand in einer Gesellschaft ein sehr vergnügtes Gesicht macht, er entweder was Abgeschmacktes gesagt hat, oder sagen will. Ihre Bemerkung ist nur mehr als allzurichtig: ich werde Ihnen aber noch eine andere mittheilen. Nicht wahr, sind Sie nicht manchmal in einer muntern Zusammenkunft gewesen, worinnen Ihnen doch die Zeit unbeschreiblich lang geworden ist? Sie haben sich aufzuwecken gesucht, Sie haben sich heimlich gefragt, woran es läge, daß Sie so ernsthaft säßen, und Sie haben davon keinen Grund finden können. Erinnern Sie sich nur, meine Wertheste, ich will wetten, es werden viele witzige Köpfe in der Gesellschaft gewesen seyn. Für mein Theil kann ich versichern, daß ich schon vorher erzittere, wenn man mir jemand unter dieser Eigenschaft ankündiget, und ich mache mir zum voraus zu einem unausbleiblichen Verdruß sichre Rechnung.

Man hat schon längst gesagt, daß die größten, die rühmlichsten Handlungen in der Welt ausge-

geübet werden, ohne daß derjenige, welcher sie thut, einmal selber weiß, wie er sie verrichtet. Mit dem Witze ist es eben so. Soll er gefallen, rühren, ergötzen, so muß er so schnell, so ungekünstelt hervorbrechen, daß er denjenigen, welcher ihn besitzt, so zu reden selber erst rührt, wenn er schon ausgebrochen ist. Das Nachsinnen schadet ihm gemeiniglich, und gehöret viel Geschicklichkeit dazu, einen überlegten Einfall so gut anzubringen, daß er neu scheine. Er ist wie der Bliß, der eben so plötzlich sein Licht ausbreitet, als er entsteht, und dessen Schimmer in einer gewissen Entfernung nicht mehr in die Augen fällt. Wollen Sie mir ein poetisches Bild zu gute halten, so will ich Ihnen diese Vergleichung noch weiter ausführen. Die Naturkündiger sagen, der Bliß entstehe aus dem Zusammenstoßen einer schwefelichten, und salpeterreichen Wolke, woraus er mit Knallen fährt. Ein witziger Einfall wird durch das schleunige Zusammenfahren des Verstandes mit der Einbildung erzeuget, schießet eben so schnell hervor, und macht einen lebhaften Eindruck auf die Gemüther der Zuhörer. Der falsche Witz ist ein Kind ohne Vater. Er ist eine Aftergeburt der bloßen Einbildung, welcher Salz und Nachdruck fehlet. Er kann wohl manchmal auch blenden, eben wie im Sommer die nächtlichen Luftreinigungen; aber er ist ohne Schall und ohne Kraft. Man vergißt ihn gleich wieder.

Der falsche Witz ist kindisch, er spielt mit Puppen, und mit Klapperwerk, er hat nichts Männliches, nichts Wesentliches. Die Aehnlichkeit gewisser Töne ist seine liebste Belustigung; er freuet sich, wenn er mit Worten spielen kann. Er war vor diesem überaus Mode. Sehen Sie den größten Theil der Dichter an, so werden Sie ihn überall wahrnehmen. Doch er findet sich auch noch genug in etlichen von den neuern. Er hatte sich allenthalben einzudringen gewußt, und war so gar bis auf die Kanzeln gestiegen. Was war ehe dessen schöner, niedlicher, sinnreicher, als wenn man den Vortrag seiner Rede in ein Wortspiel einzukleiden wußte! Das Meisterstück war vollkommen, wenn es sich noch dazu reimete. Haben Sie Postillen, da werden Sie diese Herrlichkeiten genug antreffen.

Ein wirklich sinnreicher Gedanke bleibt in allen Sprachen sinnreich. Man findet ihn in allen Ländern schön, und er läßt sich in alle Mundarten übersetzen, ohne von seinem Salze etwas zu verlieren. Aber die falsche Scharfsinnigkeit, welche aus der gleichlautenden Tönung verschiedner Wörter entstehet, schränkt sich blos in einen gewissen Platz ein. Man ist unvermögend, die Feinheit derselben, außer ihrem Geburtsorte, einzusehen. Nun möchte ich aber wissen, was darinn Geistreiches steckt, das mir bekannt ist, daß zwey gleichklingende Wörter was verschiedenes bedeuten.

ten. Eben aus dieser Ursache hat die Spötterey des Cicero über den Verres Ihnen platt vorkommen müssen. Sein ganzer Witz fiel weg, wenn nicht gerade sein Widerpart so, sondern anders geheissen hätte.

Kömmt es bey einem witzigen Einfall auf den Gedanken selber an, so muß derselbe neu, fein, beißend, aber ohne Gift seyn: so bald er sticht oder beleidigt, so wird er ordentlichen Gemüthern zwar ein Lächeln ablocken, sie werden aber nicht mit einem reinen Vergnügen lachen. Seine Feinheit muß auch nicht dunkel seyn, daß man gleich die Spötterey oder Zweydeutigkeit ohne vieles Nachsinnen einsehen kann. Die Scharfsinnigkeit leidet kein ängstliches Studieren, das ist für die Tiefsinnigkeit. Vornehmlich aber muß der Witz, wie Sie sehr wohl anmerken, ungezwungen seyn. Er ist zu feurig, zu lebhaft, um sich zwingen zu lassen. Man muß denselben nicht mit Gewalt herbeyziehen wollen. Dadurch wird man lächerlich, und es geht, wie Boileau sagt: Man mißfällt, weil man sich bestrebet zu gefallen. Es wäre demnach zu wünschen, daß ein jeder sich die schöne Lehre dieses vernünftigen Dichters einschärfte:

Was falsch ist, das ist matt, verdrüßlich abgeschmackt.
Nur die Natur ist wahr, nur sie allein kann rühren,

Man schätzt, man liebet sie, wo sie sich lässet spüren.

Ein finstrer Geist gefällt, durch seine Finsterheit.

Dem, der natürlich bleibt, fehlt niemals Artigkeit.

Was uns verächtlich macht, ist ein gezwungnes Wesen.

Le Faux est toujours fade, ennuyeux, languissant;

Mais la nature est vraie, et d'abord on la sent.

C'est elle seule en tout, qu'on admire, & qu'on aime.

Un esprit, né chagrin, plait en son chagrin même.

Chacun pris dans son Air est agréable en soi;

Ce n'est que l'Air d'autrui, qui peut déplaire en moi.

BOILEAU Ep. 9. v. 58. suiv.

Man hat vor diesem geglaubt, daß die Deutschen mit dem Witze keine Gemeinschaft hätten, und ein eckeler Franzmann*) ist gar so weit gegangen, dieses als eine Unmöglichkeit anzugeben. Jetzo haben seit einigen Jahren hin und wieder einige witzige Köpfe, als Herr Liskow, Herr Hagedorn, und andere, die Ehre ihres Vaterlandes durch ihre Schriften gerettet, und gewiesen, daß wir in diesem Stücke vielleicht selbst den

*) Der Pater Bouhours.

den Franzosen nicht nachgeben. Wenn wir das Poßierliche mit zu dem Witzigen rechnen wollen; und mich dünkt, es gehört mit in eine Abtheilung desselben; so können wir uns auch mit dem **Abraham von St. Clara** bereit machen, dessen Schriften in verschiedene andere Sprachen übersetzt zu werden verdient haben.

Um der Trockenheit der meisten Geister zu Hülfe zu kommen, haben sich fast in allen Ländern Leute gefunden, welche Sammlungen von witzigen Reden, artigen Gedanken, feinen Einfällen, herausgegeben, als unter den Franzosen **Pitavall, Cartier de St. Philippe**, und andere mehr. Wenn man aber die Sammlungen genau untersuchet; so findet sich, daß drey Viertepart ausgemerzet werden müßten.

Ueberhaupt stiften diese Sammlungen, so gut und unschuldig die Absicht derselben auch ist, mehr Schaden, als Vortheil. Der Vorsatz ist, denen Lesern eine angenehme Gemüthsergötzung zu verschaffen, oder ihnen Anleitung zu der witzigen Art zu denken zu geben; und sie reizen manchen trägen, schläfrigen Geist zu einer jämmerlichen Nachahmung.

Ich sagte so eben, daß ein sinnreicher Einfall, wenn er auf Spötterey hinausläuft, vornehmlich nichts Giftiges an sich haben müsse. Es wäre zu wünschen, daß die Gelehrten selbst, wenn sie etwa eine Zwistigkeit miteinander haben, diese Regel nicht aus den Augen setzen möchten.

Meistentheils sind ihre Stachelschriften anzüglich und ihren Verfassern verkleinerlich. Ja, sie werden oft, ich hätte beynahe gesagt durchgehends, niederträchtig, pöbelhaft; sie legen sich aufs Schimpfen. Der sinnreiche Boileau wußte seiner zu spotten. Wie er den großen Tragödienschreiber Corneille, wegen seiner beyden letzten Trauerspiele des Agesilaus, und des Attila tadelte, machte er es so verblümt, daß ein jeder zwar seine Spötterey merkte, Corneille selbst aber dieselbe für ein Lob hielt. Er sprach, daß der elendeste Schmierer für sein Geld das Recht erkaufe, vor der Schaubühne den Attila herunter zu machen, und weil ihm der König der Hunnen mißfiel, alle Verse des Corneille für visigothisch zu schelten *).

Ire

*) S. Sat. IX. vs. 177. Es fällt mir hiebey eines von den Sinngedichten des Martials bey, das meiner Meynung nach unter die besten zu rechnen ist, und das ich, so gut ich kann, deutsch übersetzen will, um zu zeigen, daß der wahre Witz in allen Sprachen Stich hält und sich vornehmlich in dieser Zweydeutigkeit äußert.

Der schönsten Schriften Schaar läßt du im Schranke ruhn,
Da sie doch längst, Marcell, zum Druck geschickt gewesen,
Druck sie. Nein, sagest du, mein Erbe soll das thun.
Wann? O wir möchten dich, Marcell, schon jetzo lesen!

Irre ich mich, meine wertheste Freundinn, daß ich Ihr ganzes Lehrgebäude von der Verrückung der Welt auch für eine Spötterey anseh? Mich dünkt, nein. Ich kenne schon Ihr schleichendes Wesen. Wenn man denkt, daß Sie am ernsthaftesten reden, so steckt doch eine Schalkheit dahinter. Gestehen Sie es mir nur: Ihre ganze Absicht war, denen Philosophen und ihrer Verwägenheit in Schlüssen eines anzuhängen.

Es ist auch wahr, Fräulein, man muß manchmal auf diese Herren unwillig werden. Sie machen es zu arg. Sie sticheln auf uns, daß wir tändeln, nichts Gesetztes haben, und uns mit süßen Träumen beschäfftigen. Machen sie es aber größtentheils besser? Sie träumen öfters ärger als wir. Sie haben ihre Moden so wie wir; wir in Kleidern, und sie in Lehrgebäuden. Ein Lehrgebäude, das vor vierzig Jahren Mode war, kömmt hernach, in Verfall, und man nimmt ein neues an, das eben so wenig gründlich erwiesen ist, als das vorige. Aber es gefällt; denn es ist neu. Wir suchen die alten Moden wieder hervor: sie auch. Der Herr *** hat mir noch dieser Tage einmal aus dem Plato, Seneka und andern gewiesen, daß sehr viele von den Meynungen schon längst Mode gewesen sind, welche jetzo wieder Mode werden.

Plena laboratis habeas cum scrinia libris,
Emittis quare, Sosibiane, nihil?
Edent hæredes, inquis mea carmina. Quando?
Tempus erat iam te, Sosibiane, legi?

Lib. IV. Epig. 33.

Nichts ist gewisser, als was Sie sagen, daß ein Philosoph niemals verlegen seyn darf. Sie wissen sich gleich zu helfen. Wenn sie nicht weiter fort können, so nehmen sie einen Satz an, der manchmal wahrscheinlich ist, und auf denselben gründen sich hernach tausend schöne Phantasien. Was hat man nicht schon behauptet:

Stimmt wohl ein Philosoph dem andern völlig bey,
Und folgt ein jeder nicht mehr seiner Phantasey?

Sie machen es auch so, meine Geliebte, nur mit dem Unterschiede, daß Sie es zum Spaß thun. Denn ohne mich in Ihre Schlüsse einzulassen, so will ich Ihnen nur mit zwey Worten zeigen, daß Ihre Verrückung der Erde aus den Gründen, die Sie angeben, nicht statt finden kann. Ist die Erde aus ihrer Stelle gewichen, so hat die Verhältniß der anziehenden Kräfte gegen einander auch einen Stoß gekriegt; und daraus würden mehr üble Folgen entstehen. Es müßten alsdann auch unsere Jahre länger werden. Denn die Erde würde sich mehr als dreyhundert und fünf und sechzig mal herumwälzen müssen, bevor sie auf den vorigen Punkt käme, weil ihre Laufbahn länger wäre. Nun habe ich zwar einmal gehört, daß unser Kalender nicht ganz richtig seyn soll, aber der Unterschied kann doch nicht sehr beträchtlich seyn.

Für mein Theil, mein Fräulein, ich halte dafür, daß die Veränderungen in den Witterungen von undenklichen Zeiten eben dieselben gewesen sind, als jetzo. Ich habe eine alte Dame gesprochen, welche sich erinnert, daß es in ihrer Jugend manchmal im May und Junius eben so kalt gewesen, als es nun ist. Das hat sich aber wieder verändert.

Unsere Einbildung ist schuld an unserm Vorurtheil. Wir waren jünger, wir ergötzten uns, wenn es schön Wetter war, die Erinnerung davon bleibt in unserm Gedächtnisse kleben; wir haben die Augenblicke vergessen, die wir mißvergnügt zugebracht haben. Daher scheinet es uns, daß damals bessere Zeiten waren. Hören Sie nur alte Leute reden, sie werden Ihnen immer sagen: Zu meiner Zeit war man gegen das Frauenzimmer gefällig, da konnte man noch hier oder da einen Kuß erbeuten; jetzt küssen sie nicht. Zu meiner Zeit machte man sich lustig, man tanzte; jetzt ist alles traurig. Liegt das aber an der Zeit? Nein, man ist noch gegen das Frauenzimmer gefällig, man küßt noch, man tanzt, man singet noch; nur daß man gegen eine alte Matrone so gefällig nicht ist, als gegen ein jüngeres Frauenzimmer, nur daß man keinen Graubart küßt. Zu ihrer Zeit ist es eben so gewesen.

Doch genug. Sie werden nun nicht klagen, daß meine Briefe kurz sind. Sie werden viel-

mehr wünschen, daß die unerträgliche Schwätzerinn einmal schweige. Ich will es thun, und Sie nur noch aufrichtig versichern, daß niemand mit mehrerer Hochachtung ist, als ich ꝛc.

Neun und zwanzigster Brief.

Meine schöne Freundinn,

Wissen Sie wohl, wo ich jetzt bin? Nein, das rathen Sie nicht sogleich: In dem Hause Ihrer ehrwürdigen Tante. Sie ist eben im Begriffe an Sie zu schreiben, und Sie giebt mir die Erlaubniß einen Brief beyzulegen, den ich Ihnen schon so lange schuldig war. Wir schreiben Ihnen nach der Entfernung einer Gesellschaft, wobey ich nichts mehr als Ihre Gegenwart gewünscht habe; denn ich bin Ihnen gut dafür, Sie hätten Ihre ernsthafte Miene verlieren müssen. Der Amtmann mit seiner liebenswürdigen Gehülfinn, der kleine Caplan, und das Fräulein von D. sassen eben mit Ihrer Tante beym Kaffee, als ich in das Zimmer trat. Nach den gewechselten Gewohnheitskomplimenten mengte ich mich unter die Gesellschaft, und mein Unstern erwies mir den üblen Streich, daß ich meinen Stuhl zwischen der Amtmanninn und dem Geistlichen bekam, wiewohl hier die Wahl überhaupt schwer

fiel.

fiel. So lange man sich mit dem Kaffee beschäfftigte, gieng noch alles ziemlich erträglich, und es konnte nicht eher eine freye Unterredung zu Kräften kommen, als bis es damit vorbey war; denn die Urtheile vom Wetter und von der Hitze hatten bald ein Ende erreicht, und wurden nur noch durch den Fächer unterstützet. Nun fieng ich an, mit meinen Nachbarn bekannter zu werden: ich frug die Amtmanninn, ob ihr Herr Sohn bald von der Universität wieder kommen würde? Nein, ich bitte um Vergebung, sie haben geschrieben, daß sie noch gerne ein Jahr ausbleiben wollten; aber der Amtmann wollen ihn nur noch ein halb Jahr da lassen. Darauf räusperte sich der Amtmann mit einer recht wirthschaftlichen Miene; ja er hat Geld genug gekostet, sprach er, und ich weiß nicht; wo man es bey den jetzigen theuren Zeiten alle aufbringen soll, meine Frau schickt ihm doch noch immer heimlich etwas — Das war das Zeichen zur Kriegsankündigung unter den beyden Eheleuten; sie ward so heftig, daß der Amtmann mit seinem eifrigen Vorrechnen zwo Tassen vom Tische schmiß. Man stiftete endlich Friede, und ich wandte mich zu meinem Caplan, aus Furcht, daß ich bey meiner Nachbarinn noch zu einem Zank Anlaß geben möchte. Er hatte mich schon lang mit einer Miene angesehen, als wenn er viel Schönes zu sagen hätte. Mit Erlaubniß, fieng er an, wer wird die Pfarre zu

S** bekommen? Ich kann Ihnen hierinn keine Nachricht geben, war meine Antwort, ich weiß nicht einmal, daß sie erlediget ist. Es soll eine sehr einträgliche Bedienung seyn, fuhr er fort, die ihren Mann ehrlich ernährt, die Zahl der Competenten ist groß, und deswegen mag ich nicht anhalten; man muß seine Gemeine nicht um des Zeitlichen willen verlassen; ich habe zwar einen Patron, der viel thun kann; er ist auch mit meinen Predigten ohne Schmeicheley, sehr wohl zufrieden; er hörte mich noch vorgestern predigen, ich stellte eben vor — Am vorigen Sonntage handelte ich von — Wie gefällt Ihnen dieses Thema, das ich neulich auf Mariä Heimsuchungsfeste vortrug? — Mir ward ganz angst, daß der Mann nicht seinen ganzen Jahrgang auspackte, und ich wollte es lieber noch einmal wagen, mit der Amtmanninn zu reden, allein seine Dienstfertigkeit ließ darum nicht weniger nach, er rückte mit seinem Thema immer näher an mich, und ich sagte aus Gefälligkeit zu allem ja sehr schön — Der Himmel weiß, worauf es paßte, denn ich dachte längst an etwas anders. Indem fieng das Fräulein von D. die lächerliche Historie von dem Gespenste an, das ihrer seligen Mama drey Tage vor ihrem Ende erschienen, und wir waren schon ganz in der Geisterwelt vertiefet, als man die Frau C** meldete. Sie hatte kaum ihren Platz in dem Zimmer genommen, da sie uns erzählte, daß

sie

sie die Brunnenkur gebrauchte, um ihre Hypochondrie zu vertreiben; und sie war hiebey so umständlich, daß sie uns alle Wirkungen des Brunnens auf die ungezogenste Weise beschrieb. Es war schon ziemlich spät, und die angenehmste Wirkung des Brunnens vielleicht war diese, daß die Frau C** den Aufbruch der Gesellschaft machte. Wie gefällt Ihnen dieser schön zugebrachte Nachmittag? Sie kennen die Originale, und also werden Sie sich alles lebhaft genug vorzustellen wissen. Wenn ich nur dem beschwerlichen Manne mit dem Thema nicht noch einmal in die Hände falle!

Ich fühle, daß mir recht wohl wird, da ich mich wieder mit Ihnen unterreden kann, meine angenehme Freundinn, und ich hoffe es von meinem Glücke, daß es bald einmal persönlich geschehen soll. Schreiben Sie mir doch unterdessen, wie Sie sich auf dem Lande befinden, wo Ihre Gegenwart alles schön machen muß. Die Arien, die ich Ihnen vorlängst versprochen habe, nebst den Texten dazu, sollen Sie in der künftigen Woche haben. Vielleicht überbringe ich sie selbst, wenn Sie mir einen Kuß dafür geben wollen 2c.

Dreyßigster Brief*).

Ich muß allemal lachen, wenn ich in den Werken, die von der Physionomie handeln, die erbärmlichen Urtheile über einen dicken oder kleinen Kopf, über die langen oder kurzen Nasen, über die Fettigkeit oder Magerkeit und dergleichen sehe. Sie verbinden alle mit diesen verschiedenen Zeichen einerley Eigenschaften, vermuthlich, in der Hoffnnug, daß die Anzahl uns blenden werde, und daß wir nicht weiter davon Rechenschaft fodern werden, wenn es nur durch viele Leute bezeuget wird. Es muß wohl so seyn, denn ich habe noch keinen einzigen gesehen, der es für eine Schuldigkeit gehalten hätte, das zu beweisen, was er vorgab. Unter tausend Fällen trägt es sich einmal zu, daß die Vorbedeutungen, die man daraus ziehet, richtig sind, so wie diejenigen ungefähr, die tausend Menschen einerley vorher verkündigen, in Ansehung einiger Personen wahr prophezeihen. Lassen Sie uns also sagen, mein Herr, daß die best vermischte Materie, die vollkommenste Gestalt, dem Ansehen nach, und die am richtigsten getroffenen Gleichheiten, nicht allemal auch den vollkommensten Charakter hervorbringen, Wie

viele

*) Lettres philosophiques sur les Physionomies, XXXI.

viele Ungeheuer giebt es nicht unter den angenehmsten Gestalten? Wie viele reizende Charaktere sind nicht unter den häßlichsten Gestalten? Wir müssen also weder auf die Schönheit, noch auf die Vollkommenheit des Körpers bauen, wenn wir von dem Geiste urtheilen wollen. Wer sollte nicht jemals vollkommen schöne Gesichter gesehen haben, die nichts sagten, und die in der Länge nicht verführten, weil sie einem unbeseelten Bilde allzuähnlich waren? Indeß daß es hundert andere giebt, die man für häßlich gehalten, und die uns nach einer näheren Prüfung reizend scheinen, so wie sie wirklich reizen, weil sie lebendig sind, und weil die Seele gleichsam herausdringet, um sie schöner zu machen, und durch die Lebhaftigkeit, die sie ihnen giebt, die Fehler auszutilgen, welche die Materie da gelassen hatte? Ganz Paris hat ehemals gesehen, daß eine kleine und häßliche Actrice in der Oper gleich beym ersten Verse, den sie sang, die zwo schönsten Kreaturen, die damals auf dem Theater waren, und in der Armide ihr Gefolge ausmachen, verdrang. Fast alle Leute von großen Gemüthsgaben, von entschiedenen Verdiensten, bezaubern und scheinen schön zu werden, sobald man sie in der Ausübung eben dieser Gemüthsgaben sieht. Es ist nicht zu verwundern, daß sinnliche Werkzeuge, die zu dieser oder jenen Sache gemacht sind, den Lebensgeistern einen freyen Lauf geben, und dadurch auch der vollkommenen Handlung der

Seele

Seele, wenn es auf die Ausübung eben der Sprache ankömmt, wozu sie gemacht sind.

Doch, auf meine Absicht zu kommen: Man muß auf besondere Züge der Farbe und der Bildung Acht geben, um von den Menschen zu urtheilen. Ich kenne nur diese zwo Gattungen von Zeichen, welche nützlich seyn sollten; wozu ich noch die Augen rechnen will, ein so wichtiger Gegenstand, daß er allerdings eine eigene Abhandlung verdienet. Sehen Sie, mein Herr, wie ich ungefähr diese ganze Mechanik ausgedacht habe. Die Farbe zeigt die Leidenschaften überhaupt an. Die Bildung entdeckt die Fertigkeit darinn; und die Augen bestimmen einigermassen den Grad derselben, ich will sagen, die Mäßigung, oder die Ausschweifung.

Wenn man nur ein wenig auf die Grundtheile nachgeforschet hat, woraus wir zusammengesetzt sind, so weß man, daß die Säfte, indem sie in unserm Leibe und in unserm Fleische ihren Kreislauf halten, selbst das Aeußere der Kanäle, wodurch sie fließen, mit dem Elemente färben, das in ihnen die Oberherrschaft hat; es sey nun, daß unsere durchsichtige Haut es sehen läßt, was es ist; oder daß durch das Laufen und Zurücklaufen nach und nach etwas Gefärbtes an der Haut sitzen bleibt, welches durch den Schein der Farbe uns ihre Natur anzeigt. Nun aber giebt es unter diesen Säften lebhafte und träge, rothe und dunkelblasse, es giebt gelbe und grüne, ja

so=

sogar schwarze. Ein jeder kann bemerket haben, daß die rothen, frischen Gesichter nicht traurig sind, und daß die bleichgelben Gesichter nicht lustig sind. Wer weiß nicht, daß die Lebhaftigkeit der Leute, die viel Farbe haben, groß seyn kann, aber daß sie nicht dauerhaft ist; daß die Lebhaftigkeit der blassen Leute kein Ende hat? Wenn man mir zuweilen gesagt hat, das ist ein sehr lebhafter Mensch, der beste Mensch von der Welt, der leicht verdrüßlich wird, und eben so leicht wieder gut ist; so habe ich mir niemals sein Gesicht anders, als voller Farbe, vorgestellet; und wenn man mir von einem melancholischen Charakter gesagt hat, dessen verborgenes Feuer niemals verlischt; so habe ich mir allemal ein Gesicht ohne Farbe vorgestellet. Wenn Ihnen dieser Gedanke nicht so eingefallen ist, wie mir, so wird er Ihnen doch gewiß einfallen, mein Herr, wenn Sie über die Leute, mit denen Sie gelebet haben, eine kleine Musterung halten. Man muß bemerken, daß die Liebe zum Vergnügen mit allen denen allgemeinen Leidenschaften verknüpft ist, die durch diese Farben bezeichnet werden; nur mit dem Unterschiede, daß sie vielmehr Thorheiten hervorbringt, was nur Thorheiten bey den Leuten sind, die lebhafte Farben haben, und ernsthafte Thorheiten, was wahrhafte Unsinnigkeiten sind, bey denen, welche dunkle Farben haben. Die erstern sind im Stande sich umzubringen, wenn sie sich demselben stark

ergeben; und die andern können diejenigen umbringen, mit welchen sie sich ihm ergeben. Man könnte noch hinzufügen, wie mich deucht, daß die Leidenschaften ziemlich den Farben der Gesichter ähnlich sind. Die ernsthaften und traurigen Leidenschaften drücken sich nicht mehr durch die hellen Farben aus, als die lustigen und angenehmen Leidenschaften durch dunkle Farben. Ich denke nicht, daß man sollte Lust haben, mir den elenden Einwurf zu machen, den man von der Farbe der Afrikaner hernehmen könnte. Man muß vermuthen, daß unter ihnen in dem Schwarzen ihrer Gesichter eben so viel Unterschied ist, als unter den Europäern in dem Weißen ihrer Gesichter: und wenn dieser Unterschied nicht gleich so empfindbar scheinet, als er ist, so kömmt es nur daher, daß wir gewohnt sind, Weiße zu sehen, daß wir selten Schwarze, und fast niemals viele Schwarze beysammen zu sehen bekommen. Diese Ursache ist so wahr, als unter uns nur die Maler und Färber die verschiedenen Grade einer Farbe genau kennen; weil sie ihr Beruf nöthiget, sie oft zu vergleichen, und sie durch Hülf so vieler Vergleichungen, von einander zu unterscheiden.

Man würde mit Unrecht dieser Wahrheit widerstehen, weil sie die Kenntniß der Leidenschaften durch die Kenntniß der Farben zu bestimmen scheinet. Ist man nicht beständig eins, daß das Rothe, welches die Schamhaftigkeit hervorbringt,

bringt, weit von dem Rothen unterschieden sey, welches aus dem Zorn entstehet? Aergert man sich nicht heftig darüber, daß man bey gewissen Gelegenheiten erröthet, entweder weil man keine Waffen wider sich geben mag, so schuldig man auch ist; oder weil man nur befürchtet, für schuldig gehalten zu werden, ob man gleich unschuldig ist? Man wird mich vergebens überreden, daß der Schuldige, wann er erröthet, dem Unschuldigen ähnlich sey, der auch erröthet, obgleich aus einem ganz verschiedenen Bewegungsgrunde. Ihre Röthe ist nicht einerley. Man verwechselt sie gerne, und man urtheilet dann mehr aus einem guten oder bösen Vorurtheil in Ansehung der erröthenden Person, als aus einer Prüfung seiner Röthe, die doch das sicherste Mittel seyn würde, die Wahrheit davon zu entdecken. Die Maler, die sich geschmeichelt haben, die Natur auszustudieren, und deren Nachahmung sie wirklich groß und bewundernswürdig machen konnte, haben die Leidenschaften vorzüglich durch die Farben bezeichnet. Ich erinnere Sie, mein Herr, beym Schlusse dieses Briefes, daß hier der Fall ist, da man sich nicht mit den Farben begnügen kann, um von dem Charakter eines Menschen zu urtheilen. Dies ist am Ende nur eines von den Zeichen, die ich angegeben habe. Es ist sogar dasjenige, das einen am leichtesten zum Irrthum bringen kann, wenn man es übel anwendet. Wenn

man es z. E. anwendet, die wirklichen Leidenschaften eines Menschen zu bezeichnen, da es doch nur allgemeine Leidenschaften anzeiget, so wird man sich betrügen können. Man sage, jener hat diese Farbe, foglich ist er natürlicher Weise zu diesem oder jenem geneigt; so wird man sich nicht betrügen; aber wenn man sagt, jener hat die und die Farbe, folglich ist er dieser Leidenschaft völlig ergeben, so wird man irren können. Wenn die Farbe die Leidenschaft anzeiget, so bezeichnet sie nur den Samen und nicht die Früchte. Die Auferziehung, die Nothwendigkeit, die Sorgfalt des Glückes, und mehr als alles übrige, die Tugend, ja selbst die Religion, ersticken oft diese Leidenschaften in ihrer Geburt; und wenn man schon den Grund, die Fähigkeit und Neigung dazu hat, so darf man doch nicht sagen, daß auch die Handlungen und wirklichen Folgen davon seyen. Ich glaube, daß man dem Eindruck nicht genug vorbauen kann, welchen meine Betrachtung machen möchte, aus Furcht, daß man sie etwa mißbrauche. Sie, mein Herr, thun es gewiß nicht. Ich kenne so viel unrichtige, unordentliche und schwermüthige Geister, welchen diese Unterscheidungen nicht deutlich in die Augen leuchten werden, und meine Furcht ist also darüber zu entschuldigen, was ich so ungerne sehen würde, wenn es geschähe. Leben Sie wohl.

Ein

Ein und dreyßigster Brief*).

Ich habe Ihnen so viel von den Augen zu sagen, mein Herr, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Hier ist der Fall, da man sich über seinen Ueberfluß beklagen muß, daß er uns arm macht. Jedermann sagt, oder hat geschrieben, daß die Augen der Spiegel der Seele wären; und diese Erklärung, die sich so gut zu meinem Vorwurf schickt, macht Ihnen viel Ehre. Noch mehr: Es scheinet, daß unter allen Sinnen, dieses derjenige sey, wo sie am gewöhnlichsten gegenwärtig ist, wo sie am vorzüglichsten wohnet, wo sie zum wenigsten mehr als sonst hinkömmt, wenn man sie dahin ruft, und wohin sie sich nicht leicht zweymal rufen läßt. Sie bedienet sich ihrer Sprache, wann sie reden will. Weder die Stärke, noch die Gelindigkeit der Stimme können dem Nachdruck und der Anmuth beykommen, deren die Augen fähig sind, um die Gedanken der Seele zu sagen Niemand hat sich auch jemals unterstanden zu hoffen, daß er auf eine andere Art besser reden könne, als durch seine Augen. Sie sind es, bey denen man Hülfe sucht, wann die Ausdrücke fehlen. Ihre Rede bedarf der langweiligen und abgemessenen Ordnung der Worte nicht:

*) Lettres philosophiques &c. XXXIII.

sie sagt mit einem Worte mehr, als man mit tausend andern sagen kann; sie entscheidet in einem Augenblicke die verwirrtesten Fragen und Antworten. Wie viel Ungewißheiten, wie viel Schmerzen, wie viel Proceße endet nicht ein einziger Blick! Verschiedene Gottesgelehrten haben einstimmig gesagt, daß die himmlischen Geister durch den Anblick mit einander reden, und sich zu verstehen geben. Wir wollen einmal so kühn seyn, zu sagen, daß wenn die Augen einigermassen die Stelle der Sprache unter ihnen vertreten, so muß die Seele sich am besten durch sie entdecken, und nicht so sehr der Materie unterworfen seyn; so muß sie bey ihnen gleichsam mehr Seele seyn, als sonst überall. Was mich noch völlig in dieser Vorstellung bestärket hat, muß ich der bewundernswürdigen Wahrheit zuschreiben, die in ihnen herrschet, es ist die Unmöglichkeit, die sie zum Betruge finden; sie stellen vielmehr die Seele vor, wie sie ist, als so, wie sie zuweilen wohl scheinen möchte. Haben Sie niemals Leute gesehen, mein Herr, die sich ärgerten, daß ihre Augen mehr sagten, als sie wollten, und als ihr Vortheil verlangte? Zum Beweis ihrer Aufrichtigkeit verweise ich Sie auf jene Umstände, wo die Augen ja sagen, wann der Mund nein sagt; und wo das Ja der Augen nachmals gewiß das wahrhafte gewesen ist, so daß man närrisch seyn müßte, wenn man es nicht verstehen

woll-

wollte. Es giebt Leute, welche schreyen, und verdrüßlich sind, während daß ihre Augen sie entschuldigen. Wenn man von dem Geräusche betäubet wird, und daß man das nicht in den Augen liest, was man glauben muß, so wird man betrogen.

Alles dieses, was ich Ihnen da sage, mein Herr, scheinet Ihnen wohl nicht mit der gemeinen Meynung, wegen des Betrugs der Augen, noch mit dem, was ich Ihnen selbst einmal in einem meiner Briefe davon gesagt habe, übereinzukommen. Ich redete nur damals im Vorbeygehen davon, und mehr, so viel zu sagen, daß man sich bemühete, sie im Betrügen zu unterrichten, als zu behaupten, daß sie wirklich betrögen, und daß sie diese Unterweisungen angenommen hätten. Die Augen betriegen niemals, wann sie reden. Sagen Sie nur lieber, daß diejenigen, welche darinn lesen, nichts darinn verstehn, oder die von sonst etwas eingenommen, alles verkehrt darinn lesen, sich betriegen; darinn hat die gemeine Meynung Grund. Ich will es allemal behaupten, wenn mans verlangt, daß die redenden Augen allezeit wahr reden. Ich will nur bekennen, daß die Augen oft übel lesen, und anders lesen, als geschrieben ist. Ich sehe tausend Streitigkeiten über ein Buch, das man gelesen hat. Kaum ist man über den Text eins, so empfindbar er auch ist. Was den Commentarius betrifft, den man darüber macht, so

kömmt der Verstand, den man ihm giebt, einzig auf die Leser an, oder auf die verschiedenen Leidenschaften, womit sie beseelet sind, und die ihnen das Urtheil eingeben, das sie darüber fällen sollen. Es ist noch niemals geschehen, daß dieses Urtheil gleichförmig gewesen wäre. Aber würde man nicht das Buch selbst mit Unrecht beschuldigen, daß es nicht sagte, was es sagt? Die Schuld fällt nur auf die Leser zurück, daß sie das nicht darinn lesen, was darinn stehet. Sehen Sie, mein Herr, eine Erklärung der redenden und lesenden Augen. Wann mir jene junge Unbesonnene, beschämt über ihre Unbedachtsamkeit, oder zu ihrer Rechtfertigung, sagen wird, daß die Mannsperson, von der sie betrogen worden, Augen gehabt habe, darinn die Leidenschaft gemalt gewesen; daß ihre zärtliche Sprache sie einer unveränderlichen Beständigkeit versichert habe; so werde ich ihr antworten, daß sie nicht lesen könne, daß ihre eigene Leidenschaft sie habe Sachen sehen lassen, die nicht vorhanden waren. Ich werde sie versichern, sie mag auch sagen, was sie will, daß die Augen ihres Treulosen ihr nichts als die Freude ankündigten, sie zu besiegen; nichts als die Ungeduld seiner Begierden, und des wilden Vergnügens. Alle Leidenschaften beseelen die Augen; aber eine jede hat ihr besonderes Feuer, das ihr eigen ist, und das man zu unterscheiden wissen muß. Die Frauenzimmer, ob sie gleich noch so viel die

Kunst

Kunst zu gefallen ausstudieren, haben es noch nicht völlig dahin bringen können, in den Augen der Mannspersonen diese verschiedenen Wirkungen der Leidenschaften zu verwirren: sie betriegen nur die Leute, welche vorher eingenommen, oder ohne Erfahrung sind. Indessen ist es wahr, daß sie in dieser Sache etwas voraus haben, nämlich wenn ihre Augen wider ihren Willen eben so wahrhaft sind, als die unsrigen, so lesen sie gemeiniglich besser in unsern Augen, als wir in den ihrigen. Sie bemerken es viel sicherer, was in uns vorgeht, als wir den Grund ihres Herzens beurtheilen: und ich weiß nicht, ob man nicht eben aus diesem Grunde vermuthet, daß es mehr Mannspersonen gebe, die dem Frauenzimmer unterworfen sind, als Frauenzimmer von Mannspersonen besieget worden. Habe ich Ihnen nicht auf heute genug geschrieben?

Zwey und dreyßigster Brief. *).

An Chloen.

Was ich Ihnen jetzt sagen werde, schöne Chloe, das hätten Sie wohl nicht von mir zu

*) Vermischte Beyträge zum Vergnügen des Verst. und Witzes III. B. S. 67.

hören geglaubt. Es ist gar nicht mehr die Rede von Ihren schwarzen Augen, oder von Ihrem kleinen Munde. Daran ist nicht zu denken. Es ist die Frage, ob ich mich nicht an Ihnen versündiget habe, wenn ich Ihnen so oft vorgesagt, daß Sie liebenswürdig sind, und daß Ihnen Ihre Schönheit nicht nur ein Recht auf die Herzen der Mannspersonen, sondern zugleich die Verbindlichkeit gegeben habe, Ihre zärtlichen Liebhaber nicht umsonst seufzen zu lassen.

Wenn Ihnen dieser Anfang meines Briefes etwas ungezogen und unartig zu seyn scheint; so lesen Sie um des Himmels willen nicht weiter; Sie müßten sich denn entschließen, mir alle die unangenehmen und verdrüßlichen Wahrheiten zu vergeben, die ich Ihnen in der Folge desselben noch sagen werde. Ich glaube wohl, daß Sie gar nicht wissen, wie Sie mit mir daran sind. Sie werden aber alles verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich ein Philosoph geworden bin. Sie wissen schon, daß mir dieser Name die Verbindlichkeit auflegt, alles zu vermeiden, was unphilosophische Köpfe, und insonderheit Frauenzimmer, artig oder galant nennen.

Ich habe bey dem jetzigen schlimmen Wetter, da ich auf dem Lande bin, vor langer Weile den Weltweisen des vorigen Jahrhunderts hervorgesucht, über dessen Moral wir so oft mit einander

ge-

gelacht haben. Wir haben dieses schwer zu verantworten, meine gute Chloe! Es mag so lächerlich seyn, wie es will, wenn er uns vor der Schönheit so ängstlich warnet, als ob er einen Menschen zurückhalten wollte, der sich ins Wasser stürzen will, und wenn er uns um alles in der Welt, ja um unsre eigene Wohlfahrt bittet, nicht zu lieben. Dieses alles hindert gar nicht, daß er nicht Recht haben sollte. Ich habe seine Gründe überlegt, und von dem Augenblicke an mich entschlossen, schöne Chloe, Sie nicht mehr zu lieben. Denn lieber will ich gar nicht lieben, als mich nach den Regeln dieses Moralisten einschränken, welche meine Empfindung doch wirklich um die Hälfte ihres Vergnügens bringen. Ich beleidige Sie durch dieses Geständniß in der That nicht; ich habe Sie vielmehr bisher beleidigt. Vergeben Sie mir dieses. Ich will es Ihnen wieder vergeben, daß Sie mich geliebt haben. Setzen Sie nur dieses Verbrechen nicht fort, und rotten Sie von diesem Augenblicke an alle Neigung zu mir bis auf die Wurzel aus.

Da sehen Sie, wie viel Gewalt die Philosophie über ein Herz haben kann! Ich muß Sie sogar um dasjenige bitten, welches mir sonst schmerzhafter gewesen wäre, als der Verlust alles dessen, was mir angenehm ist. Aber freylich weiß ich mir und Ihnen nicht anders zu helfen. Bin ich wohl bisher so philosophisch

gewesen, daß ich an Ihnen nur Ihre Tugend bewundert hätte, und für alle Reizungen Ihrer Schönheit unempfindlich geblieben wäre? So lange ich dieses nicht beweisen kann, so lange bleibt mir freylich der Vorwurf einer Liebe, die dem Weisen nicht anständig ist. Zwar die Macht Ihrer Tugend über mein Herz ist größer gewesen, als sich unsre Moralisten einbilden mögen. Sie hat Ihnen bey mir Hochachtung erworben, und meine Neigung ungleich stärker, und viel beständiger gemacht. Unterdessen verstattet mir doch mein Gewissen nicht, mich zu rühmen, daß ich für Ihre übrigen Annehmlichkeiten Gleichgültigkeit genug gehabt hätte. Und das ist eben, was ich jetzt beklage, das ist es, was unsere Liebe verwerflich macht.

Ich habe bisher Dinge an Ihnen bewundert, die Sie Ihrem Fleiße nicht zuschreiben können, und die Ihnen folglich keinen eigentlichen Werth beylegen. Haben Sie was darzu beygetragen, daß Sie schön sind, oder haben Sie es durch Fleiß und Nachsinnen zuwege gebracht, daß Ihre Augen so feurig und Ihre Wangen so blühend sind? Wenn Sie dieses nicht im Ernst behaupten; so erwarten Sie gar nicht, daß ein Philosoph Sie hochschätze. Sie wissen wohl, die meisten von diesen Leuten würden gar nichts seyn, wenn sie nicht fleißig wären, und Sie können es ihnen also nicht übel nehmen, daß sie durch nichts gerühret werden, welches seinen

Besi-

Besitzer nicht so blaß, krank, und traurig gemacht hat, als sie selbst sind.

Sie werden hierüber ohne Zweifel lachen; und zu einer jeden andern Zeit wäre ich selbst der erste gewesen, der darüber gelacht hätte. Glauben denn diese dunklen Köpfe, würde ich gesagt haben, daß eine schöne Gegend durch ihr eigenes Verdienst so reizend geworden, und daß die Rose es durch Schlüsse herausgebracht habe, daß sie sich diese Gestalt geben, und sich in diese Farbe kleiden müße, wenn sie unter den Blumen herrschen, und die Augen der Menschen an sich ziehen wolle? Oder wollen sie uns bereden, daß eine schöne Gegend keinen Vorzug vor einer traurigen Wüste habe, und daß es einem Weisen schimpflich sey, sich die Pracht der Rosen gefallen zu lassen? So würde ich gesagt haben, wenn mir der erst erwähnte Moralist nicht gesündre Grundsätze beygebracht hätte. Es ist ja keine Kunst an einem solchen gelehrten Manne seinen Witz zu versuchen, der freylich durch sein tiefsinniges Nachdenken mehr herausbringen muß, als hundert andere fassen können. Spotten kann man wohl über ihn, da er es für zu geringe hält, darauf zu antworten. Aber setzen Sie ihm einmal, wenn Sie können, ernsthafte Gründe entgegen, Gründe, die desto mehr beweisen, je weniger sie ein jeglicher faßt. Dann wollen wir sehen, ob er nicht wieder Gründe vorbringt, deren Beweis so gelehrt

ist, daß Sie ihm denselben gern schenken werden.

Ich habe einige derselben aus unserm Moralisten gesammlet, und ich gebe sie Ihnen hier in einer poetischen Einkleidung, damit sie bey Ihrem unphilosophischen Verstand desto leichter Gehör finden. Sonst hätte ich freylich ihre Bürde durch das Spielwerk der Dichtkunst nicht entehren dürfen. Allein, ich hoffe dem ungeachtet, mein Beweis ist so bündig, daß er nicht überzeugender seyn kann. Und ich habe meines Erachtens, mehr Ursache gehabt, ihn mit dem gewöhnlichen Siegsgeschrey zu beschließen, als die Aelster des Herrn Gellerts, welche dem Fuchs aus triftigen Gründen darthun wollte, daß er fünf Beine hätte, oder als unsre grosse demonstrirende Welt, von welcher die Aelster und ich es gelernt haben.

Ich darf es freylich der Welt nicht verschweigen, daß diese Gedanken nicht mein sind; gesetzt auch, daß ich keine andere Ursache dazu hätte, als die Furcht, durch meine neuen Meynungen lächerlich zu werden. Unterdessen werde ich auch den Weltweisen nicht nennen, aus dem ich sie geschöpft habe. Es möchte sonst scheinen, als suchte ich ihnen erst durch den Namen dieses Mannes, der schon zu unsrer Väter Zeiten berühmt gewesen, das rechte Gewicht zu geben.

Wenn ich weiß, daß sie meiner Meynung sind; so werde ich nicht unterlassen, Sie zu bes-

suchen; denn eher darf ich es freylich nicht wagen. Ein einziger Blick von Ihren verführerischen Augen würde meine ganze neue Sittenlehre über den Haufen werfen. Aber wie lehrreich wird sodann dieser Besuch nicht seyn! Ich werde Sie gewiß durch keine unangenehme Fragen, ob Ihr Herz auch wanken wird, böse machen. Ich werde Ihnen auch nicht durch die geringste Schmeicheley eine Röthe abjagen, oder artige Antworten von Ihnen erwarten. Anstatt dessen werde ich Ihnen die Thorheit und Raserey der Liebe von allen Seiten, wo sie am lächerlichsten ist, vorstellen. Ich werde Ihnen sagen, daß eine Zeit kömmt, wo Ihre Schönheit verblühet, und Ihre Wangen verwelken. Aber nicht etwa deswegen, damit Sie sich Ihren Lenz zu Nutze machen, ehe er verschwindet, sondern nur darum, damit Sie bey Zeiten etwas andres lernen, als zu gefallen. Wenn ich Sie über dem Herrn von Hagedorn oder einem andern von denen Poeten antreffe, welche jetzt die Jugend verführen, und das Alter ärgern; so werde ich sie bitten, an dessen statt die Moral meines allertheuresten Lehrers zur Hand zu nehmen.

Noch eines, schöne Chloe! Lesen Sie, um des Himmels willen, nicht mehr die eitlen Franzosen, wenn es Ihnen anders mit Ihrer Verbesserung ein Ernst ist, und wenn Sie sich nicht völlig um die gute Grundsätze bringen wollen,

deren Ihre Seele noch fähig ist. Diese windigen und seichten Gelehrten haben in der Moral schon entsetzlichen Schaden angerichtet, und Sie können nichts von ihnen lernen, als Muthwillen und Eitelkeit. Tanzen und spielen sollen Sie auch nicht mehr, wenn Sie mir folgen wollen. Und ich werde Ihnen noch manchen guten Rath geben, wenn Sie sich willig finden lassen, ihn anzunehmen.

Leben Sie wohl. So gern ich auch, nach meiner Gewohnheit, diesen Brief mit einigen zärtlichen Liebesversicherungen beschlösse, die mir noch immer wider meinen Willen entwischen wollen, so wenig verstattet mir dieses mein jetziger Charakter. Holten Sie mich also für nichts weiter, als für

Ihren

aufrichtigen Freund,
Damon.

Drey und dreyßigster Brief.

Sie erinnern mich, Madame, daß ich Ihnen die Liebesgeschichte des Abelards und der Heloise versprochen habe, die ich neulich nicht erzählen konnte, als wir durch den unzeitigen Besuch gestört wurden. Ich will mehr thun, als Sie verlangen; ich will Ihnen zugleich einen Brief

der Heloise an Abelarden mittheilen, den einer von meinen Freunden aus dem schönen Latein des Originals, nach dem Beyspiele des Grafen von Bussy, übersetzet hat. Werden Sie sich nicht wundern, daß die Leute schon vor sechs hundert Jahren so zärtlich, und so fein geschrieben haben? Das macht, sie liebten damals so schön, wie wir jetzo, und sie hatten vielleicht noch den Vorzug, daß sie mehr ihre Empfindungen durften reden lassen, als den Witz. Erst muß ich Ihnen sagen, Madame, daß Abelard ein Mann war, der ungefähr im Jahr 1140. unter der Regierung Ludwigs des Jungen, in Frankreich lebte, und sowohl durch seinen Verstand, als durch seine Schicksale berühmt ward. Heloise war ein vornehmes Frauenzimmer; es war nichts schöners, als ihre Gestalt und ihr Verstand. Sie war erst funfzehn Jahr alt, als ihre Verwandten, die nichts an ihrer Erziehung sparten, sie dem Abelard, dem artigsten und geschicktesten Manne seiner Zeit, zur Unterrichtung gaben. Er verliebte sich in sie, sobald er sie nur sahe, und seufzte nicht lange vergebens. Fulbert, so hieß der Onkel der Heloise, ein Domherr zu Paris, und der den Abelard sehr liebte, kam bald hinter das Verständniß unserer Verliebten, und sah mit Betrübniß, daß Heloise die Lektionen der Zärtlichkeit besser begriff, als der Philosophie. Er hielt dieses Uebel für eine Beleidigung, ued entschloß sich zur Rache. Abelard traute ihm wenig, und um den Wider-

wärtigkeiten vorzubeugen, die ihm droheten, so gieng er es mit Beyfall des Onkels ein, die Heloise insgeheim zu heirathen, ungeachtet er sich der Kirche gewidmet hatte. Doch hiemit war Fulbert nur zum Schein besänftiget. Rathen Sie wohl, was er that? Er brachte einen Bedienten des Abelards auf seine Seite, um einen Menschen in das Zimmer seines schlafenden Herrn einzulassen, der mit dem Schermesser in der Hand ihn zwar nicht tödtete, aber ihn wegen seines Verbrechens strafte, und ihn in den Zustand setzte, es nicht weiter zu begehen. Die That blieb nicht ungestraft. Abelard fieng mit Fulbert einen Proceß an, der durch das Urtheil alle seine Güter verlohr. Der Mensch, den er zum Werkzeuge gebraucht hatte, ward verurtheilet, die Augen zu verlieren, und durch die Hand des Henkers eben die Marter auszustehen, die er Abelarden hatte ausstehen lassen. Der Philosoph nahm solche Maßregeln, die dem Stande gemäß waren, darein man ihn gesetzt hatte. Er gieng unter die Mönche, und brachte Heloisen dahin, daß sie sich in ein Kloster begab; ja er nöthigte sie sogar, entweder aus Liebe oder aus Gleichgültigkeit, den Schleyer anzunehmen, ehe er sich noch selbst entschlossen hatte, das Gelübde zu thun. Er auf seiner Seite erklärte den Mönchen zu St. Denis die Apostelgeschichte, und behauptete aus Irrthum, oder aus Schalkheit, daß der heil. Dionysius, der Areopagite, niemals nach Frankreich gekommen wäre.

Damals war es gefährlich, Meynungen zu haben, die wider den Eigennutz der Mönche stritten. Sie empörten sich auch alle wider ihn; und Abelard, welcher eben so wenig widerrufen wollte, als er so vielen Feinden widerstehen konnte, ward gezwungen, sich in eine wüste Einöde nahe bey Nogent in Champagne zu begeben. Seine widrigen Schicksale machten ihn berühmt. Die Gelehrten suchten ihn; man fand ihn, und er ward genöthiget, das Lehramt anzunehmen, welches er so glücklich verwaltete, daß er in kurzer Zeit ein grosses Vermögen sammelte, wovon er eine Kapelle nebst einem Hause, unter dem Namen Paraclet, bauen ließ. Kaum hatte er sich in seiner Einöde eingerichtet, als man ihn anklagte, daß er allerhand Ränke spielte; er ward dadurch gezwungen wegzugehen, um sich zu rechtfertigen, und bat sich von dem Bischoff zu Troyes die Erlaubniß aus, daselbst eine Klostergemeine von Frauenzimmern aufrichten zu dürfen. Er erhielt sie, und ernannte die Heloise zur Vorsteherinn dieses Klosters. Als er sie eingeführet hatte, begab er sich weg. Während seiner Abwesenheit schrieb er oft an einen seiner Freunde unweit dem Paraclet. Einer von seinen Briefen fiel einst der Heloise in die Hände. Die ihrem Geschlechte eigene Neugierigkeit machte, daß sie ihn aufbrach und las. Der Schmerz, einen Brief von ihrem Liebhaber zu sehen, der nicht an sie gerichtet war, zwang sie folgenden Brief an ihn zu schreiben: He-

Heloise an Abelard.

Vor einiger Zeit hat man mir ganz von ungefähr einen Brief gebracht, den ihr an einen eurer Freunde geschrieben habt. Weil ich eure Hand erkannte, so erbrach ich ihn. Ich schmeichelte mir, diese That zu entschuldigen, blos mit dem Rechte, welches ich über alle eure Sachen haben soll. Allein meine Neubegier hat mir Thränen genug gekostet, da ich in diesem Briefe nichts als eine weitläuftige Abschilderung unserer Begebenheiten fand. Diese Vorstellungen quälten mich erschröcklich: es kam mir sehr unnöthig vor, mit eurem Freunde so aufrichtig von unserm Unglücke zu reden, da ihr ihn doch nur wegen eines sehr erträglichen Unfalls trösten wolltet. Was machte ich hier nicht für Ueberlegungen?

Die Zeit fieng schon an, die Erinnerung unserer Unglücksfälle bey mir auszulöschen; allein da ich sie von eurer Hand aufgezeichnet las, so empfand ich den Schmerz mehr, als jemals, in seiner völligen Größe. Ich stellte mir euer um meinethalben erlittenes Unglück auf das lebhafteste vor, wie viel euer Geist euch Feinde und Neider zuzöge, ich betrachtete das beständige Gefängniß, womit man euch dräuete, Dinge zu bestrafen, die ihr nicht einmal eingestehet. Mein Gedächtniß war mir auch nicht so weit untreu, daß es mich im geringsten in der Vorstellung un-

unsers Elendes täuschte. Die Verfolgung, welche euch jene beyden Männer auf der Versammlung zu Rheims erwecket haben, wurde keinesweges vergessen, eben so wenig wie das Aergerniß, dessen man euch durch den Namen Paraclet beschuldigen wollte, den ihr diesem Hause beygelegt habt, und die Verfolgung der Mönche, die ihr nunmehr mit dem Namen eurer Brüder beehret.

Die Erzählung, die ihr hievon eurem Freunde thut, ist so lebhaft und so natürlich geschrieben, daß ich vor Schmerz und Betrübniß zu sterben dachte. Ich würde das Vergnügen gehabt haben, euch euren Brief mit meinen Thränen benetzt wieder zurück zu schicken, wenn er mir nicht ein wenig zu früh wäre wieder abgefodert worden. Er hinterließ mich sehr bewegt, und ich gestehe es, daß er bey mir alle Bewegungen meines Hasses gegen unsere Feinde wieder erwecket hat. Da die Zeit, die sonst alles zu ändern pflegt, nichts destoweniger von ihrem Hasse gegen euch nichts nachgelassen, und eure Tugend täglich verfolgt wird; so habe ich mich entschlossen, unser Unglück in allen Sprachen gemein zu machen, um die ungerechte Welt, die euch nicht erkannt hat, zu beschämen. Ich will nichts verschonen, weil ihr von keinem seyd verschonet worden, und ich will euch so vieles Mitleiden zuziehen, daß keiner anders als mit Thränen von meinem geliebten Abelard reden soll.

sotl. Ich, die ich nichts als euer Unglück empfinde, ich sage euch nichts von meinem Zustande, darinn ich mich aus Liebe zu euch befinde. Verlassen, betrübt, und ohne Trost (denn ich kann von keinem andern, als euch, Trost annehmen) empfange ich nicht einmal von euch einige Nachricht. Schlagt mir doch zum wenigsten eure Hülfe nicht ab, ich beschwöre euch deswegen, und erzählet mir alles aufrichtig, was euch angeht, es mag so schmerzhaft seyn, wie es will. Wenn es wahr ist, daß ein getheilter Schmerz leichter zu ertragen sey, so werdet ihr einigen Trost empfinden, wenn ihr mir die eurigen erzählet. Entschuldiget euch nur nicht damit, daß ihr meine Thränen schonen wollet, euer Stillschweigen kostet mir derselben eben so viel, als mir die Erzählung eures Unglückes kosten würde. Wenn ihr aber mit eurem Schreiben so lange verziehen wolltet, bis ihr mir angenehme Sachen zu berichten hättet, so fürchte ich, würdet ihr gar zu lange warten müssen. Glück und Tugend sind selten beysammen. Wenn ihr weniger tugendhaft wäret, so würdet ihr vielleicht glücklicher seyn. Gönnet mir also das Vergnügen, von euch Briefe zu empfangen, ohne ein Wunder des Glücks abzuwarten. Dieses ist die einzige Freude, deren ich in eurer Abwesenheit fähig bin, dieses ist die Freude, die selbst den Seneka rührte (den ihr mich lesen lasset), so ein grosser Weltweiser er auch war, wann er von

sei-

seinem Lucil Brief empfieng. In der Erwartung, daß ihr mir bald ein ähnliches Vergnügen macht, beschäfftige ich mich mit der Betrachtung eures Bildes; ich achte es nicht, wenn ich euch sehe, eure Abwesenheit aber macht es mir nur angenehmer. Allein, wenn ein bloßes Gemälde so viel Vergnügen macht, was müssen die Briefe nicht für Freude erwecken, sie, welche das Feuer unserer Begierden erwecken und unterhalten. Eine so unschuldige Belustigung ist uns nicht untersagt. Laßt uns durch unsere Saumseligkeit nicht noch den einzigen Trost verlieren, der uns noch übrig geblieben ist. Ich werde in euren Briefen lesen, daß ihr mein Gemahl seyd, und in den meinigen werde ich mit euch als eure Frau reden; denn ungeachtet eures Unglücks, werdet ihr mir dennoch alles seyn. Die Briefe sind blos zum Trost derjenigen Personen erfunden worden, die so eingeschlossen leben müssen, wie ich. Die eurigen werde ich täglich bey mir tragen; ich werde sie unaufhörlich küssen; allein ich will nicht, daß sie euch Mühe verursachen. Schreibet mir nur ohne Kunst, mit Nachläßigkeit, lasset euer Herz mit mir reden und nicht euren Witz. Ich kann nicht länger leben, wenn ihr mich nicht eurer Liebe versichert. Diese Sprache muß euch schon so gewöhnlich seyn, daß ich nicht glaube, daß ihr eine andere gegen mich führen könnet. Zu dem, so ist es sehr billig, daß ihr durch ein neues Zeichen eu-

rer

rer Liebe die Wunden wieder heilet, die ihr mir durch die Erzählung eures Unglücks wieder eröffnet. Ich sage euch dieses nicht, um euch das unschuldige Kunststück zu verweisen, dessen ihr euch zum Troste eures Freundes bedienet, indem ihr ein Elend mit einem größern in Vergleichung gestellet habt. Das Mitleiden ist sinnreich; und ich lobe euch deswegen; allein ihr seyd mir noch etwas mehr schuldig, als eurem Freunde. Man nennt uns eure Schwestern, und wir geben uns den Namen eurer Töchter; und wenn die Natur noch zärtlichere Benennungen hätte, so würden wir uns deren bedienen, um euch dasjenige zu bezeigen, was wir euch sind, und euch der Pflicht zu erinnern, die ihr uns schuldig seyd. Was uns betrifft, wenn wir auch undankbar genug seyn sollten, die Erkenntlichkeit zu vergessen, die euch gebühret, so würde uns doch dieses Haus, diese Altäre, diese Kirche genugsam daran erinnern. Ihr seyd es, der diesen Ort geheiligt hat, welcher nur durch Mord und Rauberey bekannt war, und der aus dieser Mördergrube ein Bethaus gemacht hat. Diese Klöster haben den öffentlichen Almosen nichts zu danken. Der Wucher und die Buße der Zöllner haben uns nicht bereichert. Ihr allein habt uns alles gegeben, und von euch allein hat dieser Plan seinen Anfang, und alles was er hat. Obschon die Gnade des Berufs durch das Gelübde und die Einschließung sicher zu seyn

scheinet: obgleich die spitzigen Gitter alle Zugänge zu uns hemmen: so wird doch dieser Saame Adams, der so unmerklicher Weise sich unserm Herzen nahet, dasselbe verderben, wenn ihr uns nicht durch euren Rath helfet, es zu erhalten. Ich weiß wohl, daß ihr nicht müßig seyd, aber ihr arbeitet nicht für uns. Ihr werfet die Reichthümer der Kirchen vor die Säue, und versäumet unterdessen, unschuldige Schäflein, die euch bis auf die Spitzen der Berge nachfolgen würden. Allein ich bemerke, daß ich mich nicht einmal unterstehe, allein in meinem Namen mich euch zu reden. Unterdessen muß ich noch andere Dinge und noch andere Thränen anwenden, euch zu rühren.

Augustin, Tertullian, Hieronymus haben an die Paula, Eudoxia und Menalia geschrieben. Wann ihr diese Namen leset, vergesset ihr denn des meinigen? Müsset ihr mich nicht mit dem heiligen Hieronymus bilden, mit dem Tertullian die Strenge predigen, und mit dem heiligen Augustin von Gnade reden? Eure Wissenschaft muß für mich kein unfruchtbares Gut seyn. Wenn ihr an mich schreibet, so werdet ihr an eure Gemahlinn schreiben. Die Einsegnung der Kirche hat unsern Umgang geheiliget. Ihr könnt mich sogar ohne Gefahr sehen, wenn unsere Gelübde keine Verhinderung an unserm Vergnügen seyn sollten. Fliehet mich also nicht

weiter, erhöret meine Seufzer; seyd ein Zeuge davon, da ihr die Ursache davon seyd!

Ich bin hier nach den Gründen der Vernunft; helfet mich überreden, daß ich hier auch nach den Regeln der Tugend bleibe. Ach! wenn ihr euch noch erinnert, (vergißt man es aber auch wohl, wenn man geliebet ist?) wie ich die Tage hinbrachte euch zu erwarten, mit was für einem Vergnügen ich mich aller Welt entzog, um an euch zu schreiben, was mir ein jedes Briefgen für Unruhe verursachte ehe ihr es empfangen hattet; was ich für List und Behutsamkeit anwendete, euch zu sehen! Diese Abschilderung macht euch bestürzt: Ihr fürchtet die Folgen davon zu vernehmen; allein diese Erzählung tröstet mich, ich erröthe nicht darüber; und weil meine Zärtlichkeit gegen euch keine Gränzen hat, so will ich auch dem Vergnügen, davon zu reden, keine setzen. Ich habe mich selbst gehaßt, um euch eine desto stärkere Liebe zu zeigen. Ich bin hieher gekommen, mich ins Verderben zu stürzen, um euch in Ruhe leben zu lassen.

Das Laster hägt dergleichen Empfindungen nicht. Wenn man sinnlich liebt, so liebt man gewiß keinen Todten. Mein Onkel hat geglaubt, daß ich, denen andern Frauenzimmern gleich, nichts als euer Geschlecht liebte; allein er hat sich in seiner Muthmassung betrogen, da er es euch genommen; und ich räche mich an ihm, indem ich euch meine ganze Zärtlichkeit erhalte.

Ihr

Ihr wißt es selbsten, daß in der Zeit, da unsere Liebe noch nicht so rein seyn konnte, ich niemals das Männliche in euch geliebt habe. Wie viel Widerstand habe ich euch nicht gegen die Ehe bezeiget, ungeachtet ich wußte, daß der Name einer Ehefrau prächtig unter den Leuten, und heilig in der Religion wäre? Ich fand mehrere Reizungen den Namen eurer Geliebten zu führen. Die Ketten der Ehe erfodern eine so nothwendige Verbindung, die nur den Ruhm der Liebe benimmt, den ich mir doch erhalten wollte. Alle diese zarten Empfindungen habt ihr bemerket, ich sehe es selbst aus dem Briefe, den ihr an euren Freund schreibet, daß ihr euch noch mit Vergnügen dessen erinnert, und daß ihr es keinesweges vergessen habt, wie ungereimt ich dergleichen Arten von Verbindungen fand, die nichts als der Tod trennen kann, und die aus der Liebe eine Pflicht machen. Wie oft habe ich euch nicht bezeuget, daß es mir viel angenehmer wäre, mit dem Abelard wie seine Geliebte zu leben, als eine Kaiserinn mit August zu seyn, und daß ich mehr Reiz darinn finde, euch zu gehorchen, als den Herrn der Welt unter meine Gesetze gebeugt zu sehen. Die wahre Zärtlichkeit unterscheidet von dem Liebhaber alles, was er nicht selbst ist, sie suchet weder Ehre noch Glück. Ich bin fest überzeugt, daß wenn hienieden ja einige Glückseligkeit zu hoffen ist, dieselbe nur in der Vereinigung zweyer Herzen be-

stehe, die eine verborgene Regung mit einander verbindet, und daß nur das Verdienst und die vereinigte Liebe glücklich machen. Sie haben alsdann nichts Leeres in ihren Herzen, alle Begierden desselben sind ruhig, weil sie vergnügt sind. Wir sind auch unter dieser Anzahl gewesen: wir lebten vergnügt, weil wir eines von dem andern eingenommen waren: euer Ruf machte meiner Wahl Ehre. Es ist keine Provinz, wo man euch nicht verlangt hat. Man hat euch niemalen ohne Schmerz verlassen können; man machte sich ein rechtes Vergnügen daraus, wenn man sagen konnte: Ich habe Abelarden gesehen. Die ernsthaftesten Frauenzimmer würden gegen euch nicht grausam gewesen seyn, wenn ihr sie hättet verführen wollen. Was hatte man für Mittel übrig, sich in acht zu nehmen, daß man von eurer Art, von eurem Verstande, von eurem lebhaften Witze, von euren spielenden Augen und von der Annehmlichkeit eures Umganges nicht sollte gerühret werden? Euer ganzes Wesen erhebt euch. Ihr seyd ganz unterschieden von denen Gelehrten, welche außer der Kunst zu gefallen, alles wissen. Die Wissenschaft selbst ist bey euch liebenswürdig, und erwecket ein Verlangen, sie auch zu besitzen. Mit was für leichter Mühe verfertiget ihr nicht die schönsten Gedichte! Kein Mensch scherzet so wie ihr: es ist niemand in der Welt, der so angenehm schmeicheln kann als ihr. Diese artige Rose soll der Nachwelt ein Beyspiel

und

und ein Muster davon seyn. Alles was von euch kömmt, bis auf die kleinsten Lieder, ist voller Reiz. Wie viel Nebenbuhlerinnen machten mir nicht diese Artigkeiten? Wie viele habe ich nicht selbst gekannt, die sich aus bloßer Eigenliebe nach einem einzigen eurer Besuche einbildet, sie wären die Schönen, die ihr befänget? Aber wo sind die Zeiten, von denen ich rede? Ich beweine anjetzo meinen Liebhaber, und meine entflohene Freude. Ihr, die ihr ehemals auf mein Glück eifersüchtig gewesen seyd, vernehmet jetzo, daß derjenige, den ihr mir mißgönnet, weder für euch, noch für mich mehr übrig sey! Meine Liebe hat sein Verbrechen, seine Strafe, und meine Verzweiflung verursachet. Der rachgierige Zorn meiner Anverwandten hat unsere Ruhe zu einer Zeit unterbrochen, da wir auf nichts anders gedachten, als uns zu lieben und uns zu gefallen. Wenn das ein Verbrechen ist, auf eine solche Art zu leben, so liebe ich die Verbrechen, und ich bin wider meinen Willen unschuldig. Wenn ich zu der Zeit bey euch gewesen wäre, da man euch in die betrübten Umstände gesetzet hat, darinn ihr euch befindet; so würde ich euch mit Gefahr meines Lebens vertheidiget haben; allein wir wollen nicht weiter davon reden. Man kann auch im Schweigen beredt seyn, nämlich zu einer Zeit, da unser Unglück alle Ausdrücke übersteigt. Sagt mir doch nur, warum ihr mich seit der Zeit meines Nonnenstandes so

vergessen habt, da ihr doch wisset, daß ich keinen andern Beruf dazu gehabt habe, als die Begierde euch zu gefallen, und euch vielen Schmerz zu ersparen? Da ich keine andere Einwilligung als wie die eurige hatte? Woher kömmt bey euch diese Kaltsinnigkeit? Sollte auch wohl die Uebermaße meiner Zärtlichkeit, welche euren Begierden nichts mehr zu wünschen überläßt, euer Feuer verlöscht haben? Eine traurige Erfahrung überzeugt mich nunmehro, daß man diejenigen fliehet, denen man gar zu viel Verbindlichkeit schuldig ist, und daß die überhäuften Wohlthaten uns, anstatt der Erkenntlichkeit, die Verachtung der Leute zuziehen. Ich habe mein Herz viel zu schlecht vertheidigt, ihr habt es ohne Mühe eingenommen, ihr gebt es auf eben die Art wieder zurück, Undankbarer! Allein ich willige noch nicht darein. Denn ob ich hier schon keinen Willen haben darf, so habe ich doch wider meinen Willen, die Begierde von euch geliebt zu seyn und euch bis in meinen Tod zu lieben, beybehalten. Da ich meine Gelübde ablegte, so hatte ich ein Briefgen von euch bey mir, darinn ihr mir schwuret, mir beständig getreu zu seyn: auf die Art habe ich euer Herz zugleich mit dem meinigen Gott dargeboten, und ich habe ihm geschworen, eher zu sterben, als euch nicht mehr zu lieben.

Duldet doch zum wenigsten meine Leidenschaft, als eine Rache, von der ihr euch nicht befreyen konntet. Mein Gott! welch eine Niederträchtigkeit

tigkeit

tigkeit, so zu reden. Ich darf an nichts, als an Gott denken, und rede beständig von einem Manne. Ihr zwingt mich dazu, Grausamer! Warum liebt ihr mich nicht mehr? Warum betrügt ihr mich nicht zum wenigsten damit? Ihr würdiget mich nicht einmal, mir ein einziges Mittel zu lassen euch zu entschuldigen. Wie? Könnt ihr euch wohl entschließen, mich niemalen zu sehen? Ach! schreibt mir doch einigemal. Betrügt mich darinnen nicht: Eure Eidschwüre haben euch mir zueigen ergeben, und ich habe kein anders Gelübde gethan, als beständig die eurige zu seyn. Nichts in der Welt muß unsere Herzen trennen. Ich habe mich eingeschlossen, weil ihr es so gewollt habt. Dieß ist mein ganzer Beruf: Ihr wisset es wohl, und inzwischen ist eure Kaltsinnigkeit doch nur die einzige Belohnung meiner Gefangenschaft. Ich muß mich unter den Verlobten Gottes schämen, daß ich einzige die Magd eines Menschen bin. Ich bin das Haupt einer ganzen Communität, ich sollte ihnen mit gutem Exempel vorgehen, und ich bin einzig und allein dem Abelard gewidmet. Welch ein Aergerniß! Erleuchte mich doch, allmächtiger Gott! Macht es deine Gnade, daß ich so rede, oder ist es die Verzweiflung, die mir diese Betrachtungen entreißt? Mitten durch das Feuer, das mich verzehret, betrachte ich mich zuweilen als eine Sünderinn, die ihre Sünden beweinen müßte, und ich Elende, ich beweine nichts wie meinen Lieb-

haber. Ich erinnere mich alle Augenblicke meiner vorigen Sünden: allein es gereuet mich nicht, daß ich sie begangen habe, sondern daß ich sie nicht mehr begehen kann. Zu was für Unordnungen bringt ihr mich nicht, Abelard? Ich bekenne euch meine Schwachheiten; ich verweise euch eure Härte, ich weiß nicht mehr, was ich sage, die Uebermaß meiner Liebe reißt mich dahin, ich kann mich nicht länger zurückhalten. Ach wie hart ist es nicht, geliebter Abelard, eine so lange Gewohnheit im Lieben zu bestreiten! In diesem Augenblicke fühle ich die Empfindungen der Frömmigkeit, die mir Gott einbläst; in dem folgenden Augenblicke aber erfüllet sich meine Einbildungskraft schon mit allem dem, was die Zärtlichkeit angenehmes hat, und dann überlasse ich mich diesen Gedanken. Heute sage ich euch alles, was ich euch gestern gar nicht sagen wollte. Bisweilen will ich euch gar nicht mehr lieben, allein die Liebe rächet sich recht grausam an mir wegen dieses Vorhabens, indem sie die Marter der Liebe verdoppelt, und mich beynahe für euch sterben läßt. Um Gottes willen, helfet mich doch von meiner Liebe heilen, so wie ihr von der eurigen geheilet seyd. Tröstet mich doch als mein Liebster, als mein Gemahl, oder als mein Vater. Sollten euch diese Namen nicht aus Liebe, nicht aus Religion bewegen? Kommt und bemühet euch meine Leidenschaft zu ersticken, und mich in meinen guten Vorsätzen zu unterstützen.

Verhindert mich doch, daß ich meinen Beruf nicht länger entheilige. Wir wollen uns unter die Vorsehung Gottes demüthigen, die sich aller Sachen zu unserer Rechtfertigung bedienet, und die uns durch eine Wirkung der ewigen Gnade öfters wider unsern Willen reiniget, indem sie uns die Augen öffnet, und uns zur Erkenntniß unsers Elendes bringet.

Hier glaubte ich meinen Brief zu endigen, allein, mein Herz ist noch nicht vergnügt. Da ihr euch dazu verbandet, mich Gott zu widmen, versprachet ihr mir, an eurer Seite eben das zu thun. Inzwischen habt ihr mir nicht Wort gehalten. Wenn meine Jugend und mein Geschlecht euch abhielten, mich in der Welt zu lassen, so müßte euch doch mein Leben, meine Treue und mein Herz, welches ihr doch kennen müsset, von aller Furcht befreyen. Ich gestehe es, euer Mißtrauen rührte mich empfindlich. Wie! sagte ich bey mir selbst, Abelard traute mir sonst auf das erste Wort, und jetzo müssen erst Altäre und Gelübde angewandt werden, um ihn meiner Treue zu versichern! Ihr brauchtet mir nur Gesetze vorzuschreiben, ohne mich einzuschließen. Habt ihr denn wohl geglaubt, daß ihr im Laster besser befehlen könntet, als in der Ausübung der Tugend? Alles, was von euch kömmt, hat gewisse Reizungen für mich, und nichts würde mir schwer gewesen seyn, unter euren Befehlen und unter eurer Anführung zu vollführen. Ihr seyd weit

mehr in Gefahr, da ihr mich allein lasset. Ich bin zu schwach, wenn ich alleine bin, und ich liebe euch jetzt mehr, als ich jemals gethan habe. Dieses muß mich zum wenigsten überzeugen, daß meine Liebe rein gewesen ist. Wenn ich damals die Wollust geliebt hätte, als man so grausam mit euch verfuhr, so war ich ja nicht älter als zwanzig Jahr. Ich konnte Vergnügen haben, und andere auch vergnügen, wenn ich zu einem andern Vergnügen wäre fähig gewesen, als zu dem, welches ich in der Liebe gegen euch fand. Ich verachtete alles in der Welt mit Freuden, Reichthum, Ehre und alles, bis auf euch, mein liebster Abelard. Lasset mich doch hoffen, daß ich nicht ganz vergessen bin! Ich beschwöre euch bey den Banden, die ich hier trage, daß ihr doch kommet und mir ihr Gewicht erleichtert. Ich werde sie sehr leicht finden, wenn ihr sie mir tragen helfet. Ihr werdet mir die Grundsätze einer heiligen Liebe einflößen. Ist es nicht billig, daß ihr mein Glück mit mir theilet, da ihr mich erst in den Haven der Gnade eingeführet habt? Wir wollen nur andere Vorwürfe wählen, ohne unser Herz zu verändern. Wir wollen unsere Seelen bis zu Gott hinauf schwingen: Wir wollen keine andere Freude suchen, als in seiner Ehre. Ich erwarte dieses von seiner Barmherzigkeit. Er hat besondere Rechte über die Herzen der großen Leute. Er entführt sie, sobald er sie rühret;

ret; bis dahin gedenket doch an mich. Erinnert euch meiner Zärtlichkeit und meiner Treue. Liebet mich als eure Liebste, und hägt für mich die Zärtlichkeit eines Vaters, eines Bruders und eines Gemahls. Gedenket, daß ich euch bis aufs äußerste liebe, ob ich schon öfters wider diese Liebe streite. Aber welch eine Lästerung! Euch nicht mehr lieben? Ich zittre recht davor, und ich habe bald Lust, das Wort wieder auszustreichen. Endlich schließe ich diesen langen Brief, mein liebster Abelard, indem ich euch das letzte Lebewohl sage.

Vier und dreyßigster Brief.

Sagen Sie mir doch, warum Sie mit meinem Landleben nicht zufrieden sind, und warum Sie sich so viele Mühe geben, mich wieder in die Stadt zu locken? Sie trauen Ihrer Stadt gewiß zu viel, wenn Sie glauben, daß ich Sie beneide, und mit allen Ihren Bewegungsgründen bekehren Sie mich bey diesem schönen Herbste nicht. Nennen Sie es, wie Sie wollen, Eigensinn, üblen Geschmack, Vorurtheil; das alles macht mich in meinem System nicht unruhig. Wenn Sie jetzt von mir eine weitläuftige Abhandlung von den Vorzügen des Landlebens vor dem Stadtleben vermuthen werden; so muß ich

Ihnen sagen, daß Sie sich irren. Ich würde es der schönen Ode des Horaz doch nicht gleich thun. Es ist Ihnen ohne Zweifel eine Menge solcher Abhandlungen schon bekannt, davon aber vielleicht die meisten in ihren Gemälden übertrieben sind. Man hat die Natur verschönern wollen, und dadurch hat man sie eben nicht zum besten vorgestellet; man ist mehr der Einbildungskraft als der Empfindung nachgegangen, und ich glaube noch immer, daß die prächtigsten Lobreden des Landlebens von solchen Personen herrühren, die mit ihrem Zustand in der Stadt mißvergnügt waren; man setzet es in die Schilderung der elisäischen Felder, weil man die Stadt für einen Acheron hält. Man stellet sich alsdann das Gegenseitige allemal süßer vor, als es ist, und die Bezauberung fällt, sobald man es einige Zeit empfunden hat. Sie wissen, was Horaz sagt:

Agricolam laudat juri legumque peritus,
Sub Galli cantum consultor ubi ostia pulsat:
Ille, datis vadibus qui rure extractus in urbem
est,
Solos felices viuentes clamat in urbe.

Da mir eben Horaz einfällt, so erinnern Sie sich auch, mein lieber Freund, seiner Fabel von der Stadt- und Feldmaus. Doch mit Erlaubniß, daß wir uns mit Mäusen vergleichen dürfen. Ohne alle Fabeln zu reden, mein Werther,

cher, so will ich Ihnen nur einen kurzen Abriß von meiner Lebensart auf dem Lande machen. Erst müssen Sie wissen, daß ich eben nicht den schlechtesten Winkel der Erde bewohne: Die Natur hat hier ihre Annehmlichkeiten gleichsam im Kleinen zusammengezogen. Unser Dorf liegt in einem fruchtbaren Thale, das an einem mittelmäßig großen Flusse durch lauter Wiesen und Auen über zwo Stunden Weges führet. Aus meinem Garten, der an einem sehr bequemen Wohnhause liegt, kann ich sogleich ungesehen in einen schönen Buchwald gehen, wo ich oben von einer freyen Anhöhe neben einem alten verfallenen Schlosse drey Meilen weit um mich schauen, und über sechs Städte und Dörfer zählen kann. Im Sommer stehe ich alle Morgen um vier Uhr auf, und mache an dem Fenster meine Betrachtungen über die Herrlichkeit Gottes auf den Feldern. O was sind diese Stunden süße, mein Freund! Dann sinne ich meinen Geschäfften des Tages nach, bis drey junge Leute, die ich zu mir genommen habe, um sie der Welt brauchbar zu machen, in meine Stube kommen; mit diesen nehme ich die ersten Gründe der Weltweisheit und der freyen Künste vor. Die Arbeit geschiehet mit Lust, weil sie mich lieben, und viele Fähigkeit haben. Eine Stunde vor Tische bringen wir zusammen in dem Garten zu, wo ich Gelegenheit habe, ihr Vergnügen mit allerley physikalischen Anmerkungen zu beschäfftigen. Dieses

gefällt ihnen ungemein, und ich habe sie schon so aufmerksam gemacht, daß ich beständig auf eine neue Frage zu antworten habe. Den Nachmittag bringe ich allein in meinem Kabinette, mit Lesen und Schreiben zu, darinn mich niemand stören muß. Gegen Abend um sechs Uhr versammlet sich meine kleine Akademie wieder, und alsdann gehen wir hinaus spazieren:

Dann irrt das Auge froh durchs Thal,
Und sieht die Schönheit ohne Zahl,
Die der Natur die Kunst nie stahl,
Aus den belebten Feldern prangen:
Wie dort des Landsmanns Segen reift,
Wie der verjüngte Wald um jene Hügel schweift,
An welchen satte Heerden hangen.

Wir ergötzen uns an dem Fleiß der Landleute, die auch für uns arbeiten und einsammlen; ich lasse mich zuweilen mit ihnen ins Gespräch ein, und finde in ihren Reden, denen die Unschuld viel Beredsamkeit giebt, öfters mehr Vernünftiges, als in dem Umgange mancher Gelehrten.

Was Epiktet gethan, und Seneka geschrieben,
Sieht man hier ungelehrt, und ungezwungen üben.

Ja ich lerne zuweilen von ihnen manches im Landbau und in der Naturlehre, das mir Vergnügen giebt.

giebt. Ich frage unterwegs meine kleine Gesellschaft, ob sie den Nachmittag dazu angewendet haben, wozu er ihnen des Morgens bestimmt worden; sie müßen mir von allem Rechenschaft geben, und ich treffe immer eine Gelegenheit an, sie bald aus einem Poeten, bald aus einem andern guten Scribenten eine Stelle sagen zu lassen, wobey ich ihnen sogleich in der Natur selber zeige, wie die Schilderung getroffen sey. Wir gehen zuweilen nach dem Berge, wo das alte Schloß liegt. Bey diesem Denkmahl der vorigen Zeiten suche ich meinen Begleitern etwas von der Geschichte unserer Vorwelt und von den deutschen Alterthümern zu sagen. Ihre Neugierigkeit, die sie dabey bezeigen, freuet mich. Das größte Vergnügen aber finde ich darinnen, wenn ich sie aus den Werken der Natur von der Majestät und Liebenswürdigkeit des Schöpfers unterhalte, und meinem Herzen wird dabey recht wohl, daß es seine Empfindungen nicht in sich allein verschließen darf, sondern andern mittheilen kann. Wann wir zu Hause angelangt sind; so bringe ich nach der Abendmahlzeit zwo Stunden allein mit meinem Verwalter zu, den ich für das ganze Hauswesen sorgen lasse; er muß mich von allen Vorfällen des Tages unterrichten, ich bemerke das nöthige in meinem Handbuche, ich höre seine Meynungen, und gebe ihm neue Verhaltungsbefehle. Dieser Mann hat das Unglück, daß er einen unreifen Witz besitzt, und

sehr darinn verliebt ist. Er erzählt mir nichts, ohne einen guten Einfall von seiner Art dabey anzubringen, auf den er sich vielleicht schon zween Tage vorher gefreuet hat; er füllt sogar seine Strafpredigten auf das Gesinde mit diesem Witze an, und in seinen Nebenstunden macht er Verse, er will sie auf seine Kosten drucken lassen, und hat mich um eine Vorrede dazu gebeten. Ich rechne den Mann von dieser Seite unter das unentbehrliche Hauskreuz, und ich würde ihn schon längst seines Witzes wegen abgedankt haben, wenn er nicht sein Amt sehr wohl in Acht nähme. Um des guten Verwalters willen muß ich also die Unbequemlichkeit des witzigen Kopfes mit Geduld ertragen. Nun sollte ich Ihnen eine angenehme Ruhe wünschen, mein Werther; denn nach der Unterredung mit dem Verwalter, pflege ich mich niederzulegen. Allein ich will Ihnen zu gefallen, diesesmal etwas länger wachen. Die meisten Tage verstreichen also auf die beschriebene Art, wenn mich kein Besuch überfällt: Dieses geschiehet gemeiniglich alle Wochen ein paarmal, entweder von dem Prediger, oder von dem Amtmanne Diesen beyde Männer sind meine Freunde, und welches was seltenes ist, sie sind es unter sich selbst. Mit dem Prediger bin ich besonders wohl zufrieden; seine Predigten sind rührend, ohne daß er sie selber rühmt, und sein schöner Wandel hat einen Einfluß in die Sitten unsers ganzen Dorfes.

Bey mir wird nicht gespielt, nicht, als ob ich es für unerlaubt hielte, sondern weil man sich mit etwas bessers unterhalten kann, und weil es bey uns unnöthig ist, böse Gespräche dadurch zu verhüten. Das Spiel macht die Gesellschaft ungleich, und an statt, daß es belustigen sollte, führt es endlich einen Zwang ein. Doch habe ich mir ein Billard machen lassen, und meine Gesellschaft findet dieses Spiel angenehm. Im Herbste mache ich mir zuweilen das Vergnügen, einer Fischerey oder dem Vogelfange beyzuwohnen; gemeiniglich aber reise ich um diese Jahreszeit nach meinem Vaterlande. Das alles ist gut, werden Sie sagen, aber wie geht es mit dem traurigen Winter auf dem Lande? Nun, mit dem traurigen Winter — das gehet noch an. Er scheinet freylich in der Stadt nicht so beschwerlich zu seyn, als auf dem Lande. Man hat wenig Gesellschaft, es ist wahr; aber dagegen nöthiget uns auch kein eigensinniger Wohlstand zu manchen Gesellschaften, die uns verdrüßlicher sind, als alle Einsamkeit: Ich habe überdas eine gute Büchersammlung, ein schönes Clavecin, und einen starken Briefwechsel; dadurch empfinde ich den Winter kaum halb, und zur Vergeltung ist auch ein einziger schöner Frühlingsmorgen bey uns mehr werth, als ein ganzes Jahr in den todten Mauren Ihrer Stadt. Ich mache Ihnen keine rhetorische Figur. Wenn ich jetzt nur drey Tage in der Stadt bin, welches

öfters um einiger Bekannten willen geschiehet, oder auch um eine Zerstreuung zu haben, die mich mein Dorf noch angenehmer finden läßt; so wird mir schon die Zeit ganz lange, und ich denke mit Sehnsucht:

O rus, quando ego te adspiciam? quandoque licebit
Nunc veterum libris, nunc somno, et inertibus horis
Ducere sollicitae iucunda oblivia vitae?

Kurz, mein lieber Freund, es fehlet mir hier zu meinem vollkommenen Vergnügen nichts, als Ihre öftere Gegenwart, und dieses ist kein Compliment. Aber wann ich dieses Glück, wegen der ziemlichen Entfernung unsers Aufenthalts nicht hoffen darf; so schicken Sie mir doch wenigstens Ihr Portrait. Ich habe einen eigenen Saal zu den Bildnissen meiner angenehmsten Freunde gewidmet: ungeachtet ich schon lange daran sammle, so siehet es doch noch ziemlich leer darinn aus.

Urtheilen Sie nun, ob ich nach diesen Neigungen fähig bin, in einer Stadt vergnügter und glücklicher zu leben, ich, der ich über zwanzig Jahre die Gemüthsruhe in Städten vergebens gesucht habe? Jetzt finde ich sie; und Sie wollten mir sie mißgönnen? Nein, lassen Sie mich in meiner Einöde! Ich will eben so bil-

billig seyn, und Sie nicht durch eine verhaßte Abbildung der Stadt, zum Landleben ermuntern. Es hat alles seine gute und schlimme Seite, der Landmann hat seine Beschwerlichkeiten, wie der Bürger; und ich kenne viele, die auf dem Lande mißvergnügt leben, so wie viele in der Stadt vergnügt sind. Es kömmt hier nicht sowohl auf den Ort an, wo wir sind, sondern was für Neigungen und Leidenschaften unser Herz dahin mitbringt. Leben Sie vergnügt in Ihrer Stadt; so rathe ich Ihnen nicht, auf das Land zu ziehen; Sie würden aus Ihrem Zirkel herauskommen, Sie würden sich in ein gränzenloses Feld wagen, wodurch vielleicht in Ihrem Herzen viel Leeres entstehen möchte, Sie würden andere Gewohnheiten, andere Beschäfftigungen, andere Neigungen annehmen müssen. Es giebt viele Ergötzlichkeiten in der Stadt, zumal auf einer Universität, die Sie auf dem Lande vergebens suchen würden; aber man muß sie unpartheyisch gegen einander wägen, wenn man sich nicht will blenden lassen. Wenn ich alles wohl überrechnet habe, so finde ich, daß die grosse Kunst, stäts fröhlich zu seyn, sich besser auf dem Lande lernen lasse, als in der Stadt. Ich bin ꝛc.

Fünf und dreyßigster Brief*).

An Carolinen.

Sehen Sie wohl, schöne Caroline, daß ich recht gemuthmasset habe? Mir wollten Sie nicht glauben, daß Ihnen der französische Alciphron und Aristenät nicht gefallen könnten. Jetzt gestehen Sie mir es selbst. Beynahe verdienen Sie das kleine Mißvergnügen, welches Ihnen diese Briefe verursachet haben. Warum sind Sie so neugierig? Allem Ansehen nach müssen Sie auf diese Griechen noch recht böse gewesen seyn, als Sie mir geschrieben haben. Wie muthig haben Sie dieselben nicht angegriffen? Ihr Zorn machet Ihnen Ehre, und Ihr guter Geschmack bestättiget die Vorzüge unserer Zeiten. Sie haben darinn recht, schöne Caroline, daß die griechische Galanterie für uns nicht von allen Seiten annehmlich ist. Sie ist gegen die Höflichkeit in einigen Fällen gar zu gleichgültig. Sie ist mehr offenherzig, als anständig. Sie saget auch zuweilen mehr heraus, als man wissen darf. Ein unreiner, kränklicher Epikur, der häßlichste Mensch von der Welt, ist eben keine

Zierde

*) Bremische Beyträge zum Vergnügen des Verst. und Witzes II. B. S. 245.

Zierde eines galanten Briefes. Leontium, seine Schöne, die den geheimen Sieg umständlich erzählet, den Timarch über sie erhalten hat, kann für keine Leserinnen geschrieben haben, und ihren Lesern trauet sie zu viel Verschwiegenheit zu. Die griechischen Liebhaber sind zuweilen wie unsre heutigen jungen Herren. Sie nehmen sich beyde gewisse Dinge sehr wenig übel, wenn sie dem schönen Geschlechte aufwarten. Und sie gefallen auch beyde nur unter einer gewissen Gestalt in galanten Schriften. Ist dieses aber diejenige Gestalt, unter der Thais den Euthydem liebenswürdig findet? Würde eine Liebhaberinn sich zu unsern Zeiten, von ihrem Liebhaber die Gefälligkeit ausbitten, daß sie ihm den Schweis abwischen dürfe? Hierinn und vielleicht in noch mehrern Stellen muß man ihnen Beyfall geben, schöne Caroline. Sie sind eben nicht die artigsten. Aber gehen Sie nicht etwa darinn zu weit, daß Sie deswegen die ganze Sammlung verwerfen wollen? Was wollen Sie mit denen Stellen machen, deren Artigkeit Sie auch wider ihren Willen empfinden müssen? Finden Sie denn die Art nicht schön, mit welcher Thais den Vorzug der Frauenzimmer, die zärtlich sind, vor den stolzen und eigennützigen Weltweisen behauptet? Wir halten mehr auf die Religion, als die Sophisten, saget sie; wir sagen nicht, daß es keine Götter gebe; wir glauben vielmehr unsern Liebhabern, wenn

sie

sie uns bey den Göttern schwören, daß sie uns lieben. Diese, und viele andere Stellen, die auch Crebillon, den Sie doch für einen Meister in galanten Schriften halten, vielleicht nicht hätte besser sagen können, sind ein gewisses Zeugniß, daß ihre Verfasser auch diejenigen für schön befunden haben müssen, die wir theils übersehen, theils gar für schlecht halten. Denn wer einen schönen Einfall erfinden kann, der wird auch zu verhindern wissen, daß der folgende ihn nicht entehre. Wenn uns Alciphron mißfällt; so mißfällt er uns, weil wir so viele Jahrhunderte später leben, als er. Wir haben eine andere Religion, andre Sitten, und eine andre Sprache. Ursachen genug, warum Sie lachen, wenn Sie bey der Venus und Ceres schwören hören, und warum Sie durch manche Schmeicheleyen nicht gerühret werden. Sie werden sich auf alle diese Vorstellungen doch nicht wieder mit dem Alciphron und Aristenät aussöhnen. Ich sehe aber auch, daß Sie bey dem Verluste so vieler artigen Einfälle nicht unempfindlich bleiben können. Ich will Ihnen eine Uebersetzung aus dem Alciphron und Aristenät mittheilen, die Sie, ohne roth zu werden, lesen können; und ich will dasjenige kühn weglassen, oder ändern, wodurch ihr Geschmack verdrüßlich gemacht werden könnte. Ich weiß, die Kunstrichter werden mir es vergeben, daß ich diese Griechen für das schöne Geschlecht habe gesitteter machen wollen.

Aus dem Griechischen des Alciphrons.

Der 34. Brief des 1. Buches.

Thais an den Euthydemus.

Seitdem Sie sich in den Kopf gesetzet haben, ein Philosoph zu seyn, haben Sie sich auch ein rechtes Ansehen gegeben, und eine rechte vornehme Miene angenommen. Sie haben sich, wie ein Philosoph gekleidet. Sie haben ein Buch unterm Arme, und gehen also mit stolzen Schritten in die Akademie. Sie gehen vor unserm Hause vorüber, als wenn Sie es vorher nie gesehn hätten. Einfältiger Euthydemus! Sehen Sie denn nicht, was hinter diesem sauertöpfischen Sophisten stecket, der Ihnen solche seltsame Dinge vorsagt? Dieser Sophist hat sich lange Zeit, und wie lange meynen Sie wohl? ganzer sechs Monate hat er sich viel Mühe gegeben, bey mir glücklich zu werden. Und jetzt ist er in die Herpyllis, das Mädchen der Megare, sterblich verliebt. Damals wollte ich ihm freylich keinen Zutritt bey mir verstatten; denn ich wollte lieber Ihr Herz besitzen, als das Gold aller Sophisten dafür nehmen. Nunmehr aber will ich ihm Gehör geben. Denn er hat sich doch unserm Umgange nun einmal entzogen. Sie sollen Ihren wer-

then

then Lehrer, diesen Feind des Frauenzimmers, wenn es Ihnen gefällt, bey mir in seinen verliebten Thorheiten sehen. Wenn Sie doch einmal sehen wollten, verblendter Euthydemus, daß die Sophisten, durch Pralerey und Stolz nur ihren Gewinnst suchen! Meynen Sie denn etwa, daß zwischen einem Sophisten, und zwischen einem Frauenzimmer, das zärtlich liebet, ein grosser Unterschied sey? Vielleicht ist dieses der einzige, daß sie nicht beyde einerley Mittel zur Ueberredung gebrauchen. Unterdessen haben sie doch beyde den Gewinn zu einer Absicht. Jene suchen Geld; wir suchen Herzen zu gewinnen. Wir sind aber auch noch besser, als die Sophisten. Halten wir nicht mehr auf die Religion als sie? Wir sagen nicht, daß es keine Götter gebe: wir glauben vielmehr unsern Liebhabern, wenn sie uns bey den Göttern schwören, daß sie uns lieben.

Doch vielleicht sind wir in Ihren Gedanken weit unter den Sophisten, weil wir nicht wissen, woher die Wolken entstehen, und wie die Sonnenstäubchen beschaffen sind. Aber ich habe mich auch auf die Sachen gelegt, und vielfältig darüber disputirt. Unsere Freunde lassen sich nicht einmal im Traume einkommen, Tyrannen zu werden, oder in der Republik einen Aufruhr zu stiften. Wenn sie bis an den Morgen getrunken haben, und berauscht sind; so halten sie bis drey oder vier Uhr ihre Ruhe. Wir

unterrichten die Jugend eben so gut, als die Sophisten. Vergleichen Sie nur einmal, wenn es Ihnen gefällt, die artige Aspasia mit dem Sophisten Sokrates. Stellen Sie eine Untersuchung an. Wer hat von ihnen die jungen Herren am besten unterrichtet? Perikles war ein Schüler der Aspasia, Kritias hingegen des Sokrates Schüler. Legen Sie also diese Eitelkeit und dieses verdrüßliche Wesen ab, mein liebster Euthydemus. Es schicket sich nicht für solche Augen, wie die Ihrigen sind, daß sie finster aussehen. Kommen Sie zu Ihrer Geliebten wieder, wie Sie vor dem oft zu thun gewohnt waren, als Sie noch vom Tanzboden kamen, um sich bey mir wieder zu erholen. Alsdann wollen wir einander, nach einem kleinen Rausche, die zärtlichsten Versicherungen der Liebe geben. Und alsdann werden Sie mich für sehr weise halten. Der Himmel gönnet uns nur eine kurze Zeit zu leben. Sind Sie leichtsinnig genug, diese kurze Zeit auf Räthsel und Gewäsche zu verwenden?

Aus dem Griechischen des Aristenäts.

Der 24. Brief des 1. Buches.

Musarium an ihren geliebten Lysias.

Gestern Abends hatten sich meine vornehmsten Anbeter bey mir versammelt. Anfänglich waren

ren sie stumm. Der eine winkte dem andern; und jedweder verlangte, daß sein Nachbar mir alles dasjenige vorsagen sollte, worüber sie alle vorher mit einander einig geworden waren. Endlich fieng der muthigste unter ihnen an. Er that, als ob er mir einen guten Rath mittheilen wollte. Im Herzen aber war er auf Sie eifersüchtig, Lysias, und suchte Sie bey mir verhaßt zu machen. Hören Sie nur, was er mir für wunderliches Zeug vorgesagt hat: Sie haben vor allem Frauenzimmer einen Vorzug in der Schönheit. Aber alles übrige Frauenzimmer kennt den Werth der Geschenke besser, als Sie. Und diesen Vorzug müssen sie ihnen lassen. Sie könnten Geschenke über Geschenke erhalten, wenn sie einen unter uns erwählen wollten. Aber sie verachten uns, und unsere Geschenke kommen ihnen nicht beneidenswürdig vor. Dem einzigen Lysias haben sie ihren jugendlichen Reiz, ohne Nebenabsichten, aufbehalten. Wenn er noch schön wäre, so müßte man sich freylich darein finden, daß der Reiz eines einzigen so viele Liebhaber verdrängen könnte. Man würde es ihnen alsdann vielleicht vergeben, daß sie ein hübsches und außerordentliches Gesicht reichen Liebhabern vorziehen. Aber Lysias ist doch eben der schönste nicht. Gleichwohl können sie ihrem Lysias, in unserer Gegenwart, so viele Lobreden halten, daß sie uns schon ganz damit betäubet haben. Sie

ha=

haben uns den Kopf vom Lysias so voll gemacht, daß es uns vorkömmt, als wenn wir ihn beständig nennen hörten. Wir schlafen darüber ein, und hören ihn wieder, wenn wir erwachen, Sie müssen bezaubert seyn. Nein, so weit geht keine Liebe. Wir bitten Sie nur um dieses einzige; entdecken sie sich: Wollen sie denn den Lysias allen andern vorziehen? Wir wollen ihrem Geliebten nicht im Wege stehen. Dergleichen Dinge schwatzte er mir den ganzen Abend vor. Und ich würde einen ganzen Tag zubringen müssen, wenn ich Ihnen jedwede Kleinigkeit erzählen wollte. Aber ich ließ sein Gewäsch größtentheils zu einem Ohre hinein, und zum andern wieder hinaus gehen. Endlich aber konnte ich mich nicht länger halten. Ich sagte ihm rund heraus: Mein Herz hat selbst den Lysias gewählet. Ich gestehe es, meine Zärtlichkeit gegen ihn nimmt Tag und Nacht zu. Meynen Sie aber, geliebter Lysias, daß sich Ihre Nebenbuhler hierdurch abschrecken ließen? Nichts weniger; hören Sie nur: Sie fiengen an zu schreyen, und fragten mich ganz boshaft und spöttisch: Wer liebt denn diesen unangenehmen und verdrüßlichen Menschen? Wer ihn liebt? versetzte ich; ich. Bey diesem Geständnisse hielt ich die Hand vors Gesicht, weil ich in der That ein wenig roth wurde. Leben sie wohl, meine Herren, setzte ich hinzu. Machen sie mir und meiner Liebe keine Vorwürfe. Ich

ver-

verliebe mich in keine Geschenke. Ich schenke nur demjenigen mein Herz, den ich besitzen will. Ich will aber den Lysias besitzen, ohne sie dazu zu nehmen, meine Herren. Darauf gieng ich fort. Besuchen Sie mich doch geschwind, geschwind, mein allerliebster Lysias. Die Eilfertigkeit schickt sich zur Liebe. Säumen Sie ja nicht, wenn Sie mir auch nur einen Kuß mitbringen sollten. Ich will Sie beym Ohrläppchen kriegen, und Ihnen drey Küsse wieder geben. Ja ich will Sie recht schön küssen. Ich bitte sie nochmal, Lysias, kommen Sie ja so geschwind, als Sie können. Jetzt da ich Ihnen schreibe, wollte ich, daß Sie schon da wären. Alle ihre Nebenbuhler sind Menschengesichter gegen Sie. Die Narren!

Sechs und dreyßigster Brief.

Was ich von den Freundschaftsversicherungen des Herrn D** halte? Wenn ich die Ihrigen und noch ein paar wenige ausnehme; so halte ich von den andern meiner Bekannten zusammen nicht viel. Ich sehe die meisten als eine Ceremonie an, die man mitmacht, ohne daran zu denken, und wo das Wort Freundschaft im allerweitläuftigsten Verstande oder gar als ein leeres Wort genommen wird. Herr D** ist

D** ist einer von denen, die mich durch ihre aufrichtige Miene hintergangen haben, die aber nicht zum zweytenmale betriegen kann, wenn man das Herz kennt. Zum guten Glücke hat er die Larve früh abgezogen, und das ist durch eine Handlung geschehen, die für mich hätte gefährlicher werden können, wenn er die Verstellung weiter getrieben hätte. Mündlich will ich Ihnen mehr davon sagen. Nehmen Sie sich nur vor ihm in Acht; denn er drohet Ihnen ebenfalls mit seiner schädlichen Freundschaft. Dieser schleichende und äußerlich gefällige Charakter gehört zu jenem häßlichen Menschen,

Die darum Freunde sich erwerben,
Um Freunde sichrer zu verderben.

Halten sie mich für keinen Menschenfeind, mein lieber S**, wenn ich in der Wahl der Freunde überaus schwürig bin. Die Freundschaft ist für mich so was Erhabenes, und die Versicherungen derselben kommen mir so heilig, so ehrwürdig vor, daß mir diejenigen nicht viel besser als Gotteslästerer scheinen, die damit einen Mißbrauch treiben. Ich nenne mich wenigstens lieber zehnmal einen unterthänigen Knecht des andern, als seinen Freund, wenn ich weiß, daß er unfähig ist, mein Freund zu seyn. Mein Freund muß drey Eigenschaften besitzen, nach welchen ich ihn zuvor prüfe, ehe ich wähle. Er

muß einen großen Grad von Ehrlichkeit besitzen; er muß vernünftig und tugendhaft seyn; er muß ein Geheimniß behalten können; kurz, er muß so seyn, wie Sie, mein Werther. Glauben Sie ja nicht, daß ich so eigensinnig sey, einen Freund ohne alle Fehler zu verlangen. Ich weiß, daß wir noch hier in der Welt leben, und daß das Vollkommene nicht für Sterbliche ist. Diejenigen, welche ihre Forderung gar zu hoch treiben, und uns unaufhörlich mit Klagen ermüden, daß die Welt von Freunden ausgestorben sey, mögen ihre Freunde in Platons Republik suchen, oder vielmehr sich selbst besser kennen lernen. Ich kann gewisse Fehler an meinem Freunde ertragen und verzeihen; aber sie müssen niemals Antheil an seinem Herzen haben. Die Grundstützen unserer Freundschaft müssen dadurch unbeschädigt bleiben. Sobald nur eine sinket, so sinken sie nach meiner Meynung alle. Wie weit könnte ich Sie noch in einer so reichen Materie führen! Doch Sie empfinden alles besser, als ichs Ihnen sagen kann. Lassen Sie mir die Stelle, die mir einmal Ihr edles Herz eingeräumt hat, und glauben Sie, daß ich Sie nicht blos mit der Miene liebe, ꝛc.

Sieben und dreyßigster Brief. *)

Mademoiselle,

Ich danke Ihnen sehr, daß Sie sich nicht über mich beschweren, und ich versichere Ihnen auch, daß Sie dazu so wenig Ursache haben, als jemand in der Welt. Es wundert mich nur, daß diejenigen, welche mich ihrer Liebe würdigen, meine Faulheit tadeln, wie Sie schreiben; und daß sie selber so faul sind, mir dieses durch jemand andern verweisen zu lassen. Es würde in dem Zustande, worinn ich bin, vernünftiger seyn, mir Trostschreiben zu schicken, als Klagen, und das sind wohl nicht die Bedrängten, die Verstossenen, die ihrer Güter Beraubten, welche andern sollten Vergnügen machen. Indem ich das sage, so glauben Sie nicht, Mademoiselle, daß ich mich über jene seltene Personen beklage, welche ihr Verdienst und schwache Gesundheit über alle Arten von Pflichten hinausrücken; sondern die, welche aus fröhlichem Herzen schreiben, und nur, um Artigkeiten zu sagen, sind, wie mich deucht, nicht zu entschuldigen, daß sie mir diese Ehre nicht gegönnet haben. Ich versichere Ihnen, daß niemals eine Traurigkeit der meinigen gleich gewesen ist; und wenn ich

*) Voiture Lettre XIX.

mich getrauete klägliche Briefe zu schreiben, so wollte ich Ihnen Dinge sagen, die Ihnen das Herz durchschneiden sollten. Aber aufrichtig zu reden, ich werde es gerne sehen, daß es ganz bleibe; ich würde besorgen, wenn es einmal durchschnitten wäre, daß es sich in meiner Abwesenheit vertheilen möchte. Sie sehen, wie ich mich der artigen Sachen zu bedienen weiß, die ich sagen höre: aber Sie, Mademoiselle, von der ich dieses habe, und von der ich keinen einzigen Einfall sogar zwey Jahre hernach, als ich ihn gehöret, vergesse, schreiben Sie mir doch weil ich mir sie so wohl zu Nutze zu machen weiß, und schicken Sie mir einige Worte, deren ich mich so lange als dieser erinnern soll. Alle, die ich noch bisher an Ihrer Seite gesehen habe, sind so gleichgültig, daß sie nichts von meinem Verdruße verringert haben. Schicken Sie mir doch einige, ich bitte Sie gehorsamst, welche mehr Kraft haben, da Sie ja Ihren Worten alle Kraft geben können, die Ihnen nur beliebt. Wo nicht, so werde ich glauben, daß diese schleunige Aussöhnung, welche so kurz vor meiner Abreise geschah, falsch gewesen ist; und daß nichts aufrichtiges an Ihnen gewesen sey, als Ihr Kaltsinn und Ihre Gleichgültigkeit. Denken Sie nur einmal, ob es möglich ist, daß ich bey dieser Einbildung lebe, und ob Sie nicht die böseste Person von der Welt sind, wenn Sie mich in diese Gefahr stürzen. Ich beschwöre Sie, sorgen

gen Sie etwas besser für mich, Mademoiselle; denn ich glaube, Sie sind nicht wenig dazu verbunden.

Da ich diesen Brief schon geschrieben hatte; so ist es mir vorgekommen, als wenn über fünf bis sechs Unzen Liebe darinn wären: aber es ist schon so lange, daß ich nichts davon geredet habe, daß ich mich dessen nicht habe enthalten können, und über das bin ich so klein, daß es mit mir eben keine Gefahr hat.

Acht und dreyßigster Brief. *)

Ich weiß zwar noch nicht eigentlich, wer Sie sind; aber ich bin überzeugt, daß der Brief, den ich erhalten habe, nur von dem besten Manne in der Welt herkommen kann; und ich darf dereinst viel Beystand von Ihnen erwarten, wenn es wahr ist, was Sie sagen, daß Sie mir besser dienen könnten, als schreiben. Sind Sie derjenige, den ich mir vorstelle, so könnte mir dieses Gute von keiner angenehmern Seite kommen, und ich freue mich ungemein, so viel Gütigkeit in einer Person zu sehen, an der ich schon alle andre vortreffliche Eigenschaften bemerket hatte. Wie Sie mir dadurch mehr Ehre erwiesen haben, mein Herr, als ich vermuthen konnte, so versi-

*) Voiture Lett. XLV.

chere ich Sie auch dagegen, daß ich erkenntlicher dafür bin, als Sie sich vielleicht vorstellen können, und daß ich nicht weniger edel genug bin, diese Gewogenheit zu empfinden, als Sie, mir dieselbe zu gönnen. Sie denken zu gut von mir, als daß Sie dieses nicht glauben sollten; und Sie, mein Herr, da Sie aller Herzen gewinnen, die Sie sehen, wenn Sie sich blos kennen lassen, Sie dürfen nicht zweifeln, daß Sie nicht ungemein von denen geliebt werden, die Sie so besonders dazu verbinden. Indessen kann ich Ihnen schwören, mein Herr, daß unter so vielen Zuneigungen, die Sie sich erworben haben, keine mit so vieler Ehrerbietung und Ergebenheit begleitet sey, als die meinige, und daß ich mehr als jemand bin ꝛc.

Neun und dreyßigster Brief. *)

Ich möchte wissen, warum Sie sich über unsern guten Freund, den Ritter, so stark aufhalten, daß er ein gemeines Mädchen liebet? Meynen Sie denn, man könne ein Herz nicht anders erlangen, als den Maltheserorden, bey dem man erst seine Ahnen beweisen muß? Für meinen Theil halte ich ein paar schöne Augen für so etwas edles,

*) S. des Hrn. von Fontenelle Briefe, den vierten nach des Hrn. Hofrath v. Steinwehrs Uebers.

les, als ein königliches Herkommen, und begehre nicht, daß sie mir andere Güter, als Lebhaftigkeit und Anmuth zubringen sollen. Glauben Sie wohl, daß ich einem Gesichte seine Häßlichkeit verzeihe, weil es von zwanzig Herzogen herstammet? Keinesweges. Alle Häßliche sind in meinen Augen Bürgermädchen. Dennoch habe ich gewisse Leute gesehen, die an einem ziemlich ungestalten Frauenzimmer allein ihre vornehme Ahnen und ihr hohes Haus liebten. Ich gestehe es Ihnen aber ganz gerne; solchen hohen Geist habe ich nicht, daß ich in einen Stammbaum verliebt seyn kann. Wäre unser Ritter in einem Lande, wo man die Könige nach ihrem guten Aussehen wählet, so würde er jetzo gewiß eine Prinzeßinn lieben. Weil er aber in Frankreich ist, so liebet er nur ein geringes Mädchen. Wohlan, er darf sich ja nur einbilden, es sey eine fremde Prinzeßinn, die man nicht dafür erkennet. Jedoch ernstlich davon zu reden: Wenn Sie befänden, daß Ihr Herz eben auf dem Punkte wäre, sich einer angenehmen Person zu ergeben, würden Sie es wohl aufhalten, und zu ihm sagen: Warte, warte, mit der Schönheit sind wir zufrieden; aber wir haben noch nicht den Adel untersuchet? Ich bin gewiß, Ihr Herz würde Ihrer Untersuchung zuvor kommen. Mir scheinet der Geschmack des Ritters ganz gut zu seyn. Bey vielem vornehmen Frauenzimmer ist fast nichts mehr natürlich; weder ihre Farbe, noch

ihre Leibesgestalt, noch ihr Denken. Die Natur ist zu dem gemeinen geflüchtet: und da will sie der Ritter suchen. Sein ganzes Unglück ist dieses, daß er nicht in sieben prächtigen ausgepußten Gemächern, die alle neben einander liegen, seufzen, und in dem ganzen Hause nichts so schönes antreffen wird, als sein Mädchen. Hat er aber den Vorsatz sie zu betriegen, so halte ich gar nichts mehr von ihm. Leute von seiner Art pflegen gemeiniglich solchen schönen Kindern einzubilden, es stünde nicht gut, wenn man sich lange wehrete; das vornehme Frauenzimmer machte es ganz anders: und darüber ergeben sich die armen Kreaturen, blos um zu zeigen, daß sie zu lieben wissen. Ich verlange, daß man der Einfalt ihre gebührende Ehre gebe. Will man aber ein Betrüger seyn, so sey man es bey den Vornehmen, unter denen ein betrügerischer Umgang schon eingeführet ist.

Vierzigster Brief.*)

Mein Herr,

Beantworten Sie mir einmal eine Gewissensfrage, die mich beunruhigt; ich bitte Sie darum. Ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen,

*) S. des Hrn. v. Fontenelle 35ten Brief.

nen, als zu einem sehr erleuchten Lehrer. Ich liebe, oder besser zu sagen, ich besuche eine sehr artige Frau. Sie ist jung, und kann durch ihre Person allein schon verliebt machen. Nur bestehet ihre Thorheit in dem Sinnreichen. Sie will nichts als sinnreiche Leute sehen: sie will einen sinnreichen Umgang haben, alles soll sinnreich seyn. Und doch ist es wahr, daß wofern sie es selbst jemals ist, so hat sie es allein der Kunst, und keinesweges der Natur zu danken. Sie besitzet eine Gabe falsch zu denken, und eine Sache verkehrt anzusehen, das mir nicht gemein vorkömmt. Ueber ein Galimatias geräth sie in Entzückung. Sobald man anfängt zu reden, macht sie ein paar große Augen, die vor Ungeduld sterben, aller Orten etwas feines anzutreffen, und doch nichts davon verstehen. Sie hat geglaubet, ich wäre nicht ganz dumm, und auf diese Meynung nimmt sie mich freundlich auf. Ich bin sogleich von ihrer Schönheit gerühret worden, und glaube, ich könnte durch das Sinnreiche so weit kommen, daß ich von ihr geliebet würde. Man dürfte ihr nur blos auf dieser Seite schmeicheln. Wenn man sie nur ein wenig auf das Garn zu triebe, so würde sie gar bald selbst hineinlaufen. Allein, wenn ich ihr auf einmal einbilde: daß sie sinnreich ist, so ist sie verderbt, und wird ihre Tage nicht wieder zu sich selber kommen. Ist es nun wohl erlaubt,

laubt, um sie zur Liebe für mich zu bewegen, daß ich eine Hochmüthige aus ihr mache, vor der alle Welt laufen wird? Es ist das beste Weibchen, das ich kenne. Für ihre Freunde sollte Sie ihr Leben hingeben: und wenn man ihr ihre Grillen benähme, so würde sie recht liebenswürdig seyn. Wahrhaftig, ich mache mir ein Gewissen, sie darinnen zu bestärken. Das weiß ich; sobald ich sie für sinnreich erkläre, so wird sie mich lieben. Aber das geht mir eben so nahe. Sie wird darüber verrückt werden. Sie sehen wohl, was für ein gutes Herz ich habe. Bey der Liebe hat man eine gewisse Schelmerey eingeführet, die ich nicht gar zu sehr billige. Mein Gott! was könnte sie mir für ein Vergnügen machen, wenn sie mich liebte, ohne daß sie sinnreich wäre: allein ich glaube nicht, daß sie es auf diese Bedingungen jemals thun wird. Helfen sie mir doch aus der Verwirrung, darinn Sie mich sehen, und schicken Sie mir auf das eiligste eine zuverläßige Antwort.

Ein und vierzigster Brief.

Mademoiselle.

Kennen Sie die *Lettres Turques* noch nicht, die man dem Hern von Montesquieu, dem

Vers

Verfasser der *Lettres Persanes*, zuschreibt? Ich habe sie erst vorgestern zum erstenmale gelesen, und ich bin etwas böse auf mich selbst, daß ich sie nicht eher gelesen habe. Eine angenehme Türkinn kommt nach Frankreich, und schreibt an ihre zurückgebliebene Schwester. Die Briefe enthalten lauter kurze Schilderungen und Urtheile über die Sitten und Charaktere der französischen Nation; es ist die schönste Satyre über das Lächerliche dieses Volks, womit es auch Deutschland guten Theils versorget, und die Satyre gefällt besonders, weil sie mit so vieler Unschuld vorgetragen wird. Im zweyten Theile wechselt der Secretär der türkischen Gesandschaft zu Paris mit seinen Freunden ähnliche Briefe. Sind Sie nicht neugierig zu wissen, Rademoiselle, wie Rosalide (so heißt die schöne Türkinn) nach Paris gekommen ist? Vielleicht mit dem Secretär oder Abgesandten, werden Sie denken: nein, diese haben nichts mit ihr zu thun. Sie hat uns einen Brief ihres Liebhabers aufbehalten, der die ganze Begebenheit erzählet. Hier haben Sie den kleinen Roman:

Schreiben des Grafen Mazaro an den Marquis Piniani zu Venedig.

Du weißt, mein lieber Vetter, daß ein unglückliches Duell mich nöthigte, mein Vaterland zu verlassen; das Schiff, worauf ich mich

begab, um nach Sicilien zu gehen, ward durch einen Seeräuber von Smirna angegriffen; ich will dir keine unnöthige Erzählung unsers Streits machen; es fehlte sehr viel, daß unsere Macht der andern gleich gewesen wäre. Wir wurden gefangen genommen, in Ketten und Bande gelegt, weggeführet, und zu Constantinopel verkauft. Der Aufseher über die Sklaven des Großveziers Juffem kaufte mich, und ließ mich in den Gärten arbeiten.

Ich seufzte schon über drey Monate in der härtesten Sklaverey, als sich einsmals der Vezier dem Orte näherte, wo ich arbeitete. Nachdem er mich ziemlich lange sehr aufmerksam betrachtet hatte, so that er mir verschiedene Fragen über meinen Stand, und über mein Vaterland; ich suchte ihm nichts von der Wahrheit zu verheelen. Er schien durch die Erniedrigung gerühret zu werden, worein mich das Schicksal brachte; er befahl, daß man mir gut begegnen sollte, und seitdem gieng er niemals spatzieren, daß er mich nicht rufen ließe, um sich einige Augenblicke mit mir zu unterreden.

Die Stunde, darinn er gewohnt war zu erscheinen, war schon verflossen, als ich ihn an einem Abend mit einer jungen Person kommen sah, der, wie ich wohl sagen kann, mein Herz gleich entgegen flog. Bey jedem Schritte, den sie that, merkte ich, daß es hüpfte; ja, ich liebte schon, ob ich gleich noch nicht recht die Reizungen deut-

lich

lich unterscheiden konnte, die ich anbeten wollte. Sie kam heran, und der Vezier blieb stehen, um mit mir zu reden; aber ich war unbeweglich, und ohne ihm zu antworten, in demjenigen Erstaunen, wo das bezauberte Herz glaubt, daß ihm die Augen noch nicht alles das Vergnügen schäffen, das es empfinden müßte; er lächelte über meine Verwirrung, indem er seine Tochter ansah, denn dies war das Frauenzimmer; sie ward roth, und zog ihn bey dem Arm in eine andere Allee.

Ich brachte die übrige Zeit des Abends und die ganze Nacht in einer Verwirrung und Unruhe zu, die mir nicht erlaubten ein Auge zuzuthun; die unvergleichliche Tochter des Hussein lag mir beständig in Gedanken. Ich fühlte mich von einer Neigung fortgerissen, die tausendmal stärker war, als alle Ueberlegungen, und der ich würde vergebens widerstanden haben. Sobald es Tag war, gieng ich in den Garten; ich wollte mich auf eine Bank setzen, worauf sie sich am vorigen Abend gesetzt hatte; ich blickte alle Stellen an, wo sie gegangen war. Wie ward mir zu Muthe! Nein, es ist unmöglich das auszudrücken, was ich empfand, als eine von ihren Sklavinnen mich aus meiner Tiefsinnigkeit störte, und mir sagte, daß ich ihr Blumen bringen sollte. Mit welchem Eifer gieng ich nicht hin, sie zu brechen! Mit welcher

Bewegung überbrachte ich sie nicht! Wie glänzend kam mir nicht damals die Bedienung vor, wozu mich die Sklaverey verband, und wie schön zieret die Liebe nicht alles, was sie ihrem Gegenstande näher bringt! Sie war noch im Bette, sie streckte ihre schönen Arme heraus, um diese Blumen zu theilen und auszusuchen, und in der Bewegung, die sie machte, glaubte ich mit diesen Armen alle Annehmlichkeiten, alle Liebesgötter, alle Reizungen der Natur erscheinen zu sehen. Ihr Vater hatte ihr gesagt, daß ich auf verschiedenen Instrumenten spielte, sie ließ mich merken, daß sie wünschte, mich zu hören; ich näherte mich einem Clavecin; nachdem ich einige italiänische Arien voraus gespielt hatte, so sang ich, und bediente mich solcher Worte, die ein großes Verhältniß auf meinen Zustand hatten; es kam mir vor, als ob sie mich mit einer gewissen Aufmerksamkeit anhörte, die nicht blos von dem Vergnügen des Ohrs herrührte. Was soll ich dir sagen, mein lieber Vetter? Diesen kostbaren Augenblicken folgten tausend andere; es vergieng kein Tag mehr; daß ich sie nicht sah, und daß ich nicht über zwo oder drey Stunden bey ihr blieb: aber ungeachtet aller Liebe, wovon ich brannte, war ich furchtsam, zerstreuet, allezeit verwirrt, wann ich mit ihr sprach; und ich würde es niemals gewagt haben, mich zu erklären, wenn mir der

günstige Zufall nicht einen Dollmetscher verschafft hätte, dessen ich mich gar nicht vermuthete.

Ich hatte zum Zeitvertreib Vögel aufgezogen, und sie einige Arien wiederholen gelehrt; einen davon, den ich mehr liebte, als die andern, hatte ich unterrichtet, ich liebe dich, auszusprechen. An einem Morgen, als ich zur Rosalide gieng, fliegt er von meiner Schulter weg an ihren Hals, und indem er sie ins Ohr beißt, sagt er zu ihr: ich liebe dich. Ach! wie er so artig ist, rief sie, indem sie ihn küßte. Mein getreuer Schüler lispelt ihr auch in den Mund: ich liebe dich; und bey jeder Schmeicheley, die sie ihm weiter machte, wiederholte er seine Lektion vortrefflich. Aber weiß er nichts, als das, frug sie mich? Er erwartet, sagte ich, Ihre Antwort: er weiß sie schon, antwortete sie mir, rufen Sie ihm nur, er wird sie Ihnen sagen. Ich wollte mich eben zu ihren Füßen werfen, als ihr Vater herein trat; ich mußte mich zurück begeben, ohne ihr anders, als durch meine Blicke, die ganze Entzückung ausdrücken zu können, wovon mein Herz voll war.

Ich hoffte, daß sie den Abend in den Garten kommen würde; ich erwartete das Ende des Tages mit einer Ungeduld, die meiner Liebe gleich war; ich konnte weder tiefsinnig seyn, noch mich zerstreuen; ich gieng spaßieren, ich setzte mich nieder, ich wollte zuweilen an die Arbeit gehen,

und im Augenblick verließ ich sie wieder; man hätte sagen sollen, daß ich aus Macht, die Stelle zu verändern, den Augenblick wollte beschleunigen, den ich wünschte. Endlich kam die Nacht heran, aber ich sah niemand, als den Vezier kommen. Er hatte ein finsteres und niedergeschlagenes Wesen: er gab mir ein Zeichen, ihm in eine bedeckte Allee zu folgen, und als wir da zusammen waren, so sprach er ungefähr mit folgenden Worten zu mir:

„ Ich bin zu Thessalonich von griechischen
„ Aeltern gebohren, und ward nach Constanti-
„ nopel, eben so, wie du, als Sklave gebracht;
„ meine Munterkeit, mein Eifer, und vielleicht
„ einige Annehmlichkeiten in meiner Gestalt, zo-
„ gen mir die Blicke der regierenden Sultanium
„ zu; sie gebrauchte mich in verschiedenen Ange-
„ legenheiten, worinn ich glücklich war. Als ihr
„ Sohn das Alter erreicht hatte, selber zu regie-
„ ren, so sprach sie ihm so vortheilhaft von mir,
„ daß er mich in seine Dienste nahm. Ich war
„ anfänglich oberster Thürhüter, hernach zu der
„ Würde eines Bassa von Aleppo erhoben, und
„ einige Jahre hernach zum Generalstatthalter
„ über Mesopotamien gemacht. Der Sophi
„ hatte sich eines Theils von dieser Provinz be-
„ mächtiget, und schmeichelte sich im nächsten
„ Feldzuge sie ganz zu erobern. In weniger Zeit
„ als vier Monaten, nahm ich ihm nicht nur

„ alles

„ alles wieder ab, was er an sich gerissen hatte,
„ sondern ich brachte ihn auch so weit, daß er
„ seine eignen Gränzen vertheidigen, und bald
„ darauf um Frieden bitten mußte. Wir haben
„ niemals einen rühmlichern Frieden mit Per-
„ sien gemacht, als diesen. Sobald er geschlos-
„ sen war, rief mich der Sultan an seinen Hof
„ zurück, und zur Belohnung meiner Dienste,
„ ja ich könnte wohl sagen, zur Befriedigung
„ des allgemeinen Verlangens, machte er mich
„ zum Reichskanzler. Der Himmel ist mein
„ Zeuge, daß ich seit den sieben Jahren un-
„ gefähr, da ich Vezier bin, kein anderes Au-
„ genmerk gehabt habe, als den Ruhm des
„ Herrn und die Wohlfahrt der Unterthanen.
„ Aber was erfindet der Neid nicht wider dieje-
„ nigen, die er stürzen will! Ich bemerke seit
„ einiger Zeit, daß meine Gunst abnimmt, und
„ daß meine Feinde im Begriffe sind, zu siegen.
„ Um dem Stoße zuvor zu kommen, der mir
„ drohet, so will ich zu den Christen fliehen. Ich
„ habe nur zwo Töchter; die älteste ist an den
„ Oberaufseher der kaiserlichen Lustgärten ver-
„ heirathet; du kennest die jüngste; du liebest
„ sie und du hast ihr gefallen; ihre Mutter, die
„ eine Französinn war, hat sie in deiner Religion
„ erzogen; ich will euch beyde in einem freyen
„ Lande vereinigen. Bemühe dich, ein Schiff
„ bereit zu halten; ich sage dir nichts von den

„ Vorsichtigkeiten, die du dabey nehmen mußt;
„ ich verlasse mich schlechterdings in allem auf
„ deine Freundschaft, auf deine Sorgfalt und
„ Klugheit. „ Als er dieses gesagt hatte, woll-
te er mich umarmen; ich warf mich zu seinen Füßen, und bemühete mich, ihm die ganze Zuneigung, die ganze Zärtlichkeit, die ganze Erkenntlichkeit auszudrücken, wovon meine Seele durchdrungen war.

Des andern Tages gieng ich nach dem Haven. Das Schicksal, welches mich nur darum schien in Fässeln geschlagen zu haben, um mich zum größten Glücke zu führen, ließ mich bey meiner Ankunft einen Mann antreffen, in den ich das größte Vertrauen von der Welt setzen konnte; es war ein reicher Kaufmann von Marseille, der große Handlung nach Venedig trieb, und den ich oft bey meinem Vater gesehen hatte. Kaum hatte er mich erkannt, als er mich mit thränenden Augen in seine Arme schloß, und mir seinen ganzen Beystand anbot, um mich aus der Sklaverey zu ziehen. Ich trug kein Bedenken, ihm meine Begebenheit zu erzählen; nachdem er sie angehört hatte, versicherte er mich von neuem, daß er mir ganz zu Diensten stünde, daß sein Schiff im Haven wäre; daß er aufs längste in fünf Tagen im Stande wäre unter Segel zu gehen, und daß er so gute Maßregeln nehmen wollte, daß er hoffte uns außer Gefahr zu setzen.

Der

Der Vezier, dem ich von einem so glücklichen Anfange Nachricht brachte, öffnete mir seine Schätze, und in verschiedenen Reisen hatte ich schon heimlich über vier Millionen an Gold und Juwelen in das Schiff getragen. Wir sollten uns in der Nacht des folgenden Tages einschiffen, als ich bey meiner Zurückkunft in den Pallast, am Abend des vierten Tages, erfuhr, daß mein Herr, mein Wohlthäter, mein Vater, dieser so ehrwürdige Mann, gegen den ich so viel Verbindlichkeit hatte, von seinen Feinden war übereilt worden. Man hatte ihm einen Befehl des Kaisers gebracht, ihm seinen Kopf zu schicken, er bat sich aus, mit dem Sultan zu reden; er hat mir nicht befohlen, sagte der oberste Thürhüter, dich vor ihn zu führen, sondern dir augenblicklich das Leben zu nehmen. Thu also deine Schuldigkeit, antwortete der Vezier, indem er dem Henker seinen Hals darreichte.

Meine liebe Rosalide hatte sich zu ihrer Schwester begeben, und es waren schon einige Tage verflossen, daß ich nichts von ihr gehört hatte, als sie mir schrieb, daß ich immer fortfahren möchte, alles zu unserer Abreise zu veranstalten. Ich antwortete ihr, daß alles bereit wäre, daß ich nur auf ihre Befehle wartete, daß der Wind günstig wäre, und wenn sie mir wollte anzeigen, wo ich sie abholen sollte, so würden wir noch vor dem Ende

der Nacht weit von Constantinopel seyn. Ich sah sie bald in der Verkleidung eines jungen Armeniers ankommen. Unsere Schifffahrt hätte nicht glücklicher seyn können; wir langten gestern zu Marseille an, von da wir binnen einigen Tagen nach Paris reisen werden. Komm doch dahin zu uns, mein lieber Vetter; komm dahin, um das Vergnügen zu haben, deinen Freund in seiner völligen Glückseligkeit zu sehen. ꝛc.

Zwey und vierzigster Brief.

An Phyllis.

Wie lange wollen Sie doch meine Treue noch prüfen? Sie werden mich durch Ihr hartes Bezeigen niemals zum Wankelmuth, wohl aber zur Verzweiflung bringen. Sie besitzen einmal mein Herz, und Sie sollen es ewig besitzen, ob Sie es gleich gestern wieder verschenken wollten. Ach was war das für ein grausamer Scherz, falsches Kind, den Sie mir gestern Abend in der Lindenlaube erwiesen! Ich eilte mit dem größten Verlangen zu der Versammlung, ich hoffte so glücklich zu seyn, Sie bey dem Spatzierengehen an meiner Hand zu füh-

führen; Sie selbst hatten mir die angenehmste Hoffnung dazu gegeben, ich zählte schon alle Augenblicke, die mich unsrer Unterredung näherten, ich suchte schon neue Ausdrücke, Ihnen das Innerste meines Herzens recht lebhaft zu schildern; und wie der so sehnlich gewünschte Augenblick herannahete, waren sie so grausam, sich nicht nur meiner Hand zu entziehen, sondern um meine Verwirrung noch zu vergrössern, mir die geschwätzige und buhlerische Selinde zuzuführen. Ach! konnten Sie meine Bestürzung, die selbst Selinde merkte, mit einer so gleichgültigen Miene, womit Sie diese Schalkheit begleiteten, ansehen? War Ihnen denn mein Schmerz so gleichgültig, daß Sie Ihre außerordentliche Munterkeit in der ganzen Gesellschaft ausbreiteten? Oder halten Sie mich für eben so unempfindlich, als Sie einige Zeit her gegen mich gewesen sind? Wäre doch mein Herz nicht so zärtlich, und mein Gemüth nicht so beständig, so könnte ich vielleicht meine schmerzlichen Empfindungen ersticken! Doch wohin verleiten mich meine traurigen Gedanken? Sollte ich die einzigen Eigenschaften, um derentwillen Sie mich ehemals Ihrer Gunst würdigten, sollte ich meine Liebe und meine Beständigkeit verleugnen? Nein! Und wenn sie auch meinen Gram noch täglich vermehrten, so sollen Sie doch beständige Gefährtinnen

tinnen meines Unglücks seyn. Werden sie gleichs Ihr Herz nicht erweichen, so werden sie das meinige doch zärtlicher, edler und Ihnen würdiger machen. Und wenn sie dann die Blüthe meiner Jugend vertrocknet und meine Kräfte verzehret haben; dann wird vielleicht mein Schattenbild Ihnen Mitleiden erregen, dann werden Sie meine Treue erkennen, und Ihre Härte bedauren. Doch wer weiß, Gott, welch ein trauriger Gedanke! wer weiß, ob Ihnen jemals meine Leiden zu Herzen gehen werden? Vielleicht fällt es ihnen nicht einmal ein, an mich zu gedenken, indem mich Ihr schmerzliches Angedenken verzehrt. Vielleicht ergötzen Sie sich in einer lustigen Versammlung an den Gefälligkeiten eines würdigern Liebhabers in eben dem Augenblicke, da mich mein Gram in einsame Oerter treibt, und endlich vielleicht den müden Geist von mir hinweg nimmt. Ich muß aufhören und meinen Thränen Raum geben. Leben Sie wohl, zu sehr geliebte Phyllis, und wenn Sie noch einige Zärtlichkeit gegen mich hägen, so bedauren Sie mich.

Drey und vierzigster Brief.

Antwort.

Bedauren will ich Sie nicht, Damon, weil Sie sich so viel Unruhe ohne Noth machen. Wie! Sie werden melancholisch, wann ich scherze, Sie beklagen sich über meine Härte, und Sie fangen schon ordentlich an, eifersüchtg zu seyn? Beynahe verdienten Sie es, daß ich Ihnen im Ernste dazu Ursach gäbe. Ach! unsere Liebe, Damon, ist besserer Stunden werth. kommen Sie heute zu mir, es soll nicht an mir liegen, wenn Sie eine neue Erklärung verlangen, daß Sie unter die glücklichen Liebhaber gehören. Aber erst müssen Sie erkennen, daß Sie unrecht haben, und daß mich Ihr Brief beleidiget. Hören Sies, schreiben Sir mir ja solche Sachen nicht mehr! ꝛc.

Vermischte Briefe.

Zweytes Buch.

Erster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich soll Ihnen einen Streit berichten, wobey die Partheyen Sie zum Schiedsrichter erwählet haben. Ist das Trauerspiel dem Lustspiele vorzuziehen? Hierüber disputirte die Frau von L** mit mir, als wir gestern Abend aus der Komödie kamen, wo wir eben den poetischen Dorfjunker des Destouches hatten vorstellen gesehen. Sie gab dem Lustspiel den Vorzug, und ich erklärte mich für das Trauerspiel. Vielleicht hatte das schöne Stück, das man eben gespielt hatte, und das sehr gut vorgestellt ward, denjenigen Einfluß in die Meynung der Dame, welchen sich vielleicht das Trauerspiel zugezogen hätte, wenn wir eben von der Zaire oder Merope gekommen wären. Doch, dem sey wie ihm wolle, wir geriethen so weit in der Streit-

frage, daß sie das Lustspiel schlechterdings über das Trauerspiel erhub. Ehe ich Sie um Ihre Meynung bitte, so muß ich Ihnen vorher die Gründe der meinigen sagen, damit Sie mir einen Irrthum desto besser benehmen mögen, wenn Sie sich etwa zur Gegenpartey schlagen sollten. Es ist gar nicht die Frage, mein Herr, ob ein gutes Lustspiel nicht besonders hochzuschätzen sey, und ob ein gutes Lustspiel nicht allemal den Vorzug vor einem schlechten Trauerspiele verdiene. Wir müssen den Fall gleich setzen, und Meisterstücke gegen Meisterstücke halten. Unter dieser Verhältniß behaupte ich also, daß das Trauerspiel vorzüglicher sey, weil es die Zuschauer mehr interessirt, als die Komödie. Die Wichtigkeit der Handlung, die Hoheit der Personen, für die sonst allein das Glück dienstbar zu seyn scheinet, und deren Unglücksfälle einen Einfluß in ganze Länder haben, ganze Völker aufmerksam machen, geben dem Zuschauer ohne Zweifel einen größern Eindruck, als die Schilderung einiger Privatpersonen und lächerlichen Charaktere. Setzen Sie noch hinzu, mein Herr, daß uns die Traurigkeit der Personen, denen wir gewogen sind, weit mehr an sie ziehet, als ihre Lustigkeit. Ich brauche hier zu meinem Beweise nichts, als die Empfindung. Mein Herz sagt mirs, wann ich einen Freund in Traurigkeit versenket sehe, daß mich sein Zustand weit tiefer rühret, als sein Vergnügen würde thun können. Sind die Hel-

den des Trauerspiels tugendhaft und dabey sehr unglücklich; was für Verwirrungen entstehen in unserer Seele, wie groß wird unser Mitleiden! Die Wehmuth, die sich im Herzen nicht mehr verschließen kann, tritt in die Augen, und lässet Thränen fließen, angenehme Thränen, mit welchen unser Herz so zufreiden ist, daß sie den Unglücklichen, den Verlassenen noch eines Freundes versichern. Ja, wir tragen in uns selbst einen Samen von Gewogenheit, der allemal bereit ist, zum Vortheil der Menschlichkeit und der Tugend auszubrechen, so lange keine widrige Leidenschaft es verhindert. Die erhabenen Bewegungen der Gewogenheit und des Mitleidens halten selbst mitten in der Traurigkeit etwas süßes und angenehmes in sich, das sich weit besser fühlen, als beschreiben läßt. Was für eine holde Wehmuth! Ich kann mich nicht entbrechen, eine Stelle aus dem Boileau herzusetzen:

Ainsi pour nous charmer la Tragédie en pleurs
d'Oedipe tout sanglant fit parler les douleurs,
d'Oreste parricide exprima les allarmes,
Et pour nous divertir nous arracha des
larmes.

So grosse Bewegung verschafft uns die Komödie entweder gar nicht, oder doch sehr selten. Ich glaube schon auf den Entwurf geantwortet zu haben, mein Herr, daß man eher den Endzweck eines Schauspiels bey der Komödie erreiche, als

bey dem Trauerspiel, welcher darinn bestehen soll, eine Gemüthsermunterung zu haben, und fröhlich zu seyn. Dieser Entwurf ist elend, und sagt nichts. Wer kann denn behaupten, daß man nur zu einem Schauspiele komme, um zu lachen? Der Endzweck aller Schauspiele bestehet, nach dem Aristoteles, darinn, daß sie unsere Leidenschaften reinigen sollen; und wie sehr geschieht dieses nicht bey einem schönen Trauerspiele? Noch mehr: Wann wir auf die Erhebung des Trauerspiels in dem rührenden Ausdruck Achtung geben; wie tief lässet sie nicht da die Komödie unter sich! Was für Empfindungen! Was für grosse Gedanken! Wie glücklich ist man, sie zu fühlen, und zärtlich zu seyn! Wenn ich die Komödie ansehe; so sehe ich Abbildungen lächerlicher Charaktere. Ich belache die Helden, welche die Unkosten dazu hergeben müssen, es ist wahr: allein ich spüre allezeit dabey einen kleinen Unwillen, daß es Menschen giebt, die so wenig werth sind es zu seyn; daß ich Menschen in so grosser Unvollkommenheit und Erniedrigung ihrer selbst erblicke. Und dann werde ich ungewiß, ob ich das Lächerliche belachen, oder darüber Mitleiden haben soll. Kurz, mein Herr, gönnen Sie der Tragödie, als einer weit ältern Schwester der Komödie, den Vorzug.

Aber was soll ich Ihnen antworten, wann Sie mir sagen, daß unser ganzer Streit eine Sache des Temperaments sey; daß ich vielleicht mit

kei-

keinem besseren Grunde das Trauerspiel der Komödie vorziehe, als der Liebhaber der Musik, die Pantomimen und Opern? Ich weiß zwar nicht, wie weit mein Temperament in diesen Streit gehört: sollte aber alles nur darauf ankommen; so sehen Sie leicht von selbst ein, daß ich schwer zu bekehren seyn werde; und mir bleibt allemal ein gleiches Recht übrig, Ihre Entscheidung durch Ihr Temperament verdächtig zu machen. Ist Ihnen viel an der Gewogenheit der Frau von C** gelegen, wie ich stark glaube; so sprechen Sie immer für das Lustspiel. Nur verlangen Sie nicht von mir, daß ich der Komödie eine Ehrenerklärung thun soll: denn ich habe ihr ja im Ernste nichts Böses nachgesagt. Im Vertrauen: ich bin sogar nicht gut dafür, ob ich nicht meine Meynung künftiges Jahr widerrufe, da unsere La Chaussee und Gellerte anfangen für die Komödie so viele Schönheiten des Trauerspiels zu erobern.

Zweyter Brief.

Wenn ich Ihnen lange nicht geschrieben habe, theuerster Freund, so messen Sie es einer Reise bey, von der ich jetzt erst zurückgekommen bin. Ich habe mein Vaterland besucht, von welchem mich nun das Schicksal seit acht Jahren geschieden

hat; ich habe das geliebte G*** wieder gesehen, wo die schönsten Tage meines Lebens verstrichen sind:

Wo noch der Scherz, die Unschuld und die Jugend
Das Vorbild der gefäll'gen Tugend
Zur Freude mich empfindlich sahn;
Hier wo der Lenz, in keinen Gram ergossen,
Mein Herz mit reger Lust durchflossen,
Sah ich ihn mir erschaffen an.

Bey jedem Schritte, der mich der lieben Gegend näher brachte, die mich hat aufwachsen gesehen, spürte ich aufs neue jene Empfindungen, deren meine frohe Jugend werth war. Dort sah ich einen Berg mit traurigen Birken bewachsen, wo ich so oft die Eklogen des Virgils mit meinen Schulfreunden gelesen; dort erblickte ich die grosse Aue, wo ich so oft mit meiner Spatziergesellschaft dem Abendstern entgehen gegangen; hier bemerkte ich das väterliche Haus — aber ach, was für Bewegungen verursachte mir dieser Blick! Es war für mich ausgestorben, ob es gleich noch bewohnt war. Ich suchte diejenigen Personen in allen Zimmern vergebens, die mir am liebsten auf der Welt gewesen sind. Die Einbildung betrog mich dennoch oft so weit, daß ich glaubte sie noch an denen Oertern anzutreffen, wo ich so oft mit ihnen gesprochen hatte, wo ich so zärtlich

lich war von ihnen umarmet worden, wo ich so manche Wohlthat von ihnen erhalten, wo ich so ruhig, so zufrieden, so sicher, mich in ihrer Gesellschaft gedacht hatte. Ich fühlte noch immer einem geheimen Zug des Herzens nach diesen Oertern, die die Natur und die besten Aeltern für mich so angenehm gemacht hatten.

Wie sehr kam mir alles verändert vor! Jünglinge, die sich mit mir in jugendlichen Spielen ergötzet hatten, waren jetzt Männer und saßen in Bedienungen, oder waren in fremden Ländern zerstreuet, oder waren gestorben, unter denen einer von meinen liebenswürdigsten Freunden war, der mir einst das Leben gerettet hatte. Niemals habe ich so lebhaft den schnellen Ablauf der Zeiten, mein fortrückendes Alter, und die Vergänglichkeit der irdischen Dinge gefühlet, als damals. Hier wo mein Lenz verstrichen war, merkte ich erst überzeugend, daß meine Jahre ihrem Herbste zueileten. Ich besuchte meine Bekannten, die Freunde, die mir mein Vater erworben hatte, und die schon von meiner Kindheit auf meine Wohlthäter gewesen waren; wir umarmten uns mit Freudenthränen, sie wünschten so sehr, mich bey ihnen glücklich zu sehen, sie boten mir ihren Beystand mit der edelmüthigsten Art von der Welt an; sie erzählten mit einer wahren Zärtlichkeit von den Tugenden meines Vaters.

Ich ward traurig, und dennoch hätte ich ihren Umgang um vieles nicht vertauscht. Ich muß

Ihnen sagen, mein Werther, daß die Leute in dieser Gegend viel Güte des Herzens und viel Unschuld haben. Sie wissen wenig von der Klugheit, die man zum Schaden seines Nächsten, und nur zu seinem Eigennutz anwendet; es herrschet in ihrem Wesen eine Offenherzigkeit, die den Zwang frostiger Ceremonien ungern verträgt; sie wissen uns verbindlich zu machen, ohne eine Herrschaft über uns zu verlangen. Glauben Sie nicht, daß mich die Liebe meines Vaterlandes blendet, dieses zu sagen: ich lasse ihm nur Gerechtigkeit wiederfahren, und ich würde mich auf Ihre Empfindung berufen, wenn Sie einige Zeit in dieser glückseligen Gegend wohneten. Die Welt ist überall verderbt, es ist wahr; man findet auch hier häßliche Charaktere; aber sie werden in Ansehung des Ganzen ziemlich unsichtbar, und wenn ich insonderheit Beyspiele einer schönen Freundschaft aufstellen sollte; so würde ich sie vorzüglich in dieser Gegend suchen, wo die Moden kein Theil daran haben.

Ich gehe mit meiner Gesellschaft spaziren: alles erinnert mich an die vorigen Zeiten; ich sehe Bäume, die mit mir aufgewachsen sind: ich sehe die Abbildung meiner Kindheit in den Spielen der scherzenden Jugend; ich höre die Nachtigall singen, und ich glaube noch eben diejenige zu hören, die schon vor zwanzig Jahren mich gerührt hatte. Die vorübergehneden Leute sehen mich aufmerckſam an, sie erkennen mich,

sie

sie sagen sich einander ins Ohr, daß ich es sey; sie kommen auf mich zu, und reichen mir voller Zufriedenheit die Hand. Wie sehr gefällt mir diese ehrliche Einfalt vor allen studierten Complimenten, womit man sich so oft ergebenst hintergeht! Ich konnte mich einer Thräne nicht enthalten, als ich mich unvermuthet von einem ehrwürdigrn Greise umarmen sah, der meinen Aeltern viele Gefälligkeit erwiesen, und den ich schon längst für todt gehalten hatte; einer von denen, die nach unsrem Wunsch niemals sterben sollten. Wir näherten uns einem stillen Haine; und ich erblickte ihn kaum, als ich ganz außerordentlich bewegt ward. Ach was fühlte ich da in meinem aufwallenden Herzen für Gedanken! Hier war es, liebster Freund, wo ich meiner Belinde zuerst das angenehme Bekenntniß entriß, daß sie Zärtlichkeit für mich hägte. Hier war es, wo ich zuerst die Macht der Liebe empfand, wo einst

——— die himmlische Lieb
Unsichtbar stand, in mein Herz die ersten
Empfindungen hauchte,
Und das verlangende Zittern mich lehrte, die
Schöne zu finden,
Die, erschaffen für mich, dies heilige Zittern
auch fühlte.

Ich sonderte mich etwas von meiner Begleitung ab, um meine Verwirrung desto weniger

sehen zu lassen; ich suchte die einsamsten Oerter der Gegend; bald blieb ich stehen, bald gieng ich weiter. Hier ist die Stelle, sprach ich zu mir selbst, wo ich sie so oft belauschte, wann sie in ihrer zärtlichen Tiefsinnigkeit ungesehen und ungehört zu seyn glaubte, wo sie so ungern vor mir floh, wann sie mich ungefähr entdeckt hatte; hier ist die Stelle, wo sie saß und mit einer Thräne, die nur für mich geweint ward, endlich meine Erklärung annahm. O welchen Himmel erschuf sich da nicht mein Herz! Ich setzte mich auf eben die Stelle nieder, und glaubte keine größere Ruhe zu finden, als hier, aber vergebens. Belinde ist nicht mehr! schrie ich, was nützet mir dieser ganze Hain, der nur ein Zeuge meines Verlustes ist? Es überfiel mich eine Schwermuth, die mich verstummt machte; meine Seufzer redeten nur. In diesem Zustande überfiel mich meine Gesellschaft, die mich aufgesucht hatte; ich merkte, daß meine Augen naß waren, und ungeachtet des Zwangs, den ich annahm, bemerkten sie meine Gemüthsbewegung. Sie waren so bescheiden, daß sie sich deswegen nicht neugierig stellten, und sie erwiesen mir auch den Gefallen, daß sie mich mit keiner gezwungenen Fröhlichkeit bestürmten; sie suchten nur meiner Traurigkeit durch muntere Gespräche eine Zerstreuung zu geben. Wir kamen wieder nach Hause. Nach dem Abendessen bat ich meinen großmüthigen Freund, bey

dem

dem ich meinen Aufenthalt hatte, mir einige Stunden Einsamkeit zu lassen, ohne zu glauben, daß ich seiner Gesellschaft überdrüßig wäre. Vielleicht, sagte ich, wann Sie mich meiner Phantasie überlassen, werde ich meiner Niedergeschlagenheit von selbst müde. Allein, ich betrog ihn und mich. Meine Melancholie trieb mich nach dem Kirchhof hin, der nicht weit von da liegt; sie bekam dadurch neue Kräfte. Umschlossen von der schauernden Todesstille besuchte ich mit bebendem Schritte die Ruhestatt meiner liebsten Aeltern. Ich setzte mich zwischen ihre Gräber, und stützte mich mit beyden Armen auf ihre Leichensteine, die von einem fruchtbaren Baume überschattet waren. Gott! in was für wehmüthige Empfindungen zerfloß meine Seele! Ich weinte mich herzlich aus. Sie sind vorüber, sprach ich, die beyden Edlen, meine höchsten irdischen Wohlthäter, die auch in ihrem Tode vereiniget sind, sie sind vorüber vor den Stürmen dieser Welt, und genießen des unsterblichen Lohns ihrer Tugend. Nur mich haben sie in der Unruhe gelassen; nur ich fühle das ganze Schreckliche dieser Trennung. Warum liege ich nicht hier mit ihnen vereint? Warum kann ich nicht ihr Schicksal mit ihnen theilen? Würde doch meinem Herzen der Trost noch einmal gegeben, daß ich sie sehen, daß ich sie sprechen, daß ich ihnen für jede Tugend, die ihren Nachruhm bildet, für jede zärtliche Gesinnung gegen

mich, für jede Wohlthat, Hochachtung und Dank beweisen könnte! Ich hätte ohne Zweifel in diesem Zustande die Mitternacht überwachet, wann mich nicht mein verehrungswürdiger Freund, der mich von ferne beobachtet, nach Hause geholt hätte. Was soll ich Ihnen weiter sagen, mein Werther? Ich blieb noch über acht Tage in G*** und sie verstrichen nicht so traurig, wie dieser. Ich habe mich entschlossen, alle Jahre eine Reise dahin zu thun; denn ich merke wohl, daß dieß mein grösztes Vergnügen in der Welt seyn wird. Wollen Sie nicht einmal mitreisen? Vielleicht erfüllet die Vorsehung meinen Wunsch, daß ich da meine Tage endigen kann: ja, ich hoffe es,

Là, pour couronner ma vie,
La main d'une Parque amie
Filera mon dernier jour.
Là reposera ma cendre.
Là Tyrsis viendra repandre
Les pleurs dûs à notre amour.

Ihr Herz verspricht mirs, daß Sie das thun werden, wenn mich das Grab von Ihnen nimmt. Aber warum schreibe ich Ihnen einen so weitläuftigen und schwermüthigen Brief? Entschuldigen Sie mich. Da ich Ihnen nur sagen wollte, daß ich mein Vaterland gesehen hätte; so stellte mir die Erinnerung dieses alles wieder so lebhaft vor, daß ich ihr gänzlich im Schreiben

ben folgte. Ach, es ist zu angenehm, seine Empfindungen vor einem Freunde auszuschütten, von dem man geliebt wird, und den man so sehr liebet, als ich Sie liebe. ꝛc.ꝛc.

Dritter Brief*.

Von dem Glücke.

Wie! mein Herr, kann ein so vernünftiger Mann, wie Sie, wohl sagen, daß man nur glücklich seyn müsse, um für einen großen Mann gehalten zu werden? Ich gestehe, daß das Glück öfters Handlungen, Werth und Glanz giebt, die ohne seinen Beystand würden in der Dunkelheit vergraben liegen. Ich gebe sogar zu, daß das Glück zuweilen anstatt des Verdienstes dienen, und den Mangel guter Eigenschaften ersetzen könne. Aber bekennen Sie auch, mein Herr, daß dieses sehr selten ist, und daß man es mit Unrecht würde zum Exempel annehmen. Ich weiß, daß der Zufall Dinge gelingen läßt, die die Kunst nicht zu eben der Vollkommenheit bringen würde, und daß es zweymal geschehen ist, daß ein mit Verdruß hingeworfener Pinsel, den

Schaum

*) Von Hrn. von VAVMOVRIER aus den *Lettres de l' Academie Francoise.*

Schaum eines Pferdes und eines Hundes, unvergleichlich gemalet hat. Aber man werfe immer einen Pinsel so lange herum als man will; wird er wohl jemals ein ganzes Pferd bilden, oder einen Hund, an dem nichts fehlt? Lassen Sie uns also sagen, mein Herr, daß es gut sey, um was vollkommenes zu machen, wenn die Kunst und das Glück dabey in Spiele sind, und sich einander die Hand bieten; sonst siehet man nur unvollkommene und mangelhafte Sachen. Ein Soldat kann durch einen ungestümen Muth und durch Hülfe des Zufalls sich hervorthun, und einen grossen Vorzug davon tragen; aber wenn er das Handwerk nicht wohl verstehet, so wird er anstatt ein großer Feldherr zu werden, in beträchtliche Fehler fallen, und bald das Ansehen verlieren, das er sich durch einen Streich des Glückes erworben hatte. Es würde einem Unwissenden noch schwerer fallen, sich in den andern Ständen berühmt zu machen. Würde es wohl ein Staatsmann verdienen, lange in dem Kabinet des Fürsten zu seyn, wenn er weder überhaupt eine Staatskunst verstünde, noch das Interesse der Nationen insbesondere wüßte? Der Fürst würde sehr übel thun, wenn er sich auf ihn verließe, und nicht sähe, daß es im Staatsrath eben so wenig als im Kriege erlaubt ist, oft zu fallen, und daß die ersten Fälle insgemein tödtlich sind. Ich denke auch, daß, wenn das Glück allein einen Menschen ohne Verdienst

zu

zu den höchsten Ehrenstellen erhübe, so würde es, weit gefehlt ihn tugendhaft zu malen, seine Laster nur deutlicher entdecken, wie ungefähr ein Bildhauer eine Statue noch viel kleiner vorstellen würde, als sie in der That wäre, wenn er sie auf die Spitze einer Pyramide setzte. Lassen Sie uns auch gestehen, daß das Glück öfters eben so viel Bosheit und Eigensinn hat, wenn es Leute erhebet, die seine Schmeicheleyen nicht verdienen. Es ziehet ihnen dardurch Spott und Verachtung zu, indem es ihre Fehler in ein gröfferes Licht setzet, wie ich gesagt habe, oder es bereitet ihnen einen desto gefährlichern Fall. Glauben Sie mir, mein Werthester, lassen Sie uns in Ruhe leben, ohne seine Schalkheiten zu fürchten, und ohne seine Wohlthaten zu wünschen. Ich für mein Theil, möchte ihm nicht einmal Ihre Freundschaft schuldig seyn. Ich will sie mir durch meine Dienste erwerben, und mich ihrer durch die Gesinnungen der Ergebenheit und der Ehrerbietung würdig machen, die ich lebenslang für Sie hägen werde: Ich bin ꝛc.

Vierter Brief*).

Von den Wohlthaten.

Ich gestehe, daß die Welt voller Undankbaren ist; aber wissen Sie wohl, mein Herr, daß

*) Von eben demselben.

daß ihre Anzahl nicht so groß scheinen würde, wenn man die wahre Ursache ihrer vorgegebenen Undankbarkeit untersuchte? Wenn wir bis in die Absichten derjenigen dringen, die uns Gutes thun, so entdecken wir öfters Bewegunsgründe darinn, die ihnen nicht vortheilhaft sind, und die uns eben zu keiner großen Erkenntlichkeit verbinden. Derjenige, der mir nur giebt, daß es jederman wissen soll, muß zufrieden seyn, wenn es jederman weiß; er ist nicht mehr berechtiget, etwas anders zu verlangen. Wenn er mir blos hätte die Sorge überlassen wollen, die Wohlthat bekant zu machen, so hätte er Ursache gehabt sich zu beklagen, wenn ich es nicht getreulich gethan hätte. Aber er hat sich deswegen nicht auf mich verlassen wollen, er hat das selbst gethan, was ich thun sollte, ich bin also entladen, und ich brauche nur ruhig zu seyn. Er hat sich selbst bezahlet; wäre es wohl billig, daß ich ihn zum zweytenmale bezahlte? Er kann ja schweigen, wenn er verlangt, daß ich spreche. Ein großer Dichter unserer Zeit drückt diesen Gedanken in zween Versen unvergleichlich aus. Ein König antwortet dem General seiner Armeen, der ihm die wichtigsten Dienste vorwirft, die er ihm geleistet hätte:

Je vous dois mes Etats, j' aime à le publier:
Mais quand je m'en souviens, vous devez
l'oublier.

Was für eine Verbindlichkeit ist man außer dem solchen Leuten schuldig, die es erst bis aufs äußerste ankommen lassen, das zu geben, warum man sie bittet? Nämlich, wann sie nicht mehr können, und keine Kraft mehr haben, die Stürme eines Ungestümen auszuhalten, der sie belagert, und so enge einschließt, daß er sie kaum frey Odem holen läßt. Würden Sie es wohl einem furchtsamen Menschen Dank wissen, der zu gar keiner Großmuth fähig wäre, und der Ihnen nur eine Gefälligkeit erwiesen hätte, weil er nicht beherzt genug gewesen wäre, sie Ihnen abzuschlagen? Die Verschwender haben keine bessere Absichten, als diese schwachen Personen. Das Geld fällt ihnen aus den Händen; sie geben es nicht, sie werfen es gleichsam weg, als ob sie einen Abscheu dafür hätten. Man nennet sie löcherlichte Körbe. Die, welche das aufleſen, was herausfällt, brauchen den Körben keinen Dank zu sagen. Es giebt auch noch Leute, die erst den Unglücklichen das Elend hart verweisen, darinn sie Beystand verlangen. Sie verkaufen die Gewogenheiten, die sie ihnen ertheilen, so theuer, daß man sagen kann, sie schlagen sie mit eben der Hand, womit sie ihnen die Almosen geben. Ich will mich nicht über eine so weitläuftige Materie ausbreiten, wenn ich Ihnen auch einiges Vergnügen erwiese, die Fehler zu erzählen, die man wider die Freygebigkeit, Ihre liebste Tugend, begehet.

Ich will nur noch hinzusetzen, daß die Undankbarkeit als ein Ungeheuer in der bürgerlichen Gesellschaft würde angesehen seyn, wenn sie nicht etwas so gemeines wäre, und wenn wir weniger daran gewohnt wären. Indessen, mein Herr, wenn auch ein Wohlthäter mit schlechter Art gegeben hätte, und sein Geschenk gar so weit verdorben, daß er es mit einer beleidigenden Art machte; so dünket mich doch, daß man nicht unterlassen darf, die Verbindlichkeit zu sagen, die man ihm schuldig sey, wenn man nur ein wenig Ehrlichkeit des Herzens hat. Man muß sogar mit größerm Eifer einem Gläubiger von solcher Gemüthsart seine Schuld abzutragen suchen. Wenn wir keine Gelegenheit dazu finden, so mögen wir uns über das Glück beklagen, wenn wir wollen. Wir mögen ihm seine Ungerechtigkeit verweisen; aber wir müssen niemand Ursache geben, sich über die unsrige zu beklagen. Ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich von einer Materie so viel gesagt habe, darinn Sie mir schöne Lectionen machen könnten. Sie sind darinn Meister, wie in allen Arten der Wissenschaften, und ich würde darinn nicht weniger gerne seyn, als ich bin ꝛc.

Fünf=

Fünfter Brief. *)

Von der Malerey.

Ich weiß nicht, Madame, ob ich Ihnen über die Malerey alle die Erläuterungen werde geben können, die Sie verlangen; doch, bis ich Ihnen das schicken kann, was der Herr Felibien davon geschrieben hat, belieben Sie sich einsweilen mit denen besondern Umständen zu begnügen, die ich neulich in einer Abhandlung anmerkte, welche man mir zu lesen gab. Ich sahe, daß wenn schon die Malerey zur Bequemlichkeit des Lebens nicht nothwendig war, sie dennoch einen sehr alten Ursprung habe. Die Aegyptier rühmten sich, sie verschiedene Jahrhunderte zuvor erfunden zu haben, ehe sie den Griechen noch bekannt war: aber es bleibt darum doch unstreitig, daß die letzteren diese schöne Kunst zu einem Punkt der Vollkommenheit gebracht haben, die man sich kaum einbilden kann. Anfänglich fiel man nur darauf, die Linien um den Schatten eines Menschen zu bezeichnen, und man sagt, daß der erste, der diesen Versuch gemacht, ein Aegyptier mit Namen Philokles gewesen sey. Andere geben vor, daß man diesen Anfang einem Griechen von Corinth, Namens Kleanthes, zu dan-

ken

(* Von eben demselben.

ken habe; ich an meinem Theile, möchte lieber der gemeinen Meynung folgen, welche diesen Ursprung der Liebe zuschreibt. Ich habe sagen gehört, daß ein Liebhaber, der im Begriff war, eine weite Reise zu thun, den Grundriß von dem Gesichte seiner Liebsten nach der Abbildung seines Schattens zeichnete, um einigermassen ein Bild ihrer Züge zu behalten, das den Verdruß ihrer Abwesenheit lindern könnte. Nach der Zeit fieng man an zu malen; aber das geschah nur mit einer einzigen Farbe; darauf gebrauchte man mehrere, und man fand endlich die geriebenen Farben, die verschiedenen Mäßigungen der Farben, die Erhebungen des Lichts, die Uebereinstimmung, die Abwechselung des Lichts und Schattens, die Stellungen, den Contrast, und die Vereinigung der Theile mit ihrem Ganzen.

Man erzählet, daß ein Maler, Namens Simon, der erste gewesen sey, der Grundrisse malte, der die verschiedenen Gestalten des Kopfs ausdrückte, der die Glieder durch Fugen theilte, der die Adern bezeichnete, der das Mittel erfand, eine Kleidung zu malen, und ihre Falten zu ordnen. Ein anderer, mit Namen Paneus, war noch verwägener, er unterstand sich, die berühmte Schlacht bey Marathon zu malen, und war so glücklich, daß er darinn die vornehmsten Feldherren der Athenienser und der Perser kenntlich machte. Apol-

lo-

Iodorus war der geschickteste Maler seiner Zeit; aber Zeuxis übertraf ihn bald hernach, und zog sich die Bewunderung von ganz Griechenland zu. Indessen wagte es doch Parasius wider ihn in die Laufbahn zu treten, und man sagt, daß er den Preis auf eine Art davon trug, welche verdienet, Ihnen erzählt zu werden. Zeuxis hatte Weintrauben so natürlich gemalt, daß die Vögel dahin flogen, daran zu picken: aber Parasius malte einen Vorhang so unvergleichlich, daß ihn Zeuxis selbst wegziehen wollte, um zu sehen, was darunter wäre. Dieses nöthigte ihn, sich für überwunden zu bekennen, und zu sagen, daß es ein weit grösserer Ruhm sey, die Menschen zu betrügen, als die Thiere. Nächst diesen erlangte Apelles einen unsterblichen Ruhm. Alexander besuchte diesen großen Maler öfters. Er sahe ihn gerne arbeiten, und ihm allein gab er die Erlaubniß, sein Bildniß zu malen. Apelles traf so richtig, daß ein geschickter Physionomiste nur seine Gemälde zu sehen brauchte, um von den Personen, die sie vorstellten, richtig zu urtheilen. Sie wissen ohne Zweifel, Madame, was man ehemals von einem Portrait des Alexanders, welches Apelles gemacht hatte, sagte, daß zween Alexander wären, und wenn der Alexander des Philippus unüberwindlich wäre, so sey der Alexander des Apelles unnachahmlich. Mit einem

nem Worte, die Werke der Malerey sind eine Art der Schöpfung, und wenn die Dinge, die sie uns vorstellet, unempfindlich und unbelebet sind, so können wir auch sagen, daß sie zuweilen mehr Annehmlichkeit haben, als die, welche leben. Ich könnte Ihnen noch mehrere Griechen anführen, welche die Malerey berühmt gemacht hat; aber es ist besser, daß ich Sie von dem Wachsthum unterhalte, welchen diese schöne Kunst in dem alten und neuen Italien gehabt. Ich habe gelesen, daß eine vornehme Person aus der berühmten Familie der Fabier sichs für eine Ehre gehalten, den Beynamen eines Malers zu tragen, und daß er selbst im Jahre 450. der Erbauung Roms, den Tempel der Wohlfahrt gemalet habe. Die größten Männer dieser Zeit legten sich auf die Malerey, und das dauerte bis unter die ersten Kaiser. Aber durch eine Veränderung, die bey schönen Sachen nur allzu gewöhnlich ist, ward die Malerey einige Zeit hernach verlaßen, und blieb unter den Ruinen der andern Künste und Wissenschaften vergraben. Sie fieng erst lange Zeit nachher wieder an in Italien zu erscheinen. Der Lehrmeister des Michael Angelo trug viel zu ihrer neuen Erhebung bey, obgleich sein Pinsel noch ziemlich matt und gothisch war, allein sein Schüler ließ ihn bald hinter sich, und erlangte eine allgemeine Hochachtung. Er war besonders in der Zeichnung vortrefflich. Indessen erwarb sich Raphael

phael von Urbino noch mehr Ruhm, als Michael Angelo, und er trieb seine Kunst so weit, daß es scheint, als ob er die Natur in vielen Dingen übertroffen habe. Man bemerket, daß er die Gabe hatte, seinen Figuren alle Annehmlichkeiten zu geben, deren sie nur fähig waren; und je mehr man seine Stücke sieht, desto mehr bewundert man sie. Er hatte den Peter Perugin zum Lehrmeister; aber der Schüler ward unendlich weit geschickter, als der Lehrer. Julius der Römer, Polidorus, Leonard von Vinci, le Gergion, le Titian, Paul von Verona, und Tintoret, traten fast zu einer Zeit auf. Sie haben alle in einigen Theilen der Malerey den Preis gehabt, und einige unter ihnen sind fast in nichts darinn unwissend gewesen. Julius der Römer ist derjenige, dem es unter allen Schülern des Raphaels am besten gelungen ist. Seine Erfindungen waren edel und erhaben; er hatte einen reinen und lauteren Geschmack: er war ein großer Nachahmer der alten, und hatte sie als Muster zum Augenmerk. Seine Wahl der Stellungen war unvergleichlich. Polidor zeichnete sehr gut, und traf die Zusammensetzung vieler Bilder vollkommen schön. Leonard von Vinci war sehr gründlich in der Malerey. Sein Verdienst ist durch einen einzigen Umstand seines Lebens genugsam fest gesetzet. Franciscus der erste ließ ihn nämlich aus Italien kommen, und nachdem er in Frankreich gearbeitet hatte, so

starb er zu Fontaineblau in den Armen dieses Monarchen, der den Tod des geschickten Malers mit seinen Thränen beehrte. Le Gergion war für die Potraits und grossen Werke. Er verstund die Figuren unvergleichlich, und arbeitete seinen Vorwurf mit aller Größe und mit allem möglichen Anstand aus. Le Titian war der größte Coloriste, der jemals gewesen ist. Er verstund die Vertiefungen des Lichts oder Schattens, die Vereinigung und die Einrichtung des Ganzen zusammen, vollkommen. Er malte die Weibspersonen und die Kinder vortrefflich, und er gab ihnen ein gewisses angenehmes, feines und zärtliches Wesen, welches unnachahmlich war. Seine Portraits und Landschaften sind bewundernswerth. Er gab einer jeden Sache die Anlagen, die ihr gemäß und besonders waren. Alle diese großen Eigenschaften erwarben ihm den Namen des göttlichen, nebst sehr ansehnlichen Gütern, und die Freundschaft Karls des fünften. Man sagt, daß die Großen am Hofe dieses Kaisers sich eifersüchtig bezeiget hätten, daß er ihnen le Titian vorzöge, und daß er ihnen gesagt habe: **Es würde ihm nie an Höflingen fehlen, aber er würde nicht allezeit einen Titian haben.** Paul von Verona war zwar nicht sehr regelmäßig, aber die Schönheit seiner Colorit diente den Fehlern seiner Zeichnung zur Schminke. Seine Abbildungen von Frauenzimmern waren sehr anmu-

thig

thig, und er machte die Bekleidung sehr mannigfaltig. Tintoret hatte viel Genie in der Malerey. Er hat vortreffliche Gemälde gemacht, aber er ist besonders in der Colorit unvergleichlich, worinn die Seele der Malerey steckt.

Es giebt noch andere berühmte Maler in Italien, welche entweder Zeitgenossen der vorigen gewesen sind, oder die doch bald auf sie gefolget, als wie die Bossans, Correge, Parmesan, die Carracher, Guide, Albano, Dominican, Poussin, und einige andere. Die Bossans haben die Thiere sehr schön gemalt, und hatten einen sehr guten Geschmack in den Farben. Correge malte mit Anmuth und Leichtigkeit. Er mischte eine Anmuth darein, die seinen Gemälden einen besondern Charakter gab, und durch die geschickte Austheilung des Lichts und Schattens, hatte er das Geheimniß seinen Figuren viel Ründung, Stärke und Erhebung zu geben. Er wußte ein Gemälde auf eine unvergleichliche Art zu führen, und zu endigen, und man bemerket darinn so viel Einheit, daß seine größten Werke scheinen von einerley Farbenbrette gemacht zu seyn. Parmesan trug die Farben sehr gut auf, er war vollkommen in der Erfindung und Zeichnung. Die Annehmlichkeiten verließen ihn niemals, und man kann sagen, daß er alle Eigenschaften eines großen Malers besaß. Die Carracher sind

ebenfalls berühmte Männer in ihrer Kunst gewesen. Ludwig Carrach war in der Zeichnung und in der Wahl der Farben vortrefflich. Hannibal Carrach hatte alle Theile der Malerey in seiner Gewalt, und seine Stücke hatten ein Ansehen der Größe, wozu wenig andere kommen. Augustin Carrach gab an Geschicklichkeit seinem Bruder Hannibal nichts nach, und er hatte einen natürlichen Sohn, Namens Anton, der sie alle würde übertroffen haben, wenn er am Leben geblieben wäre. Guide, indem er die Gemälde Albrecht Dürers, nach seiner Art wieder herstellte, hat mehr Geld erworben, und mehr Ansehen erlangt, als ein großer Theil derjenigen, die vor ihm gewesen waren, und die nach ihm gefolgt sind. Dominican ersetzte durch seine große Arbeit die wenige Fähigkeit, die er zur Malerey hatte, und machte sie darinn sehr geschickt. Der berühmte Poußin hat die schönsten Statuen des Alterthums wieder aufleben lassen; er wußte, daß sie eine sichere Vorschrift für die schönen Werke sind, er war auch in Landschaften vortrefflich, und sein Baumschlag ist unvergleichlich.

Außer diesen großen Malern, die in Italien geblühet haben, waren noch andere sehr geschickte in verschiedenen Theilen von Europa. Albrecht Dürer in Deutschland, Holbein in der Schweitz, Lucas in Holand, in Flandern Ruben, der geschickteste unter allen Malern in

der

der Austheilung des Lichts, in der Kunst, die Leidenschaften der Seele auszudrücken. Van Dick, sein Schüler, verstand sich sehr auf galante Gemälde, und es sind noch andere grosse Maler gewesen, von denen man sagen kann, daß ihre Namen niemals sterben werden.

Unterdessen ist diese unvergleichliche Kunst, die todte Sachen belebet, gegenwärtig fast überall versäumet, ausgenommen in Frankreich. Es scheinet, daß sie sich nebst den andern Künsten und Wissenschaften unter den Schutz des grossen Königs begeben habe. Der Herr le Brun hat sie schon in eine solche Vollkommenheit gesetzet, daß wir vielleicht dem alten Griechenlande und dem neuen Italien gleich kommen werden. Sie wissen, wie hoch man seine Gemälde schätzet. Sie haben auch einige von dem Hern. Mignard gesehen, und ich zweifle nicht, daß die Kenner, die sie Ihnen gezeigt, Ihnen den Werth derselben besser vor Augen gelegt haben, als ich würde sagen können. Also will ich auch nicht weiter davon reden, Madame, und ich will einen Brief schließen, der schon allzulang ist. Sie würden mir darüber gewiß Verweise geben, wenn Sie mich nicht genöthiget hätten, in dieser Materie weitläuftig zu seyn, und wenn ich nicht so schlechterdings Ihr ergebenster Diener wäre, als ich bin.

Sechster Brief *).

Eine kurze Beschreibung von China.

Worüber Sie mich fragen, mein Herr, davon will ich Ihnen nur das antworten, was glaubenswürdige Leute erzählen. China ist eben so groß, als ganz Europa, und ein Kaiser dieses Landes, als er die Schatzung des gemeinen Volks vorgenommen, fand ungefähr sechzig Millionen Menschen, darinn noch nicht die Verschnittenen, die Soldaten und die Gelehrten mit begriffen waren. Dieses große Land ist voller schönen Städte; und Nankin, die Hauptstadt einer Provinz gleiches Namens, war ehemals so groß, daß ein Mensch zu Pferde ihre Mauren kaum ein zween Tagen umreiten konnte. Man brachte unlängst einen jungen Indianer daher, welcher die Ehre hatte, dem König zu Versailles die Aufwartung zu machen. Er war mit einem reichen Unterkleide von goldenem Brocad mit blauem Grunde, und Figuren von Drachen gekleidet, und ein fürchterlicher Kopf war auf jedem Aermel abgebildet. Er trug darüber eine Art eines Rocks von grüner Seide. Der König ließ ihm etwas zu essen geben, um zu sehen, ob die Chineser bey Tische auch so rein-

*) Von eben demselben.

reinlich wären, als man sagt. Der Indianer ward nicht verwirret, und bediente sich mit einer unvergleichlichen Geschicklichkeit zweyer kleinen Stäbe von Elfenbein, die er in der rechten Hand zwischen zween Fingern hielt. Er hatte viele Seltenheiten aus seinem Lande mitgebracht, und verschiedene Portraits auf chinesischem Taffet. Man sahe unter andern dabey das Portrait von dem Weltweisen Confucius, der ehemals unter den Chinesern das war, was Aristoteles hernach unter den Griechen gewesen ist. Die Mandarinen und die Lehrer, waren mit Rosenkränzen gemalt, denn das ist vielleicht die Mode der Chineser, so wie bey den Türken, bey einem jeden Korn zu sagen, Gott, erbarme dich unser.

Was die Sprache und die Schrift der Chineser betrifft, so würde ich Ihnen tausend besondere Sachen davon sagen können. Ihre Dinte ist diejenige, welche wir chinesische Dinte zu nennen pflegen. Ein langer Pinsel dient ihnen statt der Feder; sie schreiben von oben herunter, und ihre Linien sind perpendicular. Zu einem Worte braucht man nur einen Buchstaben. Ihr Alphabet ist aus mehr als achtzig tausend verschiedenen Buchstaben zusammengesetzt, dergestalt, daß man wohl dreyßig Jahre nöthig hat, um lesen zu lernen, und um den Begriff und die Bedeutungen dieser verschiedenen Charaktere zu behalten. Man irret

sich niemals im Lesen wegen der Verschiedenheit dieser Charaktere, aber man muß so sprechen, als wenn man sänge, um die verschiedenen Bedeutungen durch die Verschiedenheit der Accente und Töne der Stimme, zu bezeichnen.

Sie wissen, daß die Chineser abgöttisch sind, daß die Sonne, der Mond und die Sterne ihre vornehmsten Gottheiten sind; aber Sie werden es sehr seltsam finden, daß sie auch den Teufel anbeten, damit er sie in Ruhe leben lasse. Sie setzen sein Bild auf das Vordertheil ihrer Schiffe, und die meisten Leute tragen es gar auf ihren Kleidern, so wie ich Ihnen gesagt habe, daß fürchterliche Köpfe oben an den Aermeln des Indianers sassen. Sie haben eine besondere Ehrfurcht vor einem Götzenbilde mit drey Köpfen, welches ihre drey grossen Philosophen vorstellet, den **Confucius**, **Kekiam** und **Tanzu**. Sie hägen die Meynung des Pythagoras von der Seelenwanderung. Sie haben viele große Schulen, und eine so grosse Menge Hospitäler, daß man keine Bettler unter ihnen siehet. Ihre Priester sind schwarz gekleidet. Sie haben Mönche, Nonnen, Einsiedler, und gar gewisse Berge, welche sie für heilig ausgeben, und wohin sie Wallfahrten anstellen. Die Tage des jungen Lichts und Vollmonds sind ihre Festtage, und der vornehmste ist im Neumond des Februars, weil dieses ihr Neujahrstag ist. Der Geburtstag des Kaisers ist ebenfalls sehr feyer-

lich-

lich, und jedermann feyert seinen eigenen Geburtstag. Sie haben gar keine Kenntniß von dem Guten oder Bösen der andern Welt, und sie unterlassen doch indessen nicht, ihre Verwandten mit vielen Keremonien zu begraben. Wenn sich Finsternisse ereignen, so glauben sie, daß ihre Götter wider sie erzürnt seyn.

Weiter will ich Ihnen jetzt nichts sagen, mein Herr. Wenn sie so neugierig sind, etwas weitläuftigeres zu lesen, so will ich Ihnen eine Beschreibung schicken, die mir neulich ein Freund geliehen hat. Leben Sie wohl; ich bin ganz der Ihrige ꝛc.

Siebenter Brief *).

Mein Herr,

Sie haben nunmehr lange schon keine Briefe und Nachrichten von mir bekommen. Mein letztes Schreiben werden Sie aus Quebec erhalten haben, und ich glaube, daß es schon etliche Jahre sind, daß ich es geschrieben habe. Wenn ich nicht wüßte, wie edel Ihr Herz gegen mich gesinnet ist; so würde ich glauben, Sie

*) Bremische Beyträge zum Vergn. des Verstand. und Witzes I. B. S. 70.

hätten schon lange um mich ausgetrauert, und mich vergessen. Die Gedanken, daß ich Ihnen immer noch zuweilen werde eingefallen seyn, sind so angenehm, daß ich mich beständig mit denselben unterhalte. Ich befinde mich jetzt in Martinique, und meinem Vergnügen fehlt weiter nichts, als daß ich nicht bey Ihnen seyn und Sie umarmen kann. Doch ich hoffe bald so glücklich zu werden, indem ich nur auf ein französisches Schiff warte, um darauf nach Frankreich, und von dar nach Hamburg abzugehen. Unterdessen ist es eine von meinen anmuthigsten Beschäfftigungen, die ich mit meiner kleinen Amerikanerinn habe, daß ich von Ihnen und Ihren liebenswürdigen Eigenschaften rede. Ich mache mir eine angenehme Vorstellung davon, wie Sie erstaunen werden, wenn Sie mit Ihren Augen in meinem Briefe hieher werden gekommen seyn. Vielleicht lesen Sie diese Zeilen noch einmal, sich zu überzeugen, daß Sie recht gelesen haben. Vergeben Sie mir, wenn ich meiner Eigenliebe zu viel schmeichle. Wie gern wäre ich zugegen, Ihre Augen zu sehen, wenn es an dem ist, daß sich die Gedanken in den Augen abbilden! Ich könnte die Fragen errathen, die Sie innerlich der kleinen Amerikanerinn wegen thun werden. Wenn Sie sich eine irrige Vorstellung von ihr machten, so könnte ich Ihnen mit einem größern Vergnügen sagen, daß sie keine Schöne aus Canada

oder Neufrankreich wäre. Ohne Zweifel wird hier Ihre Verwunderung noch größer werden. Sie fangen wohl gar an zu vermuthen, daß ich in der Zeit, da ich nicht an Sie geschrieben, einen kleinen Roman ausgesonnen habe, Sie damit zu belustigen. Sollten Sie mir keinen völligen Glauben beymessen; so hoffe ich, daß Ihre Zweifel aufhören werden, wenn Sie mich mit meiner artigen Wilden in Hamburg erblicken werden.

Ohne Zweifel, werden Sie denken, müßen sich diese Zufälle von einer Reise und Schifffahrt anfangen. Auf der See wird sich nahe an einer Insel ein grausamer Sturm erhoben, das Schiff zertrümmert, und diejenigen, welche sich darauf befanden, an ein fremdes Land geworfen haben. Was die Reise und Schifffahrt betrifft; so irren Sie sich in Ihren Gedanken nicht. Was aber den Sturm anbelangt; so hätte freylich ein so großes Unglück vor dem großen Glücke, welches mir wiederfahren ist, vorhergehen sollen. Allein die Sturmwinde und Ungewitter sind nicht mehr so gewöhnlich, als vordem, da sie in einer jeden Nachricht die Leser in Furcht setzten, Schiffbruch zu leiden.

Das Schiff, auf welches ich mich begeben hatte, segelte aus dem Nordmeere in die Südsee nach den salomonischen Inseln. Die Winde hatten, wie gesagt, nicht so viel Gefälligkeit

gegen mich, daß sie mir eine Gelegenheit verschafften, wo ich den Schiffern bey der nahen Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden, meine Standhaftigkeit hätte zeigen, und einen Ruch einsprechen können. Das Wetter war uns beständig günstig; endlich fiengen wir an, Mangel an frischem Wasser zu leiden, denn an etwas mußte es uns doch fehlen. Wir warfen vor der Insel Kalifornien Anker, welche groß, und den Europäern wohl dem Namen, aber nicht ihrer innerlichen Beschaffenheit nach bekannt ist. Wir stiegen in den Haven de la Conception an das Land, unsere Tonnen mit frischem Wasser zu füllen. Ich war viel zu ehrgeizig, als daß ich den englischen Admiral Draken in dem ruhigen Besitze des Ruhmes lassen sollen, daß nur er von dieser Insel die beste Kundschaft eingezogen hätte. Wenigstens trieb mich die Neubegier darzu an. Ich ritt daher tiefer in das Land hinein. Ich schweifte eine lange Zeit hin und her, und verirrte mich darüber dergestalt, daß ich den Weg zum Ufer nicht wieder finden konnte. Ich erreichte dasselbe erst in einigen Tagen, binnen welchen mich die Hamadryaden hatten erhalten müßen. Das Schicksal hatte gewollt, daß ich, nur die ängstliche Philosophie ausgenommen, ein andrer Cleveland werden sollen. Das Schiff war unter Seegel gegangen; man hatte mir die Nachricht zurückgelassen, daß es meinetwegen noch zween

Tage

Tage vor Anker gelegen, bis man endlich an meiner Zurückkunft gezweifelt und befürchtet hatte, den guten Wind zu verlieren. Man hatte mir aber doch Lebensmittel und Pulver zurückgelassen. Nunmehr war ich hier König und Unterthan. Doch dieses Glück hätte ich manchem herrschsüchtigen Prinzen wünschen und gönnen wollen, ohne ihn darum zu beneiden. Ich wünschte, daß ich Quebec niemals verlassen haben möchte. Was sollte ich thun? Sollte ich am Ufer auf Schiffe warten? Diese Hoffnung war sehr ungewiß, weil die europäischen Schiffe nicht allzuoft dahin kommen, wo sie keine große Schätze wegführen können. Ich faßte daher den königlichen Entschluß, mich in meinen Reichen umzusehen.

Wenn Ihnen nicht schon tausend Wege bekannt wären, in unbekannte Länder zu gelangen; so würde ich Ihnen eine weitläuftige und wunderbare Erzählung machen, wie ich endlich auf ein grosses Gebirge, und von demselben in ein unbekanntes, aber doch bewohntes, Land gekommen wäre. Die Einwohner hatten mich auf diesen Bergen, wo sie gejagt, schlafend gefunden, und mich also in ihre Wohnungen gebracht. Sie waren so scharfsinnig, als die Sternseher, gewesen, welche aus der Aehnlichkeit eines andern Planeten mit unsrer Erde folgern, er werde wohl auch eine Erde seyn; denn sie hatten aus der Gleichheit meiner Gestalt mit der ihrigen ge-

schlossen, daß ich wohl keine andere Kreatur, als sie selbst, seyn möchte. Ich wunderte mich im Anfange, daß ich mich unter Menschen befand, die mich so wenig verstunden, als ich ihre Reden begreifen konnte. Dennoch aber freute ich mich, in menschlicher Gesellschaft zu seyn. Wie gern legte ich nicht die Krone ab, die ich mir in meinen Gedanken vorher aufgesetzet hatte! Ich fühlte mich von einer überausgrossen Bürde befreyet, da mir zumal von allen ungemein liebreich und freundschaftlich begegnet wurde. Obgleich viele Verfasser von Nachrichten so bequem und nachläßig sind, daß sie von fremden Völkern, unter welchen sie sich eine Zeitlang aufgehalten haben, weiter nichts als ihre Wohnungen oder einige Grabschriften von ihren Kirchhöfen beschreiben; so will ich diese Geschichtschreiber doch in diesem Stücke nicht nachahmen. Ich kann Sie, mein Herr, von wichtigern Sachen, als von den Thoren der Hauptstädte, oder den besten Wirthshäusern darinnen, unterhalten. Die Einwohner und Einwohnerinnen dieses Landes sind so beschaffen, als man es wünschen kann.

Ich pflege dieses Land das amerikanische Arkadien zu nennen. Die hiesigen Schönen gehen auch fast wie die Schäferinnen gekleidet; denn sie tragen Schäferhüte, und an ihren Festtagen, Blumenkränze. Sagen Sie doch dieses einigen Dichtern; vielleicht begiebt sich eine Colonie von Tibullen und Properzen auf diese Insel. Das

erste-

erstemal, da Sie mich wieder sehen werden, sollen Sie mich in der Kleidung eines Kaliforniers und meine kleine Wilde in eben der Tracht erblicken. Was die Gemüthsbeschaffenheiten der Einwohner betrifft, so werden Sie dieselben sowohl aus dem Verfolge meiner Geschichte, als aus den mündlichen Unterredungen mit meiner Naide mehr kennen lernen. Ich erlernte die kalifornische Sprache in einigen Monaten. Meine zärtliche Naide machte sie mir desto leichter, je schneller und begieriger man dasjenige faßt und behält, was man aus einem schönen Munde hört. So bald ich diese Sprache nur ein wenig verstund; so hielt ich mich für weit gelehrter, als einer, der Armenisch reden und Aethiopisch buchstabiren kann; denn ich konnte nunmehr die schönen Gespräche meiner Kalifornierinn empfinden. Zum Beweise will ich Ihnen einige Wörter übersetzen. Tanley zaare Mally heißt in unsrer Sprache so viel, als einander zärtlich lieben. Der kalifornische Ausdruck ist stärker, als der deutsche. Seinem Ursprunge nach sagt er so viel, als durch ein gerechtes Lob, und durch einen redlichen Tadel einander seine Hochachtung bezeigen; da hingegen im Deutschen, einander zärtlich lieben, oft so viel heißt, als einander unverschämt schmeicheln. Der kalifornische Ausdruck wird sowohl von der Liebe zwischen rechtschaffenen Freunden, als von der Zärtlichkeit eines Liebhabers und einer Geliebten gegen einander gebraucht.

braucht. Malitly heißt eine Frau und zwar in dem alten und nur noch hie und da üblichen Verstande des deutschen Worts. Seiner Ableitung nach bedeutet das kalifornische Wort eine Freundinn und Gehülfinn, welche sich alle nur ersinnliche Mühe giebt, ihren Mann zufrieden und vergnügt zu machen, da jetzt das Wort Frau im Deutschen nichts anders als eine Köchinn, oder wohl gar eine Magd, oder auch eine Furie heißt, welche sich bestrebt, ihrem Manne das Leben verdrüßlich und verhaßt zu machen. Wenn ein Kalifornier seine Geliebte auf das zärtlichste und ehrerbietigste liebt, und ihr solches durch zärtliche Namen bezeugen will; so nennt er sie seine Frau, wenn gleich die Ehe noch nicht vollzogen worden ist. Eben diese Anmerkung hat bey dem Worte Naatem statt, welches einen Mann bedeutet. Ich will es bey der Uebersetzung dieser Worte bewenden lassen. Wenn Sie glauben, ich wüßte keine Wörter mehr, als diese; so werde ich dabey nichts einbüßen, da es Leute giebt, die nicht mehr Wörter aus fremden Ländern mitbringen, und sich noch mehr, als ich, mit denselben wissen. Da ich Ihnen nun einmal keine vollständige Reisebeschreibung machen will; so werde ich Ihnen nur von einer der merkwürdigsten Gewohnheiten in diesem Lande Nachricht geben, welche Ihrer Verwunderung noch am würdigsten ist. Erinnern Sie sich, wie schwer es in Deutschland ist, ein Frauenzimmer zu küßen. Wie viele

Besuche, Complimente, Schmeicheleyen und Lieder müßen nicht die jungen Herren bey uns vergebens machen, ehe sie sich dieses Glückes rühmen können. Wie würden sie nicht wünschen, hier zu seyn, wenn sie wüßten, daß man hier nichts weiter braucht, ein Frauenzimmer zu küßen, als daß man es kennt! Diese Küsse sind zwar nicht feuriger, als diejenigen, welche in Deutschland in den meisten Ehen gegeben werden; unterdessen sind es doch Küsse. Doch ich würde Ihnen dieses nicht als etwas so gar besonderes erzählen, da Sie Länder kennen, wo die Küsse sehr gewöhnlich sind, wenn nicht der Ursprung dieser Gewohnheit besonders wäre. Unterdessen kam sie mir im Anfange etwas fremd vor. Vornehmlich war ich unruhig, wenn meine Naide, die Tochter desjenigen, welcher mich in sein Haus aufgenommen hatte, geküßt wurde. Denn ich hatte mich selbst noch nicht unterstanden, solches zu thun. Sie mein Herr kennen die Liebe. War solches nicht ein Anfang darzu? Fängt sie nicht mit einer Schüchternheit und kleinen Eifersucht an? Nicht lange darauf ward ich auch ein Poet, und welches ich nicht vergessen darf, in kalifornischer Sprache. Ich will es Ihnen doch ins Deutsche übersetzen.

Was stört die angenehme Stille,
Daß sie aus meiner Brust entflieht?

Was

Was sucht der unzufriedne Wille,
Den keine Lust mehr an sich zieht?
Mein Blut wallt schneller aus dem Herzen.
Mit solcher Unruh schlug es nie.
Was fühl ich nicht! Ich fühle Schmerzen,
Und mit Vergnügen fühl ich sie.

Das Schönste kann mich nicht entzücken,
Das durch Naiden nicht gefällt.
An allem werd ich was erblicken,
Was meine Traurigkeit erhält.
Wie schön seyd ihr, ihr Gegenstände,
Woran mein Blick ihr Bildniß sieht!
Doch ihr macht meiner Lust ein Ende,
Wenn ihr mir neidisch dies entzieht.

Ihr reizt mich nicht, ihr stolzen Rosen,
Selbst in der angenehmsten Pracht.
Wenn euch der West, euch liebzukosen,
Durch seinen Kuß noch röther macht;
Allein wenn ihr, von ihr gebrochen,
Auf ihrer Brust erblaßt und sterbt:
So seyd ihr schnell an mir gerochen,
Weil ihr euch meinen Neid erwerbt.

Ich wünsche nichts, als sie zu sehen;
Doch wenn sie freundlich mit mir spricht:
So bleib ich schüchtern vor ihr stehen,
Und meine Blicke sehn sie nicht.

Die

Die Augen schlag ich furchtsam nieder.
Kaum irren sie noch seitwärts hin.
Ich werde blaß, ich glühe wieder,
Und weiß nicht, daß ich zärtlich bin.

Wie sehn ich mich, mit ihr zu sprechen!
Doch wenn sie redet; schweig ich still.
Was muß die Neigung unterbrechen,
Wenn ich ihr etwas sagen will?
Der Gott der Liebe sey mein Zeuge!
Aus bloßer Ehrfurcht red' ich nicht.
Doch wenn ich ihr zu Ehren schweige,
Warum entfärbt sich ihr Gesicht?

Wenn sie so viele Lippen küssen,
Erwacht in meiner Brust der Neid.
Naide soll die Klagen wissen,
Denn ich verlängre nur mein Leid.
Soll sich mein Herz noch nicht erklären,
Das Lieb und Zärtlichkeit gerührt?
Sie kann mir meine Ruh gewähren,
Die mir manch heimlich Ach entführt.

Ich veranstaltete es so, daß Naide dieses Gedicht finden mußte; allein ich erhielt keine Antwort darauf. Dennoch ward ich durch der andern Beyspiel so kühn gemacht, sie zu küssen. Sie verwehrte mir solches nicht. Ich küßte sie oft; denn Sie wissen, wie gern man küßt. Allein darüber verlohr ich die freundlichen und leb-

haf-

haften Unterredungen, welche Naide vorher mit mir gehalten hatte. Endlich floh sie mich sogar. Gleichwohl wußte ich nicht, womit ich sie beleidiget; da ich kein andres Frauenzimmer angesehen und geküßt hatte. Ich verwunderte mich darüber, und ich war in grosser Angst, bis ich es erfuhr. Sie hatte meiner Bescheidenheit wegen einige Neigung auf mich geworfen. Als aber meine Liebe, und ihre Schönheit den einzigen Inhalt meiner Gespräche mit ihr abgaben; als ich sie immer zu küssen verlangte: so hatte sie geglaubt, ich wäre entweder ein Schmeichler oder kaltsinnig geworden. Denn die Begierde, zu küssen, ist in diesem Lande kein Kennzeichen einer zärtlichen Liebe, weil das Frauenzimmer sich überredet, daß sie der Anfang zur Verachtung ihrer Person sey. Die Küsse, die alsdann die Liebhaber von Ihnen erhalten, sind Merkmale des Unwillens und des Kaltsinns, oder wenigstens nichts bedeutende Complimente. Können Sie wohl glauben, daß ein Stutzer an diesem wunderbaren Lehrgebäude Ursache ist? Vor hundert Jahren ist hier eine in klugen Augen so lächerliche Art zu lieben gewesen, daß ich mich auf kein Land in Europa besinnen könnte, welches so wunderliche Gebräuche hätte. Die einzige Beschäfftigung der Kalifornierinnen war, vor dem Nachttische mit einer ängstlichen Sorgfalt jeden Morgen Bänder auszusuchen, welche sie wieder weglegen wollten; vor den Spiegel zu treten,

um

um über ein Blätterchen zu erblassen; auf neue Gebärden zu sinnen, welche den bewundernden Ausruf der jungen Herren verursachten, und auf sonderbare Bewegungen mit ihren Fliegenklatschen zu studieren, worüber die Stutzer seufzen müßten. Sie müssen wissen, daß die Fliegenklatschen hier wegen der Menge der Fliegen die Stelle der Fächer vertreten; das Frauenzimmer trägt sie auch im Winter, wenn es gleich keine Fliegen mehr giebt. Die Stutzer müssen wohl eine besondere Gattung von Leuten gewesen seyn. Ihre einzige Sorge ist gewesen, daß sie ihren Sklaven gefragt, wie ihnen der Bund und Schurz lasse, und daß sie nach dem taktmäßigen Klange gewisser Schellen sich bücken, gehen, und springen gelernt. Vor diesen Leuten suchten die Schönen auf alle mögliche Art ihre Reizungen sichtbar zu machen, um ein großes Gefolge von Anbetern und Liebhabern nach sich zuziehen. Gleichwohl wußten sie sich in allen Gesellschaften ein so majestätisches und strenges Ansehen zu geben, als ob ihnen alle Mannspersonen gleichgültig wären. Vielleicht haben auch einige Kalifornierinnen die Stutzer verachtet, weil sie mit sich allein zufrieden genug gewesen. Ein Stutzer mußte lange Zeit mit ihnen umgegangen seyn, ehe sie ihm ihre Hand erlaubten. Sie zogen sie mit einem spröden Unwillen zurück, wenn er sie küssen wollte. Sie ließen den Handkuß nicht eher zu, als bis sie wegen ihrer Strenge in Gefahr waren, einen

Anbeter zu verlieren. Je mehr ein Stuzer vor ihrer Schönheit und Artigkeit und von seiner Ehrfurcht und Unterthänigkeit redete; für desto zärtlicher ward er gehalten. Am liebenswürdigsten war er, wenn seine Halbstiefel am kostbarsten mit Edelgesteinen besetzt waren, und sein Schurz die Schürze anderer jungen Herren an Pracht übertraf. Am zärtlichsten war er alsdann, wenn er seiner Göttinn einen Schäferhut mit vielen ausgesuchten Bändern und ein neues Kleid schenkte, welches er alsdann erst bezahlen konnte, wenn er in die Jahre kam, wo es ihn gereuete. Das Frauenzimmer war bald, wie die Richter, bey welchen die das beste Recht haben, welche die besten Geschenke geben. Im übrigen hatten die jungen Herren solche Grundsätze in ihrer Aufführung gegen das Frauenzimmer, welche beyden nicht die größte Ehre machen. Um diese Zeit war ein kalifornischer Baron sehr berühmt. So viel sagt etwa das kalifornische Wort Yualiba im Deutschen. Er hatte eine so angenehme Gestalt, daß man leicht hätte glauben sollen, er müßte den meisten Verstand haben. Seine Einsicht in die Wissenschaft des Wortgepränges war so gründlich, daß er zehn Worte sagen konnte, unter welchen nur eins nöthig war. Er konnte in einer Stunde tausend Dinge reden, welchen allen sein Herz widersprach, ohne die Augen ein einzigesmal dabey niederzuschlagen. Sein größtes Verdienst aber war wohl dieses, daß sein Schnei-

der

der seinen Schurz am besten schneiden, und er ihn am besten tragen konnte. Alle seine Schmeicheleyen waren übertrieben, und unnatürlich. Er sagte sie aber dem Frauenzimmer mit einer so zärtlichen und überredenden Miene vor, daß es nicht ungehalten darüber werden konnte. Fiel ja einigen Schönen ihre Sterblichkeit ungefähr ein, wenn er sie seine Göttinn hieß: so thaten sie ihm doch weiter nichts, als daß sie ihn einen kleinen losen Yualiba hießen, und ihm mit ihrer Fliegenklatsche einen sanften Schlag gaben. Er war galant genug, mit den Eichhörnchen, welche die Frauenzimmer statt der Schooßhündchen haben, zu reden und ihre Sprache zu verstehen. Es war ein großes Verdienst bey dem Frauenzimmer, wenn er diesen Thierchen Zuckerrohr oder Nüsse mitbrachte. Man hat noch einige Trauerreden auf Eichhörnchen unter den Werken des Tomzua und Giluali, welche ungefähr der Kalifornier Regniec und Boileau gewesen seyn mögen. Diese Reden sind überaus ironisch, und mir sehr nützlich gewesen, die damaligen lächerlichen Gewohnheiten dieses Landes zu erkennen. Der Yualiba bezauberte auch das Frauenzimmer durch seine Liebesbriefe und Verse. Um diese Zeit ist ein Poet berühmt gewesen, welcher öffentlich gesagt hat, der Baron sey ihm wenigstens für zehn Gedichte die Bezahlung schuldig geblieben. Man hat noch einige Lieder an verschiedene Schönen von

ihm. Sie sind aber so schlecht, daß man ungewiß ist, ob sie der Poet so schlecht gemacht, oder ob der Yualiba im Abschreiben so viele Fehler in dieselben gebracht hat. Es ist jetzt wirklich unter den Kalifornischen Kunstrichtern ein großer Streit darüber. Einige sind wider den Poeten, und behaupten, daß er ein schlechter Dichter gewesen, und sie führen zur Ursache an, daß Gonzaba, Thyamley, und Rajacouli, drey große damalige Dichter, vor ihm nicht hätten bekannt werden können. Dieser Steit ist so weitläuftig und hitzig geworden, daß man, als ich abreiste, in allen Gesellschaften, große Wetten that, sie würden einander bald schimpfen. Doch ich muß mich von meinem Yualiba nicht verlieren. Die Macht des jungen Herrn war so hoch gestiegen, daß sich die größte Spröde vor seiner kostbaren Leibbinde nicht mehr beschützen konnte. Das Frauenzimmer ließ sich an seiner Hand in die Lustwälder und öffentlichen Kampfjagden führen. Er durfte mit ihnen spielen, und sie küssen, auf welche Gefälligkeiten sie einen großen Zoll von Schmeicheleyen, Geschenken, Versen und Liebesbriefen gelegt hatten. Niemand konnte ihn so gut, als dieser Yualiba, abtragen. So weit er seine Eroberungen auch schon getrieben hatte; so war er dennoch so hochmüthig, daß er sie noch weiter treiben wollte. Er beschloß endlich, sich aller Herzen des Frauenzimmers auf einmal zu bemächtigen. Die Personen unsers Geschlechts

tragen hier viereckichte Mützen, welche beynahe den Turbanen gleichen. Auf diesen haben sie hohe und schöne Federbüsche. Seinen Vorsatz glücklich auszuführen, hatte er den Einfall, sich auf jede Seite seiner Mütze einen Pfauenschweif machen zu lassen. Gleich darauf machte er in diesem Aufzuge seine Aufwartung bey dem schönen Geschlechte. Seine Kriegslist gieng ihm vortrefflich von statten. Es war fast keine Schönheit in der ganzen Stadt mehr, welche nicht durch die Pfauenschweife unglücklich geworden wäre. Alle Schönen verlohren ihre Freyheit, sie seufzten, und wünschten nichts, als von dem Barone mit den vier Pfauenschweifen geliebt zu werden. Alle Fenster in allen Straßen wurden aufgeschlagen, den jungen Herrn in dieser Tracht zu sehen, wenn er vorbey gieng. Dieser Einfall ward mit allgemeinem Beyfalle erhoben, weil die Erfindung unvermuthet, fremd, und wie das Frauenzimmer sagte, gar zu allerliebst wäre. Seinetwegen entstund unter den Schönen eine allgemeine Erbitterung und Eifersucht. Dieses Glück machte den Baron übermüthig. Er fieng an, mit dem artigen Geschlechte verächtlich umzugehen, und über sie zu spotten. Er rühmte sich in allen Gesellschaften ungescheut mit den Gefälligkeiten des Frauenzimmers. Bald wollte er ganz früh eine Gräfinn im Nachtkleide gesehen, bald mit einem Fräulein allein gespeiset, bald eine Prinzeßinn geküßt haben, und bey der Statthalterinn

spät in die Nacht hinein geblieben seyn. Er war so gar so verwägen, daß er überall sagte, er wollte es noch so weit bringen, daß ihn das Frauenzimmer öffentlich küssen sollte; er würde nicht so thöricht seyn, eine von diesen Schönen allein und beständig zu lieben, da er sie durch eine neue Mode ganz außer sich bringen, und sie alle zur Liebe zwingen könnte; sie glaubten ihm ja den Augenblick, wenn er ihnen bey den Eichhörnchen und Drachen, welches die galantesten Flüche in Kalifornien sind, betheuerte, daß sie schön wären. Seine Unbesonnenheit war ein naher Vorbote seines Falles. Sie können leicht denken, mein Herr, daß die andern Stutzer grausam böse auf den Yualiba gewesen, da er sie von allen Nachttischen, aus allen Besuchstuben, und folglich von allen schönen Händen verdrängt hatte. Diese suchten also nur Gelegenheit, ihn zu demüthigen. Sie waren Verräther, und hinterbrachten dem Frauenzimmer alles, was der Yualiba nachtheiliges von ihnen sprach. Aufgefangene Briefe von dem Barone überführten das Frauenzimmer noch mehr von der Wahrheit der Nachrichten, die es im Anfange noch nicht glauben wollte. Ob die Schönen gleich gern liebten, so waren sie doch ehrgeizig genug, zu wünschen, daß die Welt nicht wissen möchte, daß sie verliebt wären. Sie wurden also ein wenig wider den Baron aufgebracht. Dennoch wäre er vor ihrem endlichen Zorne sicher gewesen,

sen, wenn er den Einfall gehabt hätte, zwo solche Mützen zu tragen. So aber war er sicher, und alles, was er that, war eine Beleidigung des schönen Geschlechts. Besonders brachte er die Statthalterinn sehr wider sich auf. Dieser Dame hatte der Pfauenschweif so wohl gefallen, daß sie sich um den Hals herum an ihrem Kleide Pfauenschweife hatte setzen lassen. Der Baron, welcher sich einbildete, allein das Recht zu haben, Pfauenschweife zu tragen, spottete darüber, und ließ anzügliche Verse darauf verfertigen. Er erzählte auch öffentlich von ihr: Er sey einmal zu ihr gekommen, als sie gleich Mittagsruhe halten wollen, und da habe sie ihrem Kammermädchen einen Wink gegeben, hinwegzugehen, damit er freyer habe seufzen, und leichter erhört werden können. Diese freye und erdichtete Erzählung reizte die Statthalterinn zum heftigsten Zorne. Die andern beleidigten Schönen versammelten sich bey ihr. Sie überlegten die Aufführung der Stutzer, und im Zorne sahen sie ein, daß sie durch die vorgegebene Liebe und Zärtlichkeit der jungen Herren nicht glücklich werden könnten. Es geschahe also, was Giluali vorher gesagt hatte: der Zorn würde noch den Schönen die Augen öffnen, da sie denn aufhören würden, lächerlich zu seyn. Die Spötter griffen nunmehr den Baron von allen Seiten her mit satyrischen Waffen an; sie entblößten die Grundsätze der Stutzer, nach

welchen sie dafür hielten, die Schönen wären nur da, daß man mit ihnen spielen und tändeln könnte, und man müßte sie daher in der Unwissenheit lassen, welche ihren Reizungen doch unanständig ist. Niemals haben sich die vernünftigen und gesitteten Personen unsers Geschlechts freyer zu dem schönen Geschlechte wagen dürfen. Dieses beschloß einmüthig, die kaltsinnigen und ewigen Gespräche von Liebe und Treue nicht mehr anzuhören. Da auch alle Bemühungen der jungen Herren nur dahin giengen, einige Gefälligkeiten von ihnen zu erhalten, mit welchen sie sich groß machen könnten; so wollten sie ihnen verstatten, sie zu küssen, so oft sie wollten, damit diese Gefälligkeiten ihren Werth verlieren möchten. Die Schönen in den kleinen Städten folgten dem Frauenzimmer in der Hauptstadt, wie in den Moden, also auch hierinnen bald nach, ob solches gleich im Anfange einiges Aufsehen machte. Diejenigen, welche sich durch ihr Herz so wohl, als ihren Verstand, von den Stutzern unterschieden, kamen nunmehr bey den Schönen in Ansehen. Man sagt, daß sich das goldne Alter der schönen Wissenschaften von dieser Zeit angefangen habe. Denn man mußte Geist und Verstand haben, wenn man geliebt werden wollte. Die Stutzer durften zwar noch mit dem Frauenzimmer umgehen; allein es untersagte ihnen alle überflüßige Worte, und machte sie durch dieses Gebot alle

stumm

stumm und lächerlich. Denn nunmehr konnten sie sich nicht mehr über die Sprödigkeit und Härte der Schönen beklagen; weil sie küssen durften, wenn sie wollten; und da sie weiter nichts, als dieses, gelernt hatten, so wußten sie nicht, wovon sie reden sollten. Der Yualiba, über welchen in allen Gesellschaften gescherzt wurde, heirathete aus Verdruße eine alte Edelfrau, welche das Alter gebeugt und übelsehend gemacht hatte; denn sie allein hatte noch Mitleiden mit ihm, und ihre Runzeln schienen freundlich zu werden, wenn er ihr ihrer Schönheit wegen Schmeicheleyen vorsagte. Nunmehr verläßt sich das Frauenzimmer in diesem Lande nicht mehr auf ihre Schönheiten allein, sondern es sucht auch durch die Vorzüge des Geistes und Herzens zu gefallen. Die Schönen wenden also mehr Zeit darauf, ihre Seele so liebenswürdig, wie ihre äußerliche Gestalt, zu machen, als sich anzukleiden und ihr Bild im Spiegel anzulächeln. Denn vordem waren die meisten vor demselben alt geworden. Unser Geschlecht mußte ihnen zwar im Anfange noch viele Schwachheiten zu gute halten; doch nunmehr können solches beynahe die Schönen bey unserm Geschlechte thun. Man braucht mehr als Pfauenschweife, sich bey Ihnen gefällig zu machen. Die ganze Art zu lieben, ist dadurch verändert worden. Vordem hatte ein einziger Blick von einer grossen Schönheit die erstaunende Kraft, ein Herz unsterblich verliebt zu

machen. Er hat sie noch jetzt nicht gänzlich verlohren; allein er kann nur nicht mehr bezaubern. Die Augen der Schönen haben eine sehr geistreiche und einnehmende Sprache; jedoch sie dürfen durch die Lippen nicht widerlegt werden, sonst können sie nichts ausrichten. Beyde müssen sich vereinigen, und beyde werden noch zu schwach seyn, jemanden zärtlich zu machen, wenn das Herz nicht so schön, als die Gestalt, ist. Vordem entstund die Liebe schnell, verschwand aber auch plötzlicher, als sie entstanden war. Da die innerlichen Vorzüge und Schönheiten sich nicht auf einmal, sondern nur nach und nach, entdecken; so fängt daher die Liebe jetzt so an, wie sie vordem aufhörte, und wird mit der Zeit so feurig, als sie vordem anfieng. Kam vor einem Jahrhunderte die Liebe zur Entzückung, und Berauschung, so konnten die Verliebten wohl einige Stunden neben einander stehen, einander ansehen, wechselweise seufzen, und einander küssen, ohne ein einzigmal darzwischen zu reden. Lieben sich hingegen jetzt zwo Personen zärtlich, so werden die kaltsinnigen Küsse seltner. Die Zeit verfließt ihnen unter den angenehmsten Gesprächen, und sie thun oft ganze Stunden nichts, als daß sie mit einander reden. Befürchten Sie nicht, mein Herr, daß darum die Liebe ein Geschwätz seyn werde. Die Schönen wissen auf eine so lose und anmuthige Art die Unterredung

leb-

lebhaft und munter zu erhalten, und so geistreich und zuweilen ein wenig muthwillig zu scherzen, daß Sie selbst, so gern Sie auch küssen, dennoch darüber vergessen sollten, Ihre Kalifornierinn zu küssen. Gleichwohl würde die Liebe hier viel Anmuth verlieren, wenn nicht noch in gewissen Küssen eine Wohllust wäre. So bald als zwo Personen durch einen langen Umgang zärtlich geworden sind, und das Küssen verlernet haben; so lernen sie es wieder. Diese Küsse sind aber so feurig, daß man höchst unrecht thun würde, wenn man sie mit den Küssen der Höflichkeit oder des Kaltsinnes vergleichen wollte. Diese letztern sind wirklich nichts, als engelländische Küsse. Von jenen bilde ich mir ein, daß, wenn man mit einem empfindlichen Vergnügen küssen will, man entweder deutsch, oder wie die kalifornischen Verliebten küssen muß. Obgleich ein Frauenzimmer mehr, als die Annehmlichkeiten der Haut, braucht, ein Herz zu gewinnen; so verlieren diese doch dadurch ihre Reizungen nicht. Man begegnet hier den Häßlichen, wenn sie noch so edel und vernünftig sind, zwar nicht unhöflich, aber dennoch nicht so zärtlich, als einem verständigen schönen Frauenzimmer. Die Kalifornier sähen es alle gerne, wenn niemand häßlich wäre. Zum Beweise will ich Ihnen aus dem kalifornischen Anakreon, dem Jucurnx, eine Ode übersetzen.

Könnt ich durch ein mächtigs Murmeln,
Und durch zauberische Zirkel,
Die mit räthselhaften Schritten
Rücklings erst umgangen worden,
Der Natur Gesetze geben:
O so wollt ich nicht aus Ehrsucht
Selbst dem Monde furchtbar werden,
Ihn von seiner Stätte heben;
Und vor die bestürzte Sonne
Zu der Völker Schrecken setzen;
Oder mit erhextem Blute
Ihn nach Mitternachzeit röthen;
Und durch meine Kunst beschworen,
Sollten nicht die Wälder tanzen;
Nicht gebannte Geister heulen;
Nicht die Ströme furchtsam fliehen,
Und bergan gehorsam steigen;
Nicht durch Frost erstorbne Schlangen
Auf den Auen schnell zerspringen.
Würd ich nicht bey meinen Künsten
Schüchtern vor mir selbst erschrecken?
Und mit Schauer und mit Zittern
Alle Welt zum Zittern zwingen?
Nein mit meinen kühnen Künsten
Wollt ich nur den Schönen nützen.
Alle die durch Sitten reizen,
Und durch Häßlichkeit erschrecken,
Sollten auch durch Schönheit reizen.
Den beeselten schönen Steinen
Wollt ich schöne Seelen geben,

Und

Und dafür aus allen Küssern
Unbeseelte Steine machen.

Das häßliche Frauenzimmer legt sich auf die tiefsinnigen schweren Wissenschaften, und ich bin mit verschiedenen umgegangen, welche den Himmel so gut als Caßini oder Newton kennen. Das ganze schöne Geschlecht liebt die schönen Wissenschaften. Den Schönen ist durch ein ausdrückliches Gesetz verboten, sich mit einem Kalifornier zu verbinden, wenn sie ihre meiste Zeit auf metaphysische Streitigkeiten, astronomische Betrachtungen und algebraische Rechnungen wenden wollen, weil sie einem Hause schlecht vorstehen und ihren Freund wenig entzücken werden, wenn sie weiter nichs als schließen, rechnen und messen können. Wann glauben Sie, daß eine kalifornische Schöne eifersüchtig und auf den zornig wird, dem sie gewogen ist? Gewiß nicht, wenn er eine andere öfters küßt, und ihr mehr Schmeicheleyen vorsagt. Die Liebhaber können ihren Schönen einige Fehler und Schwachheiten auf eine Art entdecken, welche zärtlich ist; sie werden es für ein Merkmal der größten Liebe ansehen. Allein so bald sie einem andern Frauenzimmer mit Gesprächen liebkosen, welche geistreicher, verständiger und munterer sind; so ist ihr Zorn auf sie, und die Eifersucht gegen die andere Schöne gewiß. Die Verliebten werden kaltsinnig, so bald sie einander mit dem

Munde sagen, daß sie sich lieben und ewig lieben werden, da doch solches ihre beyderseitige Aufführung widerlegt. Das Ende der Liebe ist aber alsdann vorhanden, wann die geliebten Personen allein sind, und sich in einer Verwirrung darüber befinden, daß sie allein sind; wenn ihre Blicke einander zu entgehen suchen; wann sie von ihrer Gesundheit reden, ob sie gleich wissen, daß keine von ihnen das Fieber hat; und wann sie nach einer so kurzen Unterredung einander höflich küssen und sich gehorsamst empfehlen. Die jetzigen Buhlerinnen sind artige Geschöpfe. Diese bestreben sich bey allen Gelegenheiten, ihren Witz und ihre Vernunft sichtbar zu machen, wie etwa die deutschen Buhlerinnen bald ihre weissen Zähne, bald ihre schönen Hände, und ihre kleinen Füße zu zeigen suchen. Sie bemühen sich ein großes Gefolge von Anbetern zu haben, die ihren Geist bewundern sollen. Bald wollen sie mit diesem scherzhaft und witzig, und bald mit einem andern vernünftig und philosophisch reden, wie die deutschen Buhlerinnen den mit dem Fuße stossen, einem andern einen freundlichen Wink geben, und noch einem andern die Hände drücken. Die affektirten Kalifornierinnen sind Schöne, welche Verstand und Geist haben wollen, und keinen besitzen. Sie sagen nichts auf eine gemeine Art. Alles soll neu und edel seyn. Wollen sie sagen, daß es Morgen sey, so wird man durch ihre

Aus-

Ausdrückungen ungewiß, ob es Mittag oder Abend ist; und wünschen sie einem zu seinem Wohlbefinden Glück, so könnte man bey ihren Reden auch denken, sie bedauerten einen, daß man sich übel aufbefände. Die deutschen lächerlichen Kostbaren thun keinen Schritt, den sie nicht sorgfältig abmessen; alle Bewegungen, Stellungen, und Miennen sind nach gewissen Regeln eingerichtet; hingegen die kalifornischen sind in ihrem Gange nachläßig, und, wie sie sagen, philosophisch, weil sie das Ansehen haben wollen, als ob alles an ihnen vernünftig sey. Was die jetzigen jungen Herren in diesem Lande betrifft, so wollte ich schwören, daß Sie ihren Charakter nicht verrathen würden. Sie wollen alle Philosophen seyn. In der Gesellschaft mit Frauenzimmer reden sie von nichts als Vernunft und Tugend, so wenig sie auch Vernunft und Tugend kennen. Ihre Schönen unterhalten sie mit Abhandlungen aus der Metaphysik, mit den ersten Gründen des menschlichen Erkenntnißes, und, wenn sie nur etwas aus der Algebra wissen, wohl gar mit x und y. Statt der Liebesbriefe und Verse überschicken sie ihnen Aufgaben aus der Geometrie. Ihr Gang, ihre Gesichtszüge, und der Ton ihrer Stimme, kurz alles ist an ihnen dogmatisch. Sie schenken ihren Schönen nicht etwa Schäferhüte, Bänder, oder Kränze, sondern Vernunftlehren, Psychologien, und Staatswissenschaften.

Nunmehr will ich Ihnen noch von einigen Gebräuchen bey den Heirathen Nachricht geben. Auf die äußerlichen Glücksumstände wird hier selten gesehen. Die Schönen, welche willens sind sich mit jemanden zu verbinden, müßen bey der Versammlung des vornehmsten und verständigsten Frauenzimmers, welche dazu in jeder Stadt verordnet ist, mit tüchtigen Beweisen darthun, daß ihre Liebhaber in der Zeit, da sie von ihnen geliebt worden, wenigstens zehn edle und großmüthige Thaten gethan haben, welche Zeugniße von ihren innerlichen Vorzügen sind. Denn sonst werden sie von der Gesellschaft und dem Umgange mit allem vornehmen Frauenzimmer ausgeschlossen. Wenn solches aber geschehen ist, so macht man nicht viel Umstände mit dem Heirathsgute, der Morgengabe und Verlobung. Die neuen Verheiratheten schätzen es für eine Schande, sich vor den Augen der Welt zu küssen. Ihre Liebe hört alsdann nicht auf, wie es in einigen europäischen Ländern Gebrauch ist, sondern sie wird immer feuriger und beständiger, weil ihre Verbindungen, Vereinigungen der. Herzen sind. Noch viele andere Gebräuche will ich Ihnen mündlich erzählen; denn ich glaube, mein Brief ist etwas lang geworden. Vielleicht sagen Sie: Mein Herr, wollen sie mir nicht noch die Gebräuche, krank zu werden, und zu sterben, erzählen, welche in Kalifornien üblich sind? Fürchten Sie sich nicht; ich will

gleich

gleich schließen, und Ihnen nur noch sagen, wie ich aus Kalifornien gekommen bin.

Es werden Ihnen Wege genug bekannt seyn, durch welche man wieder aus unbekannten Ländern kommen kann. Ich verheeltees meiner Naide und ihrem Vater nicht, daß ich nicht Lust genug hätte, hier zu bleiben. Er erkannte, daß wir für einander geboren wären. Weil er keine Freunde mehr hier hatte, so beschloß er, mit mir in mein Vaterland zu gehen. Er wußte einen Weg über das rothe Meer, wodurch Kalifornien mit Neumexico gränzet, und brachte uns glücklich hinüber. Ehe ich schließe, muß ich sie noch fragen, ob Sie sich unter dem deutschen Frauenzimmer noch keine Kalifornierinn ausgesucht haben? Dieses soll das erste seyn, worauf Sie mir bey unsrer glücklichen Zusammenkunft antworten sollen. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Achter Brief *).

Von den sinnlichen Ergötzlichkeiten, besonders von dem Tanzen.

Gnädiges Fräulein,

Endlich hat doch Ihr Herr Vormund die Oberhand behalten. Er hat Ihnen über die

*) Bremische Beyträge zum Vergn. des Verst. und Witzes I. B. S. 317.

sinnlichen Belustigungen, mit denen man sein Leben aufzuheitern pflegt, eine Gewissensangst nach der andern zu erwecken gesucht, bis Sie beschlossen haben, Tanzen, Spiele, Schauspiele und alles aufzugeben, damit Sie Ihrer Glückseligkeit, die sie in dem zukünftigen Leben hoffen, nicht im Wege stehen mögen. Es ist wahr, gnädiges Fräulein, Ihre Seele ist einer ewigen Glückseligkeit so würdig, daß Sie alle diese Kleinigkeiten meiden sollten, sobald Sie den geringsten Zweifel hätten, ob sie mit der Frömmigkeit bestehen könnten. Aber ich bin überzeugt, daß die Begriffe Ihres Herrn Vormunds von der Frömmigkeit in diesem Falle ganz ungegründet sind, und die Herren Gottesgelehrten haben desto größre Ursache, übel mit ihm zufrieden zu seyn, da er in ihre Ausdrücke seine eigenen Meynungen einhüllt, und Religionsspötter in den Irrthum bringen kann, dieselben wären eben so unphilosophisch, wie er. Wüßte ich nicht, daß Ihr Herr Vormund unter die Leute gehörte, die ihr höchstes Gut in der Traurigkeit suchen, so würde ich seine Begierde, stets in der Sprache der Gottesgelehrtheit zu reden, für eine List halten, durch die er alle Gegner seiner Meynung, von der Widerlegung derselben abschrecken, und seine Irrthümer ehrwürdig machen wollte. So aber muß ich es vielmehr den Vorurtheilen zuschreiben, an deren Verleugnung ihn seine traurige Natur

verhin-

verhindert, die er zu allen Dingen mitbringt; und durch deren Schuld dieselben in seinen Augen allezeit eine ganz falsche Gestalt bekommen. Vielleicht hat er auch nur dasjenige gelesen, was mit seiner Neigung übereinstimmt. Er weiß unfehlbar alle Stellen, wo die Bücher der Offenbarung vor dem Gifte der Wohllust warnen; die Stellen aber muß er überblättert haben, wo die heilgen Männer wider die pharisäische Gottesfurcht eifern; sonst müßte er wissen, wie wenig dem höchsten Wesen diejenigen gefallen, welche durch selbsterwählte Geistlichkeit einen Schein der Weisheit haben. Gnädiges Fräulein, lassen Sie sich von Ihrem Herrn Vormunde nicht zu Ihrem eigenen Schaden hintergehen. Wollen Sie sich durch dergleichen selbsterdachte Gesetze dasjenige Leben verdrüßlich machen, welches Ihnen der Schöpfer gewiß in der Absicht gegeben hat, daß Sie vergnügt seyn sollen?

Mich dünkt, der raue und widrige Begriff, den der meiste Theil von der Frömmigkeit hat, wird auf folgende Art erzeuget. Unsere Aeltern und Lehrmeister sehen bey unserer Erziehung öfter auf Ihre eigene Bequemlichkeit, als auf dasjenige, was uns gut ist, und sich zu unserm Alter schickt. Sie strafen uns öfter, weil wir ihnen Ungelegenheit machen, als weil wir etwas Böses thun. Sie sind zu verdrüßlich, sich in unsere jungendlichen Lustbarkeiten zu schicken, und

wol-

wollen nicht gern ein Geräusch um sich haben. Daher sehen sie uns sauer an, wenn wir vergnügt sind, und uns eine unschuldige Freude machen, die nicht ohne Lärmen abgehet. Sie schlagen uns, wenn sie nur ein Lachen hören, dadurch sie gestöret werden. Dasjenige Kind heißt gottlos, welches lustig und munter ist, und hingegen dasjenige ist ein frommes Kind, welches träge und schläfrig ist, blos darum weil es den ganzen Tag nicht gehört wird; ungeachtet das erstere von diesen Kindern unstreitig von beßrer Art ist, als das andere. Dadurch entstehet bey uns der verkehrte Begriff, daß wir Dummheit und Leblosigkeit für Frömmigkeit halten, und vorgeben, daß ein muntres und aufgeräumtes Leben der Frömmigkeit zuwider sey, so bald sich andere die vielen Veränderungen vom Vergnügen zu Nutze machen wollen, welche uns der Schöpfer in einer Welt voll Dinge anbietet, die unsere Sinnen reizen können. Denn es ist natürlich, daß wir das für etwas Uebels halten, worüber wir in unsrer Kindheit Schläge bekommen haben; und die Vorurtheile, die uns von unsern Vätern und Lehrmeistern eingebläuet worden sind, schleichen sich hernach in die Wissenschaften der reifern Jahre ein.

Aber, sagt Ihr Herr Vormund, wir sind in diesem Leben, nur in der Absicht, in einem zukünftigen Leben glückselig zu werden. Dieses sind nur unsre Probejahre. Gott will sehen,

wie

wie wir uns darinn verhalten werden, ehe er uns einer künftigen Glückseligkeit theilhaftig machen will. Wenn die Glückseligkeit des künftigen Lebens mit dem Vergnügen des jetzigen sich nicht vertrüge; warum hat denn Gott diese Welt mit so vielen Dingen bereichert, die uns zum Vergnügen anlocken, und warum hat er es in die Natur unsrer Sinne gelegt, daß sie sich zu vergnügen suchen? Hat er uns lauter Netze und Verführungen in den Weg legen wollen? Ich kann dieses nicht glauben. Bey diesen Absichten Gottes hätte sich eine felsichte Wüste, wo zwischen den Felsen nur hin und wieder ein Kraut zu unsrer Nahrung hervorgesprosset wäre, viel besser zu unsrer Wohnung geschickt. Da hätten wir unsre Gedanken einzig und allein zwischen den Sorgen für die Erhaltung der irdischen Hütte und der Sehnsucht nach der Ewigkeit theilen, und einander damit trösten können, daß das Elend dieses Lebens eine Vorbereitung zu einer künftigen Glückseligkeit sey. Wir würden mit Mühe unsre tägliche Nahrung gefunden, und also nicht Zeit gehabt haben, an unser Vergnügen zu denken. Unsre Gemüther würden, durch die viele Noth, so sehr niedergeschlagen worden seyn, daß ihnen nicht einmal eingefallen wäre, daß man sich vergnügen könnte. Daraus, daß unser Auge zum Sehen eingerichtet ist, schließen wir, es sey des Schöpfers Absicht, daß wir sehen sollen; und daraus, daß unsre Sinnen

so

so beschaffen sind, daß sie sich bey angenehmen Empfindungen nothwendig vergnügen müssen, und daß es so viele Dinge in der Welt giebt, die fähig sind, uns zu vergnügen, daraus wollen wir nicht schließen, daß der Schöpfer dabey unser Vergnügen zur Absicht gehabt habe.

Ich könnte Ihren Herrn Vormund fragen, woher er denn so ganz gewiß weiß, daß wir durchaus in keiner andern Absicht in dieser Welt sind, als in Absicht auf ein zukünftiges Leben, und ob ich nicht vielmehr von der Gütigkeit Gottes vermuthen soll, daß er auch zur Nebenabsicht gehabt habe, unsre Seele und unsre Sinne in diesem Leben so viel Vergnügen schmecken zu lassen, als wir zusammen geniessen können, ohne durch das Vergnügen unsrer Sinne, der Zufriedenheit unsrer Seele Eintrag zu thun. Ein Wesen, das uns aus keiner andern Absicht hervorgebracht hat, als uns glücklich zu machen, wird diese Absicht niemals aus den Augen gesetzt haben. Es wird uns also weder ein Vergnügen verboten, noch eine andere Qual auferleget haben, als die, welche uns entweder der Zusammenhang der Dinge in dieser Welt, oder unsre Fehler verursachen.

Aber ich will es zugeben, daß wir zu keinem andern Endzwecke in dieser Welt sind, als uns einer künftigen Glückseligkeit würdig zu bezeigen; so folget hieraus, daß wir uns zu dieser glücklichen Zukunft wirklich vorbereiten, wenn

wir

wir uns dieser Welt und den Umständen gemäß aufführen, in die uns Gott hier gesetzt hat. Denn dieses heißt eben sich durch dieses Leben eines bessern würdig machen. Ich kann also versichert seyn, daß ich meiner künftigen Glückseligkeit, durch meine Handlungen, nicht im Wege stehe, wenn ich sie so einrichte, daß ich dadurch der menschlichen Gesellschaft, noch meiner Vollkommenheit auf der Welt schade; und daß man sodann nicht vermuthen darf, daß dergleichen Handlungen durch die Offenbarung verboten seyn möchten.

Nun wird es Ihrem Herrn Vormunde sehr schwer werden zu erweisen, daß die sinnlichen Ergötzlichkeiten der menschlichen Gesellschaft, oder unsrer Vollkommenheit auf der Welt schaden, wenn sie in ihrer Ordnung und Maße gebraucht werden. Es kömmt hiebey auf die Untersuchung einer jeden solchen Lustbarkeit insbesondre an, und damit ich Ihnen, gnädiges Fräulein, nicht beschwerlich falle, will ich nur den Versuch mit dem Tanzen machen, welches am allermeisten angegriffen wird.

Um sich den Beweis leicht zu machen, giebt Ihr Herr Vormund Ihnen eine Beschreibung vom Tanzen, in welcher er alles zusammen nimmt, was man übles davon sagen kann. Er sagt zum Exempel: Das Tanzen ist ein taktmäßiges Herumspringen mit einem Frauenzimmer, welches zur Ueppigkeit angestellt wird. Nun folgt

ja hieraus nothwendig, daß das Tanzen Sünde sey. Erlauben Sie mir, gnädiges Fräulein, Ihnen im Vertrauen zu sagen, daß Ihr Herr Vormund sich hierbey eine Freyheit wider die Vernunftlehre herausnimmt, indem er dasjenige in die Beschreibung einrücket, was er daraus erstlich beweisen soll. Denn was für ungereimte Sachen könnte ich dadurch nicht beweisen, wenn dieses frey stünde. Ueberhaupt getraue ich mir dieses für gewiß auszugeben, daß es denen unter allen Menschen am wenigsten zukömmt, von unsern Lustbarkeiten Beschreibungen zu machen, welche keinen Theil daran nehmen, sondern dieselben nur von außen kennen, und weder das Innere, noch die Absichten und Wirkungen derselben, die sie in ihren Beschreibungen mit so häßlichen Farben abmalen, sattsam eingesehen haben. Wie kann Ihr Herr Vormund Ihnen sagen, daß man der Ueppigkeit wegen tanze, und dadurch zur Wohllust gereizt werde, da Sie besser, als er, wissen, was Tanzen sey, und er deswegen sich vielmehr von Ihnen eine Beschreibung davon geben lassen als Ihnen eine davon geben sollte. Ich bin versichert, gnädiges Fräulein, Sie haben, wie alle, die sich vom Pöbel unterscheiden, diese Empfindungen niemals dabey gehabt, und werden ihm, aus Ihrer eignen Erfahrung, und aus demjenigen, was Sie an so vielen Leuten wahrgenommen, sagen können, daß bey dem

Tan-

Tanzen, wie es zu unsern Zeiten eingerichtet ist, für einen wohlerzogenen Menschen nicht die geringste Anreizung zur Ueppigkeit zu finden ist, und daß derjenige, der dergleichen Gedanken dabey hat, die Gelegenheit dazu vielmehr nimmt, als dadurch bekömmt.

Das Tanzen ist ein figurirter und taktmäßiger Gang. Der Mensch hat ein Vergnügen, dasjenige zu thun, wozu Geschicklichkeit und Fertigkeit gehören. Er hat über dieses auch ein Vergnügen an allem demjenigen, was abgemessen und nach Regeln eingerichtet ist, und woran sich folglich Ordnung erkennen läßt. Es ist also kein Wunder, daß man aus dem Tanzen eine Art von Vergnügen gemacht hat, da die abgemeßnen Schritte desselben beyderley Vergnügen sowohl dasjenige, welches aus der Fertigkeit herkömmt, als dasjenige, welches aus der Ordnung entspringt, mit sich führen. Um aber dieses Vergnügen empfindlicher zu machen, und die Fertigkeit und Ordnung desto besser bemerken zu können, hat man die Musik dazu genommen. Und weil die Lustbarkeiten eines Geschlechts allein meistentheils etwas trauriges oder etwas wildes an sich haben, welches durch den Umgang beyder Geschlechter mit einander aufgeklärt und vertrieben wird, so ist nichts natürlicher, als daß eine Mannsperson und ein Frauenzimmer bey dem Tanzen allzeit ein Paar zusammen ausmachen, um in einer Gesellschaft, die von Mannspersonen und Frauenzimmern ver-

mischt ist, das Vergnügen durchgängig gleich zu machen, und durch die Gefälligkeit, die die Natur beyden Geschlechtern gegen einander eingepflanzet hat, die Annehmlichkeit der Gesellschaft zu vermehren. Wenn dieses dasjenige ist, was Ihr Herr Vormund Ueppigkeit nennet, so ist die Ueppigkeit das Band der Gesellschaft, ein starker Trieb zur Tugend und Wohlanständigkeit, kurz die schönste Sache von der Welt. Es ist bey allen Sittenrichtern, welche sich bemühet haben, ihre Lehren nicht auf der Studierstube nach ihrem Eigensinne einzurichten, sondern aus der Natur des Menschen herzuleiten, eine ausgemachte Sache, daß die Begierde beyder Geschlechter einander zu gefallen, und der Umgang derselben mit einander viel Gutes stifte. Man wird bemerken, daß es in allen Gesellschaften ordentlicher und wohlanständiger zugehet, wo beyde Geschlechter vermenget sind, und daß dieser Umgang, anstatt zu Ausschweifungen zu verleiten, vielmehr dieselben hindert. Anstatt also etwas üppiges darinnen zu finden, finde ich vielmehr etwas wohlanständiges darinnen.

Aber, sagt man, durch die Bewegung wird das Blut in feurigen Lauf gebracht, und man wird sodann in Gesellschaft des Frauenzimmers viel wohllüstiger. Es ist wahr, die Bewegung verstärket den Umlauf des Blutes. Aber die Wirkung dieses schnellen Umlaufs bestehet deswegen

wegen nicht nothwendig in einer ausschweifenden Wohllust. Man wird dadurch muntrer, freundlicher, und gefälliger, man legt die allzugrosse Ernsthaftigkeit ab, und nimmt eine Freyheit an, wobey aber nur ungezogne Seelen, welche nicht das Tanzen, sondern ihre eigene Unart aus den Schranken bringt, Unanständigkeiten begehen; man spricht viel beherzter, weil man sieht, daß jedermann Theil an der Lust nimmt; man scherzt viel artiger, weil der Witz durch die Freude aufgeweckt und lebhaft gemacht wird; man lernt einander kennen, weil das Herz bey der Lust sich am ehesten zu verrathen pflegt; man fasset Hochachtung und Freundschaft gegen diejenigen, an welchen man unter allen diesen Lustbarkeiten ein edles und anständiges Wesen verspürt. Ist dieses nicht das allerschönste und liebenswürdigste, was man in einer Gesellschaft wünschen kann? Wenn wir, einer um des andern willen, auf der Welt sind, so kann ja nichts besser seyn, als die Bewegungen, die durch dieses Vergnügen hervorgebracht werden; und wenn die Schwermüthigen, welche diese Lust für unrecht halten, in ihrer Sittenlehre ein wenig mehr Menschenliebe einfließen ließen, und sich nicht ein Bild eines frommen Menschen von Stein oder Holz in ihrem Gehirne machten; so würden sie selber ein Vergnügen an dieser Ergötzung haben.

Aber wie kann man denn ein Frauenzimmer mit sich an der Hand herumführen, und mit ihr herumspringen, ohne zur Wohllust gereizt zu werden? Man möchte vielmehr fragen, wie es möglich sey, daß jemand, durch so geringe Dinge, zu dergleichen Empfindungen gebracht werden könne. Denn ich bin überzeugt, daß auch die meisten Leute, die sonst wohllüstig sind, ohne solche Gemüthsbewegung tanzen. Die Tugend eines Menschen steht auf sehr schwachen Füßen, die durch das Anrühren einer Hand umgestoßen werden kann. Aber sie wird vielleicht gestärkt, wenn sie dergleichen Dingen entgegen gehet, und gewöhnet wird, sich vor so schwachen Anfällen nicht zu scheuen. Denn es ist kein Baum, der die Luft weniger vertragen kann, als der beständig im Gewächshause verwahret worden, und es ist keine schwächere Tugend, als diejenige, die sich vor einem jeden Lüftchen hütet; und bey der wenigen Erfahrung, die ich habe, finde ich, daß niemand mehr zu wohllüstigen Gedanken geneigt ist, als die, so ein Werk aus der Andacht machen, und alle Freude fliehen wollen. Gibt es aber ja Leute, die durch die Freyheit, so bey den Ergötzlichkeiten herrschet, üppig werden, so geschieht es mehr, weil sie es jederzeit sind, und sich sonst nur verstellen, als daß sie dadurch verführet werden, und wir sind dem Tanzen und andern dergleichen Dingen den Dank schuldig, daß wir solche Leute kennen lernen.

Eben

Eben so wie es mit der Ueppigkeit beschaffen ist, die Ihr Sittenrichter aus dem Tanzen erzwingen will; eben so ist es auch mit seinen andern Gründen beschaffen. Er sagt Ihnen einen lateinischen Spruch, der so viel heißt: Niemand tanzet, wenn er nicht entweder betrunken, oder närrisch ist. Und hierbey sollen Sie ihm auf sein Ansehen glauben, daß alle vernünftigen Heiden das Tanzen für unrecht und thöricht gehalten haben. Dieses letztere ist eine Meynung, so mit seiner Gelehrsamkeit nicht zusammen reimen kann. Er wird schwerlich Griechen anführen können, so dieser Meynung gewesen wären: Plato und Aristoteles waren so vernünftige Heiden, als man verlangen kann. Beyde halten das Tanzen nicht für thöricht, sondern für eine Sache, die nützlich ist, und noch dazu zur Tugend führet, so daß es Plato in einer wohleingerichteten Republik eingeführet, und nur einige Arten des Tanzens verworfen wissen wollte, die wider den Wohlstand waren; und daß Aristoteles, bey Gelegenheit der Dinge, so man der Jugend beybringen soll, sowohl den Nutzen der sinnlichen Lustbarkeiten überhaupt zeiget, als auch das Tanzen für gut hält. Ihr Herr Vormund wird unter den Lateinern sowohl den afrikanischen Scipio, als den Seneca, für vernünftige Leute halten müssen. Gleichwohl erhellet aus einem Urtheile, das dieser letztere von dem erstern fället, daß man sich zu sehr auf seine Belesenheit ver-

lasse, wenn man überhaupt von der Meynung aller vernünftigen Alten spricht, ohne sie vorher darum gefragt zu haben. Seneca sagt: Scipio bewegte seine kriegrischen und siegreichen Glieder nach dem Klange der Musik, wie die alten Heiden bey Spiel- und Feyertagen männliche Freudentänze zu thun pflegten, und dabey an ihrer Ehre keinen Abbruch fürchten durften, wenn ihnen auch der Feind zugesehen hätte. Auf den lateinischen Spruch Ihres Herrn Vormunds kann ich Ihnen, gnädiges Fräulein, sagen, daß das Tanzen unterschieden ist, und wie es bey den Griechen so beschaffen war, daß ihre Sittenlehrer es für gut hielten, und man es für eine Ehre hielt, wohl zu tanzen, wie er aus einem sehr gemeinen Geschichtschreiber hätte wissen können, also war es bey den Römern nicht allezeit das ehrbareste. Ich darf ihn nur an den Juvenal erinnern, der einige Beschreibungen von solchen Tänzen macht, die ich aus Ehrerbietigkeit vor Ew. Gnaden nicht anführen darf. Dasjenige also, was von dem Tanzen der Römer gesagt werden kann, läßt sich nicht sogleich auf unser Tanzen ziehen; da wir in allen unsern Gebräuchen und Lustbarkeiten den Wohlstand und die Bescheidenheit in den Sitten höher treiben, als man sie damals getrieben hat. Wenn man also die Meynungen von dem Tanzen der alten Römer in unsern Zeiten noch gelten lassen will, so fället man ein eben so ungegrün-

detes Urtheil vom Tanzen, als der Abt Belle-garde von der Komödie, welcher an ein Frauenzimmer also schrieb: Es ist gewiß, Madame, daß die alten Kirchenväter eine ganz andere Art der Komödien verworfen haben, als die bey uns gebräuchlich ist. Unterdessen lauten doch ihre Worte, daß man nicht in die Komödie gehen solle. Also werden sie am besten thun, wenn sie nicht hineingehen. Ich will nicht hoffen, daß die Ausleger der göttlichen Gesetze andere Regeln der Auslegung haben, als diejenigen, welche die menschlichen Gesetze erklären. Diese letztern, weiß ich, rechnen es einer Sache nicht zur Sünde, daß der Name derselben vor diesem etwas böses bedeutet hat, und dulden die Mathematik immer unter den Menschen, obgleich vor diesem die Wahrsagerey unter diesem Namen verstanden, und aus der Republik verbannet worden.

Noch ein kräftiger Beweis, womit man Sie von der Tollheit des Tanzens überzeugen will, ist dieser: Man halte die Ohren zu, wenn getanzet wird: so wird es aussehen, als wenn närrische Leute um uns herum liefen. Es ist sonst eine Regel bey allen vernünftigen Leuten, daß man mehr, als einen Sinn zu Hülfe nehmen soll, um von einer Sache richtig zu urtheilen. Weil es aber hier darauf ankömmt, unser Vergnügen, welchem Ihr Herr Vormund einen beständigen Krieg angekündet hat, zur Thor-

heit zu machen; so glaubt er aus einem so heiligen Endzwecke auch wohl eine Thorheit begehen, und diese Regel der Vernunft umkehren zu können. Denn wie kann ich vom Tanzen urtheilen, wenn ich mir das Mittel benehme, das Wesentliche desselben, nämlich den Takt, besser zu bemerken? Dennoch kann ich nicht glauben, daß jemand, wenn er die Ohren zuhält, die Tanzenden für närrische Leute ansehen sollte. In so weit man närrisch ist, in so weit thut man die Dinge ohne Regel. Wie kann ich nun aus abgemeßnen Schritten, aus einer regelmäßigen Figur des Ganges, und kurz aus allem, was bey dem Tanzen vorkömmt, den Argwohn fassen, daß jemand närrisch sey, da alles dabey nach Regeln abgemessen ist, und da die Regel davon in die Augen fällt? Wenn man von einer Sache urtheilen will, ob sie thöricht oder klug sey, so muß man nicht allein alle Umstände, sondern auch noch über dieses die Absicht derselben zu Hülfe nehmen; woferne man nicht selbst unglaubliche Thorheiten im Urtheilen begehen will. Also sind alle die Urtheile überflüßig und wunderlich, welche man von dem Tanzen so wohl, als von dem Spielen, dadurch erzwingen will, daß man sich vorstellet, was ein Chineser, oder ein Amerikaner davon denken würde, wenn er nicht wüßte, was es wäre; und daß er vielleicht die Quadrille für eine Art des Gebets, und die Kartenkönige für

Götzen-

Götzenbilder ansehen würde. Wenn dergleichen Urtheile gelten; so wird man die wichtigsten Dinge eben so wohl als Spiel und Tanzen, lächerlich machen können: und wenn man die Ohren zuhalten soll, um zu urtheilen, ob etwas klug oder närrisch ist; so wird man wohl andre Dinge, als das Tanzen, für närrisch halten müssen.

Ich bin kein Gottesgelehrter, gnädiges Fräulein, und ich habe auch nicht nöthig, es zu seyn, um auf die biblischen Sprüche zu antworten, welche Ihr Herr Vormund wider das Tanzen zu brauchen suchet. Wie gewaltsam sie herbeygezogen werden, erhellet blos daraus, daß man sie sowohl für, als wider eben dieselbe Sache, anwende; und daß sie, dem Ansehen nach, alle vielmehr für, als wider das Tanzen, zu streiten scheinen. Ich erwarte also, daß man erst mit Grunde ausmache, was sie heissen, und ob vom Tanzen darinnen geredet werde, ehe man dieselben zu einigem Beweise gebrauchen will.

Das ist es nun, was Ihr Herr Vormund wider das Tanzen zu sagen findet. Uebrigens aber fordert er, man soll ihm beweisen, daß dasselbe nur eine einzige gute Wirkung habe. Ungeachtet ich dieses nicht zu thun schuldig bin, da es eine Sache, die man für erlaubt hält, genug rechtfertiget, wenn man zeigt, daß sie nicht verboten ist; so habe ich doch dieses theils schon

oben gethan, theils kann ich es noch mit sehr wenigen Worten thun.

Es ist genug, daß eine Sache ein unschädliches Vergnügen wirket, wenn man zu beweisen hat, daß sie gut ist. Denn alles unschädliche Vergnügen ist etwas, das man um sein selbst willen suchet, weil das Vergnügen allezeit unmittelbar unsre Glückseligkeit befördern hilft, es mag von wichtigen oder von geringen Sachen herkommen. Nun ist gar kein Zweifel, daß das Tanzen, eben wie andre Lustbarkeiten, Vergnügen bringt. Denn dieses ist der Endzweck aller dieser Dinge; und wenn man diesen Zweck nicht dadurch erhielte, so würde man sie bald unterlassen. Die Lustbarkeiten sind folglich etwas, das man zu suchen hätte, wenn auch weiter kein Nutzen daraus folgte, als Vergnügen; und weil sie, als ein solches Vergnügen, einen unmittelbaren Einfluß in unsre Glückseligkeit haben, so sind sie eben darum der Absicht Gottes gemäß, welche allezeit auf unsre Glückseligkeit zielet.

Freye und ungezwungne Geberden des Körpers, und eine von den gesundesten Bewegungen des Leibes, welche man durch das Tanzen erhält, sind übrigens solche Vortheile, die einer Sache, so an sich nicht allein nicht verboten, sondern auch, wie ich oben erwiesen habe, lobenswürdig ist, einen desto größern Werth geben. Ungezwungene Stellungen des Leibes lassen sich nicht blos dadurch erlangen, daß man den Rücken

cken krümmen und den Fuß ausstreichen lernt, sondern es gehöret eine lange und mannigfaltige Uebung dazu. Gleichwohl sind sie so nöthig, daß man dadurch den vortheilhaftesten Eindruck in den Gedanken der Leute zu machen, und ihre Zuneigung zu gewinnen fähig ist, welche man durch etwas Gezwungenes leicht von sich abwendig macht. Was die Bewegung des Leibes betrifft, so ist die Einwendung, daß man sie auf andere Art leichter und besser haben könnte, eben auch nicht allzugegründet. Dieses Mittel, den Gliedern, ohne daß sie in die Luft zu kommen brauchen, eine mäßige und gesunde Erschütterung zu verschaffen, sollte vielmehr angepriesen, als getadelt werden; da das Frauenzimmer von Stande ohnedas an Bewegung Mangel hat, und sich nicht gern in die Luft waget. Und wer weiß, ob einige davon nicht einen großen Theil der Verderbniß ihrer Gesundheit dem Eigensinne solcher milzsüchtigen Sittenrichter zu danken haben, die ihnen alle Bewegung, das Gehen und das Fahren ausgenommen, abschneiden, alle Veränderung verbieten, und alle Ergötzlichkeiten mißgönnen.

Dieses sind, gnädiges Fräulein, die Gründe, womit ich Sie zu bekehren hoffe, daß Sie sich nicht selber unbillige Gesetze auflegen. Versuchen Sie es nur, und sondern Sie den Inhalt desjenigen, was Ihnen Ihr Herr Vormund sagt, von einem Haufen biblischer Ausdrückungen

ab, die aus ganz fremden, und zu dieser Sache nicht gehörigen Sprüchen entlehnet sind; so werden Sie finden, daß er Ihnen nicht Gründe, sondern Worte gesagt hat, welche nur deswegen einen Nachdruck zu haben scheinen, weil sie aus biblischen Redensarten zusammen geflicket sind. Wenn er Ihnen z. E. sagt: Wie sehr betrügt sich doch der eitle Mensch, wenn er sich einen Begriff von der Frömmigkeit macht, der seinen Lüsten schmeichelt! Wie viel Ausflüchte weiß er zu finden, wenn er sich selbst kreuzigen, und seinem verderbten Fleische wehe thun soll! so werden Ew. Gnaden wohl sehen, daß dieses nicht die Sache beweisen, sondern eine Sache, als schon bewiesen, zum voraus setzen heißt. Wenn es genug ist, wenn man eine Sache zur Sünde machen will, daß man mit biblischen Ausdrückungen dawider eifert, so ist nichts in der Welt, sogar Ihres Herrn Vormunds Strafpredigten nicht ausgenommen, das ich nicht zur Sünde machen wollte; und ich kann ihm in eben solchen Worten antworten: Wie sehr betrüget sich doch der stolze Eigendünkel der Menschen, wenn man sich selber Pflichten erdenket, um heiliger als andere zu scheinen, und sich solche löcherichte Brunnen gräbt! Man legt sich eine Last auf, die man nicht ertragen kann, und unterdessen daß man Mücken säuget, verschlucket man Kameele.

Nun-

Nunmehr glaube ich, daß ich mir die Freyheit nehmen darf, gnädiges Fräulein, Sie zu einem Balle zu bitten, den ich morgen zu geben willens bin. Ich wollte wünschen, daß Ihr Herr Vormund und mit ihm alle strengen Sittenlehrer in gesitteten Gesellschaften sich selbst bey unsern Lustbarkeiten einfänden, und Theil daran nähmen; so würden sie richtigere Begriffe davon haben, und würden nicht mehr bey andern für Sünde halten, was sie sich selbst, ich weiß nicht aus was für Ursachen, verwehren. Ich habe die Ehre, mit aller Hochachtung zu seyn, ꝛc. ꝛc.

Neunter Brief.*)

Das Schreiben, womit Sie mich beehren, mein Herr, habe ich mit dem empfindlichsten Vergnügen gelesen. Entfernt von Ihnen und von den Vorstellungen, welche durch Ihre Trauerspiele betriegen können, und ganz überdrüßig der berühmten Länder, welche Sie besungen haben, kommen mir dennoch Ihre Werke jetzt schöner vor, als jemals. Ja mein Herr, ich bin dieser Länder ganz satt, wovon die Poeten, und die Geschichtschreiber des Alterthums so schöne Sa-

*) Von Hrn. von GVILLERAGVES, Französischen Abgesandten zu Constantinopel, an den Hrn. RACINE. S. Mémoires de *Jean Racine p.* 252.

chen gesagt haben; ich sehe, daß sie nicht allzugenau bey der Wahrheit geblieben sind.

Der Scamander und der Simois sind zehen Monate im Jahr trocken; ihre Ufer stellen nur einen Graben vor. Der Hebrus ist ein Fluß von der vierten Klasse. Natolien, Pontus, Nikomedien, Ithaka, jetzt Cephalonien, Macedonien, die Landschaften von Larissa und Athen, können nimmermehr den funfzehnten Theil der Menschen hervorgebracht haben, davon die Geschichtschreiber Erwähnung thun. Es ist unmöglich, daß alle diese Länder, die mit unbeschreiblicher Mühe gebauet werden, jemals sehr bevölkert sollten gewesen seyn. Das Erdreich ist fast überall steinicht, dürre, und ohne Flüsse. Man siehet daselbst kahle Berge und Küsten, die älter sind, als alle Schriftsteller. Der Haven von Aulidien, der ganz verdorben ist, kann gut gewesen seyn: aber er hat nimmermehr die tausend Schiffe der Griechen, noch tausend Barken, in sich fassen können. Delos ist ein elender Felsen. Cythere und Paphos sind fürchterliche Oerter. Cythere oder Cerice, ist eine kleine Insel, und zwar die unangenehmste, die unfruchtbarste, die nur in der Welt seyn kann. Es ist keine verderbtere Luft, als die in Paphos, welche auch ganz unbewohnt ist. Naxus ist nicht viel besser. Die Poeten setzten vermuthlich die Venus in solche Oerter, wo sie ihre Mädchen hatten; aber sie haben ihr gewiß einen sehr schlechten Platz

angewiesen. Ich sage Ihnen nichts von den zweytausend Bischofsthümern in Griechenland, davon die Kirchengeschichte Meldung thut, unter welchen ein jedes nicht über zwölf Pfarrkirchen haben kann.

Ich wünschte, daß Sie mir etwas von Ihrer Familie geschrieben hätten, indem Sie sich der Zuneigung erinnern müssen, die ich für alles habe, was Sie angeht. Ich glaube, daß der kleine Racine sehr munter ist; ich sehe voraus, daß ich ihn bey meiner Zurückkunft nicht werde in dem alten Griechischen angreifen dürfen; aber ich will ihn mit dem heutigen gemeinen Griechischen erschrecken, eine Sprache, die eben so verdorben und so elend ist, als jetzt das alte Griechenland aussiehet.

Leben Sie wohl, mein Herr, fahren Sie fort, mir von dem Andenken unserer alten Freundschaft Proben zu geben, und schreiben Sie mir, wenn Sie mich auch noch gar Monseigneur nennen sollten. Ich weiß nicht, warum Sie mir so freygebig einigen Antheil an Ihren Trauerspielen geben, da ich doch nie einen andern daran gehabt habe, als einer ihrer ersten Bewunderer zu seyn. Sie haben mich viele Dinge gelehret, anstatt daß ich Sie jemals nur eines gelehret habe. Ich habe Ihnen entdeckt, daß ein Schatzmeister von Frankreich den Titel eines Ritters annimmt, und das ansehnliche Recht hat, mit goldenen Sporen begraben zu werden. Er

muß also den Titel Monseigneur nicht leichtsinnig verschwenden. ꝛc.

Zehnter Brief. *)

Ich habe mit Vergnügen das schöne Geschenk erhalten, welches Sie mir mit Ihren Werken gemacht haben, und ich sahe es anfänglich als ein Zeichen Ihrer Gewogenheit und Freundschaft an. Ich hatte mir zu aller Zeit mit diesem Vortheile geschmeichelt, da ich vornehme Freunde mit Ihnen gemeinschaftlich gehabt, und da wir seit mehr als zwanzig Jahren zusammen in akademischer Gesellschaft gelebet haben. Aber als ich Ihre vortreffliche Schriften wieder von neuem las, so ward ich durch Aenderungen und Zusätze, die Sie nicht haben machen können, ohne an den Antheil zu gedenken, den ich daran nehmen könnte, grausam aus dem Irrthum gebracht. Ich würde die erste von diesen Stellen mit Stillschweigen übergangen haben, wodurch ich mich beleidiget halte, wenn sie sich allein gefunden hätte, obgleich der Umstand in der That die Sache ein wenig schwer zu verdauen macht. Sehen Sie die Verse Ihrer vorigen Ausgaben, *Art. Poet. c.* 4.

Les

*) Von Abt Tallemant an Boileaux, S. Mémoires de *Racine* p. 263.

Les vers ne ſouffrent point de médiocre Auteur;
Ses écrits en tous lieux ſont l'effroi du lecteur:
Contre eux dans le Palais les boutiques mur-
murent.
Et les ais chez Billain à regret les endurent.

Wer ſollte wohl glauben, daß ſo ſchöne Verſe einige Aenderung bedurft hätten? Hier iſt ſie indeſſen:

Qui dit froid Ecrivain dit déteſtable Auteur:
Boyer eſt à Pinchene égal pour le lecteur, &c.

Ich laſſe Sie ſelbſt Richter ſeyn, mein Herr, über die Verſe, welche Sie wegnehmen, und über die, welche Sie an deren Stelle ſetzen. Da ſehen wir alſo den armen Boyer, vier oder fünf Jahre nach ſeinem Tode, durch Sie unter die Zahl der überaus häßlichen Poeten geſetzet, weil nach Ihrer Meynung, kein Grad vom Mittelmäßigen zum Schlimmern iſt. Indeſſen, ohne ſein Verdienſt wider Sie zu behaupten, ſo wiſſen Sie doch, daß er allezeit in unſerm Hauſe gelebt hat, und auch darinn geſtorben iſt, ein Haus, das von gelehrten Leuten ziemlich werthgeſchätzet wird. Vielleicht verdiente ich es wohl ganz allein, daß Sie ſeinen Schatten in Ruhe ließen.

Lassen Sie uns zur andern Aendrung kommen. Hier sind die Verse Ihrer vorigen Ausgaben:

Et qu' importe à nos vers, que Perrin les admire,
Que l'Auteur de Jonas s'empresse de les lire,
Pourvû qu' ils sachent plaire au plus puissant des Rois?

und hier ist die Zugabe:

Qu'ils charment de Senlis le Poëte idiote.
Ou le sec Traducteur du François d'Amiote.

Wer siehet nicht, daß Ihnen diese beyden Verse viel gekostet haben, und daß Sie dieselben nur hinzugesetzt haben, um einen Mann um seine Ehre zu bringen, indem Sie ihn mit einer Unwissenheit bezeichnen, deren ihn niemand beschuldiget hat? Ich erinnere mich bey diesem Verse, den Sie nicht gerne haben verlieren wollen, und den Ihnen eine kleine übelgegründete Rache eingegeben hatte, daß die selige Frau de la Sabliere und einige andere Personen Sie baten, ihn zu unterdrücken, und daß Sie es versprachen. Es war Ihnen also niemand mehr übrig, als ich, den Sie mit so leichter Ueberwindung kränken konnten. Denn, wie verlangen Sie, daß ich diese Zugabe erklären soll? Ich will nicht über die Entscheidung Ihrer Lehrer disputiren; aber ich weiß, daß es nach einem guten Gesetze des

Evans

Evangeliums nicht erlaubt ist, jemand zu kränken; und noch weniger einen Freund, um eines guten Einfalls willen. Ich will auch nicht die Uebersetzung vertheidigen, die Sie tadeln, und welche doch schon zum siebentenmale aufgeleget wird.

Ich will Ihnen nur sagen, daß dieser Uebersetzer einen Namen führet, den Sie schonen konnten, wenn es auch nur mir zu Liebe geschehen wäre. Ich werde mich gegen niemand beklagen; dieser Brief ist mit eilfertiger Feder geschrieben. Ich habe Ihnen nur mein Herz ausschütten wollen; und ich verlange keine andere Rache von Ihnen, als den geheimen Verweis, den Sie sich geben müssen, daß Sie einen Mann mit fröhlichem Herzen betrübet haben, mit dem Sie allezeit in Freundschaft gelebet, und welcher derselben sowohl, als Ihrer Hochachtung vielleicht nicht unwürdig ist. Ich bitte Sie unterdessen zu glauben, daß ich, ungeachtet des Mißvergnügens, das Sie mir gemacht haben, dennoch sehr christlich, das ist, sehr aufrichtig und ohne Ausnahme bin ꝛc.

Eilfter Brief.

Sie haben Recht, Madame, der Herbst ist besser, als der Frühling. Alles, was auch Ihre artige Charlotte dagegen einwenden kann, ist nicht vermögend, mich von Ihrer Meynung zu brin-

bringen, zumal da der Frühling seit etlichen Jahren gar nicht nach meinem Kopfe gewesen ist. In meiner Jugend war er weit schöner: jetzt nimmt er von Jahr zu Jahr an Reizungen ab. In dem Herbste ist das Wetter weit beständiger und die Luft weit temperirter, als im Frühling. Man kann im Herbste eher zu Ihnen reisen, als im Frühling, wo fast alle Zugänge Ihres Landguts mit einer See umgeben sind. Ursache genug, mich dem Herbste gewogen zu machen. Im Herbste giebt es keine Gewitter, und das ist auch für uns beyde gut, weil wir etwas furchtsam sind. Der Herbst erfüllet die Hoffnung des ganzen Jahrs; die Aernte, die Weinlese, die Baumfrüchte geben ohne Zweifel viel Vergnügen; und es ist wohl ein schönerer Anblick, den aufgehäuften Segen des Landmanns auf dem Felde in seiner Reife wahrzunehmen, als ihn noch unter mancherley künftigen Gefahren aufwachsen zu sehen. Noch ein Grund, der mich besonders angehet: Ich bin ein grosser Liebhaber von der Jagd und Fischerey. Dieses Vergnügen verschafft uns nur der Herbst Und was ich endlich als einen Grund aller Gründe ansehe, dem Herbste gewogen zu seyn, ist dieses, daß Sie ihn lieben. Das ist genug. So viel Gefälligkeit hage ich allezeit für Ihre Neigungen, Madame, daß ich sie auch ohne weitere Nachfrage annehme, und so viel Vertrauen setze ich in Ihren Geschmack, daß ich

glau-

glaube, bey Ihren Meynungen allemal gut zu stehen. Der Frühling scheinet ein Freund der blühenden Jugend zu seyn, und daher hat sich Charlotte in ihn verliebt. Sind wir nicht auch einmal so gewesen? Wir loben jetzt was gründlichers. Aber wie, wenn sie uns sagte, daß die Nachtigallen im Herbste nicht singen, und daß der Herbst den traurigen Winter ankündiget, daß die Blumen dahin sind, und die Wälder anfangen gelb zu werden? In der That, Madame, hier werde ich ganz verwirrt; wenn ich mich nicht schämte, meine Meynung zu widerrufen: doch wir wollen davon reden, wenn ich die andere Woche zu Ihnen auf den Aerndteschmaus komme. Entweder wir heben alsdann diese Einwürfe, oder ich schlage mich zu dem Frühling Ihrer angenehmen Charlotte. Ich bin ohne Ausnahme der Jahrszeit ꝛc.

Zwölfter Brief.

Man soll nichts auf Träume halten, Mademoiselle. Diesen Satz habe ich hundertmal demonstriren gehört, und mit Erlaubniß aller dieser Demonstrationen, fange ich jetzt an, daran zu zweifeln. Ich muß Ihnen einen Traum erzählen, wenn Sie mirs nicht übel nehmen wollen,

auf

auf den ich mir viel Hoffnung mache. Ich sitze vor zween Tagen in meinem Kabinet, und lese im Cleveland, und schlafe dabey ein; auf einmal gehet die Thür auf; ich sehe meinen Freund herein kommen, der mich bey der Hand nimmt, und im Augenblick sind wir in einem unbekannten Garten. Wir nähern uns einer Laube, und ich verliere meinen Freund von der Seite. Indessen gehe ich unbesorgt herein; ich sehe drey Frauenzimmer da sitzen, welche Blumen aus einander lesen, und wieder zusammen binden. Ich stehe bey dem Anblicke dieser Schönheiten, vor Verwirrung still: aber eine unter ihnen, welche zugleich die schönsten Blumen vor sich liegen hatte, und welche die andern an Reizungen übertraf, zog meine Augen und mein Herz allein auf sich. Wie groß ward mein Entzücken, als sie mir ihren Strauß überreichte; und ich war eben im Begriff die zärtlichste Danksagung zu machen, die jemals vorgebracht worden, als ich von hintenzu einen so freundschaftlichen Stoß bekam, daß ich darüber aufwachte. Meine erste Sorge war, das Traumbuch meiner Tante zur Hand zu nehmen, und das Wort, **Blumen**, darinn voller Bewegung nachzuschlagen. Ich fand: „ Blumen bekommen, bedeutet, Patronen haben: Vom Frauenzimmer: Gunst und Liebe. „ Allein diese Entdeckung ließ mich nur halb vergnügt. Es kam nun darauf an, das Original zu kennen, davon mir das angenehme Bild im Traume erschienen war.

war. Ich konnte nichts damit vergleichen, und ich verfiel schon in die größte Tiefsinnigkeit, als mein Freund herein trat. Anfänglich wollte ich ihm nichts davon sagen, weil er mir durch den Stoß, den ich im Traume empfieng, bey der Sache etwas verdächtig vorkam. Doch endlich erzählte ich ihm alles. Freund, sagte er, die Schöne, die du gesehen hast, kann niemand anders seyn, als die unvergleichliche S** zu — das ganze Bild trifft nur auf sie; wir müssen einmal hinreisen, und sehen, was dein Traum bedeutet. In Wahrheit, Mademoiselle, ich werde mit nächstem zu Ihnen kommen. Sie sehen, daß ich einen Beruf dazu habe, und ich schreibe es Ihnen voraus, damit Sie sich auf meine Erklärungen bey der Uebergabe meines Herzens gefaßt halten können. Aber ich werde meinen Freund nicht mitbringen; er möchte uns nur hinderlich seyn. Will er ja die Blumen mit mir theilen; so werde ich ihm die Patronen lassen, und das andere ist für mich. Mit so uneigennützigen Gesinnungen habe ich die Ehre zu seyn ꝛc.

Antwort.

Dreyzehnter Brief.

Ihr guter Freund ist zu dienstfertig, mein Herr. Alles was ich Ihnen auf Ihren Traum ant-

antworten kann, ist dieses, daß ich die Erklärung für den Traum halte, und das andere für eine Erfindung, die Sie ganz wachend gemacht haben. Was könnten Sie doch für schöne Sachen in der Welt anrichten, mein Herr, wenn unsre Schicksale von Ihren Träumen abhiengen? Aber ich sehe wohl, daß man vor Ihrer Bekanntschaft keine Stunde sicher ist: kommen Sie also nur; wir wollen Sie in den Garten führen; Sie sollen Blumen haben, und so wird Ihr Traum erfüllet seyn. Ich glaube nicht, daß das Traumbuch Ihrer Tante zu etwas mehr verbinden kann. Ihr Herz, mein Herr, das Sie mir so großmüthig anbieten, ist auch eben nichts blendendes, weil es bey Ihnen nur auf einen Traum ankömmt, es wieder zu verschenken. Mit einer so billigen Gesinnung habe ich das Vergnügen zu seyn ꝛc.

Vierzehnter Brief.

Das ist lustig, daß Herr — auf mich böse ist. So sehr er sich sonst erschöpfet hatte, mich zu loben; so viel widriges, erzählt er jetzt von mir in allen Gesellschaften. Das Werk, das er so schön aufgeführet hatte, verdiente es auch wohl von ihm allein wieder umgestossen zu werden; und ich bin darüber in der That nicht sehr unruhig.

Viel-

Vielleicht stehe ich bey seinem Tadel besser, als bey seinen Lobsprüchen; und wenn ein jeder Mensch seine Feinde haben muß, so bin ichs zufrieden, daß er es sey, weil er es ohne alle Ursache ist. Ein Mensch, der ohne den geringsten hinreichenden Grund unser Feind werden kann, verdienet wohl nicht sehr, unser Freund zu seyn. Ich höre, daß er unlängst in einer Gesellschaft über mich soll gespottet haben; aber zur Vergeltung für mich, soll der Einfall sehr schlecht und unwitzig gerathen seyn. Sagen Sie ihm doch, mein Herr, daß er nicht auf solche elende Mittel verfallen möchte, seine Empfindungen wider mich zu äussern, und daß er nach der gemeinsten Vernunft, ich will nicht sagen nach der Menschenliebe, weit besser thun würde, entweder ganz zu schweigen, oder sich mit mir zu erklären. Wenn ich rachsüchtig wäre; so dürfte ich nur jedermann die wahre Ursache seines Unwillens erzählen; allein so weit hasse ich ihn noch nicht. ꝛc.

Funfzehnter Brief. *)

Es ist ein alter Irrthum, wenn man glaubt, daß die Leute der vergangenen Zeit weit tugendhafter gewesen wären, weit mehr Verstand, Ein-

*) BELLEGARDE in den *Lettres curieuses de Litterature et de Morale.*

Einsichten und Geschmack gehabt hätten, als die Menschen heut zu Tage; und daß ihre Werke über die unsrigen unendlich weit erhaben wären. Diejenigen, welche die Entscheidung geben, thun es oft ohne Kenntniß der Sache, und ohne in die nöthigen Umstände und Verhältniße zu dringen, um ein richtiges Urtheil über ein solche Materie zu fällen. Diese große Neigung, die Alten immer zu loben, ist die Wirkung einer heimlichen Eifersucht wider die Neuern. Indessen muß man ihnen auch Gerechtigkeit wiederfahren lassen; denn es ist gewiß, daß ihre Werke ungemein viel dazu beygetragen haben, den Geschmack ihrer Nachwelt zu bilden, und daß die Zeiten entweder gesittet, oder gelehrt, oder unwissend gewesen sind, nachdem man entweder Hochachtung oder Geringschätzung gegen diese unvergleichliche Werke gehabt hat. Allein man muß die Zeitpunkte unterscheiden: Die Zeit des Alexanders, und die Zeit des Augustus haben Männer hervor gebracht, die durch ihre Nachfolger nicht haben verdunkelt werden können, und die allemal den größten Köpfen, die nach ihnen gekommen sind, zu Muster gedienet haben. Die ersten Römer, von welchen man so viel große Dinge erzählt, waren roh und ungeschliffen; allein ihre ungestüme und wilde Tapferkeit ward durch die Gemeinschaft mit Griechenland menschlich, woher sie die Wissenschaften und schönen Künste bekamen. Seit den Zerstörungen, welche die

Bar-

Barbaren in dem Reiche machten, und seitdem sie jene berühmte Bibliotheken, die mit so vielen vortrefflichen Büchern angefüllet waren, verbrennet hatten; so wurden diese göttlichen Werke sehr rar, und der Gebrauch derselben verlosch fast ganz und gar in der folgenden Zeit. Darauf drang die Barbarey und die Ungeschicklichkeit mit der Unwissenheit ein, und dauerte die ganze Zeit hindurch, als diese kostbaren Alterthümer in der Finsterniß begraben lagen. Der gute Geschmack kam nicht eher wieder zu Ehren, als bis die Werke der Alten waren wieder gefunden worden. Sie lehren uns auch wirklich edel denken, sich mit Zärtlichkeit auszudrücken, lebhafte und natürliche Gemälde zu machen, den gemeinsten Sachen eine feine und angenehme Wendung zu geben, die sie überaus erhebet. Die, welche diese Schönheiten, davon die Kenner gereizet werden, nicht empfinden, sollten zum wenigsten sehr eingezogen seyn, Sachen zu beurtheilen, die sie vielleicht nicht verstehen: sie sollten sich darüber an die Empfindung so vieler großen Männer halten, die davon so billig und mit so großen Lobsprüchen geurtheilet haben. Es würde gewiß eine große Verblendung, oder eine grosse Unbilligkeit seyn, wenn man behaupten wollte, daß die allgemeine Hochachtung, die man in allen Jahrhunderten für die Alten gehabt hat, nur eine Wirkung der Vorurtheile wäre; denn es ist unmöglich, daß so viele große Männer, die sie bewundert haben,

sich in einer Sache von der Art sollten zusammen betrogen haben. Man weiß, wozu das Vorurtheil fähig ist, und daß die gemeine Meynung nicht allemal ein sicherer Beweis von einem wahren Verdienste ist; aber eine so allgemeine Uebereinstimmung, die durch so viele Jahrhunderte bestättigt worden, kann nicht anders als auf die Wahrheit gegründet seyn. Ich sage Ihnen das, Madame, um auf einen Zweifel zu antworten, den Sie öfters machen, nämlich, daß wenn die Alten so im Original wären, als sie in den Copien sind, die man von ihnen in unserer Sprache giebt, so verdienen sie nicht alle die Hochachtung, und alle die Ehrfurcht, die man für sie häget; weil Ihnen der göttliche Plato sehr trocken und sehr verdrüßlich vorgekommen ist, so, daß Sie nicht das Herz gehabt haben, eins von denen Gesprächen weiter zu lesen, die man seit kurzem französisch herausgegeben hat, so geschickt auch ihr Uebersetzer ist. Das ist kein gutes Mittel, wenn man von dem Verdienste eines Buchs, nur durch die Uebersetzung urtheilen will; es hält schwer, alle Schönheiten und alle Annehmlichkeiten des Originals in die Uebersetzung zu bringen; ein Schriftsteller, der in seiner Sprache blühend und anmuthig ist, wird oft in einer fremden Sprache barbarisch. Wenn man die Briefe des Voiture in ein mittelmäßiges Latein übersetzte, so würden sie kaum erträglich seyn, da sie doch im Originale meistentheils so aufgeweckt sind. Wenn

man

man von dem Homer, vom Sophokles und Euripides nach den schlechten lateinischen Uebersetzungen urtheilen wollte, die in jedermanns Händen sind, so würde man ohne Zweifel von diesen vortrefflichen Urstücken einen sehr bösen Begriff haben; aber wem sollte man dieses anders Schuld geben, als diesen unwürdigen Uebersetzern, die sie verstellet und gelähmet haben, und die zufrieden gewesen sind, sie nur schlechtweg nach dem Buchstaben, ohne Wendung, ohne Ordnung und Einrichtung, ohne die geringste Sorge auf die Schönheit, Reinigkeit und Zierde der Schreibart zu übersetzen? Das ist beynahe eben so, als wenn man die Schönheiten des Virgils, durch die abgeschmackten Possen des verkleideten Virgils wollte kenntlich machen. Um das Verdienst eines Autors zu entscheiden, muß man sehr in seiner Sprache geübt seyn, man muß ihn mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit lesen, um das Schöne von dem Fehlerhaften auszusuchen. Welcher Verachtung stellen sich nicht die Universitätspedanten blos, welche beständig auf den Aristoteles schimpfen und ihn lächerlich machen! Wie können sie doch wohl von dem starken Geist dieses grossen Kopfs, von der Schönheit, von den Reizungen und Annehmlichkeiten seines Ausdrucks urtheilen, da sie oft kaum einen Buchstaben von seiner Sprache verstehen? Die, welche den Demosthenes und Cicero mit unsern heutigen Rednern in Vergleichung, oder wohl noch gar unter sie setzen, sind nicht weniger unbillig, oder

nicht weniger unwissend. Ich räume es ein, daß wir die Beredsamkeit zu einem sehr vollkommenen Grade getrieben haben; aber man muß auch bekennen, daß noch einiger Abstand zwischen diesen Alten und uns ist. Was mich betrifft, so sehe ich den Demosthenes und den Cicero als zween außerordentliche Männer an, welche die Natur mit ihren Gaben überhäuft hatte, um aus ihnen zween vollkommene Redner zu machen. Um dieses zu erkennen, braucht man nur ihre Werke zu lesen. Die, welche nicht von den Schönheiren gerühret werden, die darinn ausgebreitet sind, haben ohne Zweifel einen verstopften Geist, und keinen Geschmack. Allein es würde vergebens seyn, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, sie zu recht zu bringen. Man muß es mit ihnen machen, wie es der Prinz einmal mit einigen Hofleuten machte, denen er eine schöne Stelle aus einer Gerichtsrede des Cicero vorlas: als er sahe, daß sie gar nicht davon bewegt waren, machte er das Buch zu, ohne das geringste zu sagen, und ohne daß er sich die Mühe gegeben hätte, ihnen die Stärke des Geistes, und der Beredsamkeit dieses großen Redners begreiflich zu machen, der eine so unvergleichliche Gabe in der Ueberredung besaß, daß selbst Cäsar, so zornig er auch war, einer so einschmeichelnden Beredsamkeit nicht widerstehen konnte, und daß er sich gleichsam gezwungen sah, einen Sträflichen zu begnädigen, den er schon verurtheilet hatte.

Die

Die Verachtung einiger Neuern fällt sowohl auf die Poeten, wie auf die Redner; sie wollen den Homer von diesem grossen Ansehen absetzen, worinn er seit so vielen Jahrhunderten stehet; sie geben vor, daß seine Gedichte voller groben Fehler wären, und sie scheinen gar nicht von dem Erhabenen und Wunderbaren, von den unnachahmlichen Schönheiten gerühret zu seyn, die darinn von allen Seiten hervorleuchten. Man kann nicht leugnen, daß Fehler im Homer anzutreffen sind; aber man muß sich auch erinnern, daß er der erste ist, der in einer so weiten Bahn, und in einem bis dahin unbekannten Lande, gegangen sey. Die Menschen werden nicht vollkommen, als nach vielen Ueberlegungen und wiederholten Erfahrungen. Die Fehler, welche in Homers Gedichten liegen, sind nicht alle auf die Rechnung des Dichters zu schreiben; man muß sich auch deswegen an die Zeit halten, in welcher er lebte. Man hatte damals nicht eben den Geschmack in den Sitten und in der Wahrscheinlichkeit, den wir gegenwärtig haben. Die Menschen haben sich gesitteter und feiner gemacht, seit der langen Reihe von Jahrhunderten, die von dem Homer bis auf uns verflossen sind. Wenn die Menschen zu der Zeit nicht eben den Geschmack, und eben die Manieren hatten, als die jetztlebenden; so liegt die Schuld nicht am Dichter. Er malte sie so, wie er sie fand: aber weit entfernt ihn zu tadeln, sollten wir uns vielmehr nach den Sitten jener ersten

Menschen bequemen, anstatt daß wir sie den unsrigen unterwerfen, und davon in Vergleichung mit unsern Handlungen, urtheilen wollen. Die Wohlanständigkeiten ändern sich mit den Zeiten; die, welche auf die Gewohnheiten, auf die Meynungen, auf die Religion gegründet sind, unterwerfen sich eben denen Abwechslungen, welche die Dinge haben, darauf sie gegründet sind. Wir sehen es aus unserer eigenen Erfahrung. Was die Ergötzung unserer Großväter ausmachte, kömmt uns jetzt lächerlich vor. Die Poeten, welche vor hundert Jahren lebten, welche bewundert und mit Vergnügen gelesen waren, und deren Verse man auswendig lernte, sind jetzt die Verachtung des gemeinen Volks. Unsere Poesie hat sich verändert, wie unsere Moden. Die Kleidungen jener Zeit dienen nur jetzt noch zu Masqueraden. Um ein gesundes Urtheil von den Alten zu fällen, so muß man sie nicht zu unsern Manieren, unserm Geschmack und unsern Sitten bringen; wir müssen bis zu ihnen zurück gehen, um uns nach ihren Empfindungen zu bequemen. Die Werke des Witzes, die man jetzt verfertiget, werden eben das Schicksal haben, wie die Schriften der Alten, wenn man wird den Geschmack verändert haben. Laßt uns also dem Homer kein Verbrechen daraus machen, wenn er unsere Vorurtheile in etwas beleidiget, und wenn er in seinen Beschreibungen nicht mit unsern Begriffen übereintrifft. Der Palast, und die Gärten des Alcinous scheinen uns

frey-

freylich sehr geringschätzig zu seyn, wenn wir den Palast und die Gärten zu Versailles, und andere Paläste in Europa gesehen haben. Das ist schade für den Homer, daß er zu seiner Zeit nichts dergleichen gesehen hat. Wenn er ein Fest beschreibet, so findet man nichts in seiner Beschreibung, welches der Reinlichkeit, der Zärtlichkeit und dem guten Geschmacke beykäme, der auf unsern Tafeln herrschet; alles siehet darinn der Mäßigkeit und Einfalt jener alten Feste ähnlich. Aber man muß bekennen, daß sein Genie die Materie übertrifft; das Edle seiner Ausdrücke unterstützt ihn bey der Armuth seines Vorwurfs, er verschönert alles, was er nur berühret: er unterläßt nicht, in den unfruchtbarsten Stellen, prächtig und erhaben zu erscheinen. Man muß gestehen, daß Fehler und Nachläßigkeiten in Homers Gedichten sind; aber das sind solche Nachläßigkeiten, die den übrigen Schönheiten des Werkes Erhöhung geben. Die geschicktesten Maler endigen nicht alle Stellen ihrer Gemälde mit eben der Sorgfalt, und mit eben der Richtigkeit; die Colorit leuchtet nicht überall in einerley Grade hervor; Licht und Schatten muß mit Geschicklichkeit angebracht seyn, um eine desto schönere Wirkung zu machen. Selbst die Natur giebt nicht allen ihren Werken alle die Vollkommenheit, die sie ihnen geben könnte; es scheinet, daß sie ihre Schätze als eine gute Haushälterinn ausstreuet.

Die, welche dem Homer aus seinen Nachlässigkeiten ein Verbrechen machen wollen, überlegen nicht, daß die grossen Geister, die ganz mit ihrem Vorwurfe beschäfftigt sind, sich nicht bis auf Kleinigkeiten herablassen; oder doch wenigstens nicht ihr Hauptwerk daraus machen. Die Erfahrung zeigt es genugsam, daß diese so fleißigen und so genauen Schriftsteller insgemein nur mittelmäßige Geister sind, die sich bey kleinen Sachen aufhalten, weil sie sich nicht zu grösseren erheben können; sie begnügen sich mit einer trockenen und verdrüßlichen Genauigkeit, die nur Zeit und Mühe erfodert. Das sind die Personen von diesem Charakter, welche die Werke der Alten ganz unbarmherzig verdammen, weil sie ihre Schönheiten nicht kennen; sie begnügen sich, zu ihrer Verkleinerung überhaupt zu sagen, daß sie ohne Ordnung, ohne Methode geschrieben wären: daß alles darinn verwirrt und zerstreut wäre, und daß man darinn weder Einrichtung noch Zusammenhang wahrnehme.

Ich verlange nicht die Alten über die Neuern zu erheben, noch zu prüfen, ob sie mehr oder weniger Verstand, oder Gaben zu grossen Sachen gehabt haben; aber ich glaube, daß man, ohne jemand Unrecht zu thun, sagen könne, daß Homer und Virgil, Demosthenes und Cicero, unter denen, die nach ihnen gekommen sind, noch nicht ihres gleichen gefunden haben, und daß sie es vermuthlich noch lange nicht finden werden.

Ich

Ich weiß, daß so berühmte und von dem ganzen Alterthum verehrte Namen blenden können; aber wenn wir auch ihre Namen beyseite setzen, um nur ihre Werke zu prüfen; so haben wir keine Gedichte, welche mit der Ilias, mit der Odyssee, mit der Aeneis verglichen werden können: wir haben keine gerichtliche Schriften oder Reden, welche den Reden und andern Werken des Demosthenes und Ciceros könnten entgegen gestellet werden.

Sechszehnter Brief. *)

Sie sind es, Madame, die Italien das Schönste gegeben haben, was man jetzt darinn siehet. In diesen kostbaren und vollkommenen Gemälden, die es von Ihnen hat, ist es gleichsam so glücklich, Sie selber zu besitzen. Sollte es nicht billig seyn, daß es Ihnen etwas anzubieten suchte, das Ihnen gefallen könnte, und daß es unter den verschiedenen Schönheiten, die ihm eigen sind, diejenigen aussuchte, welche Ihre Augen und Ihren Geist am würdigsten aufhalten möchten?

*) Schilderung des alten Tiburs oder heutigen Tivoli in Italien, von dem Abt GENEST, an die Frau von Thiange, eine geschickte Malerinn, aus den *Lettres de l'Academie Françoise.*

Vielleicht würde Tivoli diesen Vorzug haben, wenn jemand davon eine getreue und vollständige Beschreibung machen könnte. Was mich betrifft, Madame, so getraue ich mir nicht zu versprechen, es Ihnen recht gut vorzubilden. Es kömmt indessen auf einen Versuch an.

Tivoli ist eine kleine Stadt auf einem Berge, eine halbe Tagreise von Rom abgelegen, und wird sowohl wegen der Fruchtbarkeit, als wegen der Schönheit ihrer Wasser hochgeschätzet. Sie war in dem Alterthum unter dem Namen Tibur sehr brühmt. Man glaubt, daß es eine griechische Colonie gewesen sey, die von einem Gefährten des Evanders, lange vor dem Trojanischen Kriege, gegründet worden. Horaz spricht von Tibur in verschiedenen Stellen seiner Oden, und ziehet es allen möglichen reizenden Oertern in der Welt vor. Mäcen, der durch die Feinheit des Geistes und durch die Liebe zu den stillesten edelsten Vergnügungen so bekannt ist, brachte hier die Augenblicke zu, die er der Last seiner Gunst und den Staatsgeschäfften abstehlen konnte. Lucullus, der erste unter den Römern, der den Aufwand und die Ergötzlichkeiten so weit trieb, hatte daselbst seine berühmten Gärten. Der Kaiser Hadrian ließ hier unermeßliche Gebäude aufführen, welche die schönsten Theile von der Stadt Athen auf eine so prächtige Art vorstellten, daß auch blos ihre Ruinen noch heut zu Tage Verwunderung erwecken; und Tivoli, mit einem Worte,

hat

hat in allen folgenden Zeiten, eben das Ansehen und eben den Ruhm erhalten.

Der Fluß, der ehedem Anio hieß, und jetzt Aniene genennet wird, macht daselbst jenen Wasserfall, davon man so viel spricht. Nachdem er eine Weile durch das Gehölze und durchs Grüne geflossen, so stürzet er auf einmal herab, und fällt von einer grossen Anhöhe auf Felsen, wo er sich mit einem erschrecklichen Geräusche ganz wallend und ganz weiß von Schaum bricht; er bleibt einige Zeit unten in den Abgründen wie begraben; von da breitet er sich in der Pläne aus, und ergießt sich unter dem Namen Teveronne in die Tyber.

Bey der Cascade siehet man die Ueberbleibsel eines alten Tempels von runder Figur, daran die Baukunst sehr schön und nach dem grossen Geschmacke der Alten ist. Einige glauben, daß dieser Tempel dem Herkules geheiliget war; allein nach der gemeinsten Meynung, war es der Tempel der tiburtinischen Sibylle, sonst Albunea genannt. Die Völker weiheten ihr anfänglich eine Fontaine und eine benachbarte Grotte, worinn sie gewohnt und ihnen ihre prophetischen Antworten herausgerufen hatte. Sie richteten daselbst endlich Altäre auf, und beteten sie an, nachdem man in dem Fluß ihre Statue mit einem Buche in der Hand gefunden.

Der Weingarten (so nennet man in Italien die Lusthäuser) der ansehnliche Weingarten, den

man gegenwärtig zu Tivoli findet, ist der von Est, der seit länger als hundert Jahren von Hipolytus von Est, Cardinal von Ferrara, erbauet worden. Er gehöret dem Herzog von Modena, seit dem Tode seines Großonkels. Man hat die Spitze des Berges eben gemacht, um daselbst einen Pallast aufzurichten. Die Gärten sind aus verschiedenen Terrassen, die über den Abhang eines ziemlich rauhen Hügels gebauet sind, zusammengesetzt, aber doch so eingerichtet, daß man ganz anmuthig von einer Terrasse zur andern durch allmählich vertiefte Alleen, im Schatten sehr dichter und hoher Hecken herabgeht, welche alle Ungleichheiten des Erdreichs verbergen.

Die Mannichfaltigkeiten sind daselbst unendlich. Es giebt da Lauben, Gebüsche, Wiesen, Labyrinthe, und besonders eine grosse Anzahl von Springbrunnen und Grotten, die mit einer Baukunst und Statuen, von Muschelwerk und mosaischer Arbeit gezieret sind.

Die Wasser, die an dergleichen Oertern den schönsten Theil, und gleichsam die Seele aller übrigen Schönheiten ausmachen, sind da so, wie man sie nur wünschen kann. Man ziehet sie nach Belieben aus diesem Flusse, den die Natur zur Verschönerung von Tivoli mit Fleiß auf die Höhe eines Berges angebracht hat, und es hat keines andern Kunststückes bedurft, als den Felsen zu spalten, um ihnen einen freyen Lauf in diese Gärten zu öffnen. Also theilet der Bach,

wel-

welcher niemals aufhört zu flieſſen, wenn man will, ſeinen beſtändigen Lauf dieſen Springbrunnen mit, und ſie ſcheinen unerſchöpfliche Quellen zu ſeyn, immer klar, immer lebendig, begünſtiget von dem Abhange des Hügels, der ihnen eine Stärke und bewundernswürdige Thätigkeit giebt.

Der Springbrunnen, welcher am meiſten rühret und in Verwunderung ſetzt, iſt der Kronleuchter. Dieß iſt ein großes Baßin mit Drachen angefüllt, welche eine Menge Waſſer mit ſeltſamen Ungeſtüm und einem außerordentlichen Geräuſche von ſich ſpeyen. Man ſollte ſchwören, wenn man ſie nicht ſähe, daß ſie ſtatt des Waſſers, Flammen ausſpien, und daß es ein ſpielendes Kunſtfeuer wäre.

L'onde s'éleve aux Cieux grondant comme un Tonnerre,
Et ſemble toute en feu leur déclarer la guerre.
A ce bruit éclatant qui pénetre les airs,
Dans les flots élancés l'oeil cherche les éclairs;
Des Spectateurs ſurpris les ames abusées
Penſent voir allumer ces liquides Fuſées;
Et que ces traits brillans, qu'on entend petiller,
Vont brûler les jardins au lieu de les mouiller.

Die große Allee verdient es, daß man ſich dabey aufhält. Ihre Länge iſt nach der ganzen

Breite der Gärten. Sie ist von einer Seite mit einer Hecke von Lorbeerbäumen besetzt, die von einer gewissen Weite zur andern mit grossen Cypressen untermischt sind. Von der andern Seite hat sie eine Terrasse mit Baukunst und Schnitzwerk, von Thieren und Gefässen, gezieret, welche eben so viele Springbrunnen sind, und gleichsam eine Cascade von unendlich vielen Güssen und Wasserfällen ausmachen, die also zu länglst dieser Allee herrschen.

An dem einen Ende ist gleichsam eine Art einer Stadt, welche man alt Rom nennet, und sehr witzig ausgedacht ist. Sie stellet theils die berühmtesten Gebäude, theils die schönsten Werke vor, welche ehedem die Hauptstadt der Welt gezieret haben. Die Statue von Rom hat darinn den Vorsitz, die als eine kriegerische Göttinn gekleidet sitzt.

Von diesem Absatze entdecket man das ganze Feld von Rom, und man erblicket diese prächtige Stadt auf eben denen Bergen, von welchen sie ehedem die ganze Welt beherrschte.

Am andern Ende der Allee findet man einen Springbrunnen, den ich besonders schuldig bin, zu beschreiben. Seine Baukunst ist in einem halben Monde, durch Bogen und Säulenfüsse unterstützt, mit Bilderblinden voller Figuren von Najaden. Ueber dem halben Monde erheben sich Felsen, die vollkommen gut nachgemacht sind, und wo sich verschiedene Grotten öffnen. In

der

der mittelsten ist die Statue von der tiburtinischen Sibylle, davon dieser Springbrunnen den Namen führet. In den Grotten zu den Seiten sind zween Flüsse auf ihren Urnen geleitet, welche im Ueberflusse Wasser ausgiessen. Verschiedene kleine Bäche fliessen ganz umher, und stürzen sich murmelnd von dem Felsen herab. Alle diese versammlete Wasser machen hernach einen breiten Ablauf, welcher von der Höhe herabfällt, und sich in die Rundung klärer und zusammenhängender ausbreitet, als das schönste Krystall, und sich in einem grossen Baßin bricht, welches einer kleinen See, die leicht vom Weste beweget wird, gleichet. Das Baßin, die Baukunst, die Felsen, sind mit schönen Bäumen umgeben und bedeckt, insonderheit mit ungemein hohen Ahornbäumen, die den Sonnenstralen hier den Durchgang verwehren, dergestalt, daß man dieser unvergleichlichen Fontaine beständig geniessen kann, die für die schönste in ganz Italien gehalten wird. ꝛc.

Siebenzehnter Brief.

Sie sind doch noch immer der angenehme Freund, der mit seinen Gefälligkeiten so zuvorkommend ist, und der ihnen einen gedoppelten Werth zu geben weiß, durch die Art, womit er

sie erzeiget. Das Geschenk, das Sie mir von der Messe mitgebracht haben, hätte für meinen Geschmack nicht ausgesuchter seyn können. Ich habe schon längst vergebens gewünscht, dieses kostbare Werk zu besitzen, ohne welches ich meine kleine Bibliothek für sehr unvollkommen hielt: aber ich sollte es nur Ihnen zu danken haben, damit es mir noch angenehmer wäre. Sie setzen mich in eine Schuld, mein Herr, die ich durch eine blosse Danksagung nicht abtragen kann, ob es gleich sehr erträglich ist, Ihr Schuldner zu seyn. Ein Compliment kostet zu wenig Mühe, und nützt Ihnen zu wenig, als daß ich dadurch meine Verbindlichkeit beweisen könnte. Sagen Sie mir also, ob ich fähig bin, Ihnen einen wirklichen Dienst zu leisten; und es soll nicht an mir liegen, Sie zu vergnügen.

Herr — ist bey mir gewesen, und hat Ihren Gruß an mich bestellet. Die Falschheit leuchtet ihm so aus den Augen, wie Sie mir ihn beschrieben haben. Indessen hielt er sich sehr lange auf, mir seine Redlichkeit zu rühmen, oder sie mir noch mehr verdächtig zu machen. Aber was soll man von dieser allgemeinen Redlichkeit denken, davon man überall so viel spricht? Ein jeder macht sich mit dieser Eigenschaft groß, und diejenigen, die sie am wenigsten haben, sprechen oft am meisten und beredtesten davon. Das Laster verhüllet sich in die Larve der Tugend, weil es in seiner Blöße gar zu schändlich erschei-

nen

nen würde; es ehret die Tugend, weil es ihren Glanz nicht vertragen kann.

Stax rühmt die Redlichkeit, und dennoch haßt er sie:

Spricht von der Tugend schön, und übt sie dennoch nie.

Ich glaube indessen kaum, daß es Menschen giebt, die gegen jedermann ohne Ausnahme falsch sind. Welcher unseliger Geist hat sie nur hierinn einen Unterschied bey dem Nächsten zu machen gelehret? Herr — ist sonst ein Mensch von Geschmack und Einsicht: allein, Schade für den Witz, wenn man mit dem Herzen betrogen ist! Ich liebe Sie mit der zärtlichsten Freundschaft, mein Herr, und bin ꝛc.

Achtzehnter Brief.*)

Ich mißbillige Ihren Schmerz nicht, Madame, er ist gerecht, und ich nehme Theil daran. Sie können keinen mittelmäßigen Verlust leiden, wenn Sie Freunde verlieren; weil Sie nur Personen von einem besondern Verdienste lieben können. Aber Sie sind doch nicht so sehr zu beklagen, Madame, als Sie vielleicht denken.

Das

*) Von MARBAIS aus den *Lettres de l' Academie Françoise.*

Das Schicksal greift Sie nur an Ihrer starken Seite an. Außer daß es Ihnen nur eine Art eines Guts wegnimmt, damit Sie noch überflüßig versehen bleiben, so ist Ihnen auch gewiß nichts leichters, deren in einem Tage mehr zu erwerben, als es Ihnen in zehn Jahren rauben kann. Sie dürfen sich nur zeigen und reden, um Herzen und Gewogenheiten zu gewinnen. Gehen Sie also etwas sparsamer mit Thränen um, Madame, die Ihnen so kostbar sind; wir haben ohnedas nur allzuviele Gelegenheiten zu weinen. Erinnern Sie sich, daß außer einigen Schönen, die Sie kennen, jedermann recht eifrig wünschet, daß Sie die schönsten Augen von der Welt behalten möchten. ꝛc.

Neunzehnter Brief.

Gnädiger Herr,

Das Glück, dessen Ew. Hochwohlgeb. nach dem Wunsche aller redlichen so werth sind, hat mir durch seine letztere Vergrösserung die empfindlichste Freude von der Welt gemacht, und ich würde meinem Herzen eine große Zufriedenheit entziehen, wenn ich mich nicht bey dieser Gelegenheit mit den Wünschen aller Ihrer Verehrer vereinigen sollte. Glauben Sie nicht, gnädiger Herr, daß ein ungegründeter Unwillen mich von einer

so

so angenehmen Pflicht hätte abhalten können. Ich habe keinen Theil an der Bitte, welche meine Freunde aus Liebe zu meinen Besten an Sie gethan haben. Wenn sie mir vorher ihren Vorsatz gesagt hätten; so würde ich Ihnen ohne Zweifel einen Verdruß erspart haben; denn ich weiß, daß es einer großmüthigen Seele beschwerlich ist, wenn sie sich genöthiget siehet, etwas abzuschlagen. Meine Angelegenheiten, gnädiger Herr, sollen niemals jemand beunruhigen. Ich wünschte wohl zuweilen etwas mehr zu haben, das ist wahr: aber es ist mir niemals gleichviel gewesen, wie ich es haben möchte. Ueberdas lebe ich in einer Einsamkeit und in einem Zirkel von Beschäfftigungen, darinn mir das, was ich habe, genug ist, und genug seyn muß. Alles, warum ich Ew. Hochwohlgeb. ersuche, ist die Fortsetzung Ihrer gütigen Gesinnung gegen mich, und daß Sie von der aufrichtigen Ehrerbietung überzeugt seyn mögen, mit welcher ich bin ꝛc.

Zwanzigster Brief.

Es ist wahr, was man Ihnen berichtet hat. Herr T** hatte für einen seiner Freunde, der bey den besten Eigenschaften sehr unglücklich war, ohne sein Wissen ein Loos in die Berliner Lotterie gelegt, und das Loos hat zehntausend Thaler gewonnen.

wonnen. Was meynen Sie wohl, Herr T** hat die Versuchung großmüthig überstanden, und seinem Freunde die ganze Summe mit der gefälligsten und bescheidensten Art zugeschickt. Er hätte das Geld behalten können, sein Freund hätte nichts von der Untreu seiner Absicht gewußt; allein er hat ja darum eingesetzt, um einen Freund glücklich zu machen, und sein Herz war viel zu edelmüthig, als daß es einen Betrug in sich verbergen sollte. Wer weiß, sagte er, ob das Loos zu einer andern Bestimmung etwas gewonnen hätte; meine gute Absicht ist belohnt, daß ich meinen Freund mit so leichter Art glücklich sehen kann. Wenn der Freund über dieses unerwartete Glück ungemein bestürzt war, so war er es noch weit mehr über die Großmuth seines Wohlthäters; er wollte das Geld anfänglich gar nicht annehmen, weil er wußte, daß Herr T** keine einträgliche Bedienung hatte, und nicht reich war. Als er diesen nicht dazu bringen konnte; so wollte er ihm wenigstens die Hälfte zurückgeben. Auch dieses ward ausgeschlagen. Endlich überredete er ihn doch so weit, daß er das Geld zu sich nehmen und ihm als ein Kapital jährlich verzinsen möchte. Herr T** nahm diesen Antrag zum Schein an: aber anstatt das Geld zu behalten, legte ers für den Freund in die Bank zu Hamburg. Wenn ich das Geld bey mir behalte, sagte er, so kann es ihm eben so zufällig entwendet werden, als er es bekommen hat, und

ich

ich will ihn außer aller Gefahr glücklich wissen. Sehen Sie, mein Herr, ist das nicht ein Exempel der Freundschaft und Großmuth, das unsern Zeiten Ehre macht? Man wird es wohl nicht von denen erwarten dürfen, die es für unwahrscheinlich halten. Ich bin ꝛc,

---

Ein und zwanzigster Brief. *)

Es ist mir angenehm, daß du mir von deinem Bücherlesen Nachricht giebst: aber ich ermahne dich, mein Sohn, alle deine Aufmerksamkeit nicht auf die französischen Dichter zu wenden. Bedenke, daß sie nur zu deiner Gemüthsermunterung, und nicht zu deinem ordentlichen Studieren dienen sollen. Ich wollte also wohl wünschen, daß du mich zuweilen gerne von dem Homer, Quintilian und andern Schriftstellern dieser Art unterhieltest. Was dein Epigramma betrifft, so wollte ich, daß du es nicht gemacht hättest. Außerdem, daß es sehr mittelmäßig ist, so weiß ich dir auch nicht genug anzurathen, daß du dich vor der Versuchung in Acht nehmen mögest, französische Verse zu machen, die nur zur Zerstreuung deines Verstandes dienen würden: insson-

*) Vom Hern. RACINE an seinen Sohn. S. die *Mémoires sur la vie de Jean Racine P. 274.*

sonderheit muß man dergleichen wider niemanden machen.

Herr Despreaux hat eine Gabe, die ihm eigen ist, und die weder dir noch sonst jemand, wer es auch sey, zum Muster dienen muß. Er hat nicht nur von dem Himmel ein unvergleichliches Genie zur Satyre bekommen; sondern er hat auch noch außerdem eine vortreffliche Beurtheilungskraft, die ihn die Dinge unterscheiden lehret, welche man loben und welche man tadeln muß. Wenn er so gütig ist, sich mit dir aufzuhalten, so ist das eine große Glückseligkeit für dich, und ich rathe, dir dieselbe wohl zu Nutze zu machen, dadurch, daß du ihn viel höreſt, und wenig entscheideſt. Ich will dir auch wohl sagen, daß es mir lieb seyn würde, wenn du dich einer guten Hand zu schreiben befliſſeſt. Ich glaube zwar, daß du deinen Brief in grosser Eile geschrieben habeſt, die Schrift scheinet darinn sehr vernachläßiget. Laß dich dieses alles nichts verdrießen, was ich dir sage; denn im übrigen bin ich recht wohl mit dir zufrieden; und ich gebe dir diese kleinen Erinnerungen nur zu deiner Ermunterung, in allem dein Beſtes zu thun. Deine Mutter wird dir die Neuigkeiten mittheilen, die ich ihr melde. Lebe wohl, mein lieber Sohn, ich weiß nicht, ob ich weder an dich, noch an sonst jemand, binnen mehr als vier Tagen schreiben kann; indeſſen fahre fort, mir Nachricht zu geben,

ben. Schreibe mir auch ein wenig von deinen Schwestern, und umarme sie in meinem Namen.

Zwey und zwanzigster Brief. *)

Du giebst mir eine ganz gute Nachricht von deinem Studieren, und von deinem Umgang mit dem Herrn Despreaux. Es wäre sehr für dich zu wünschen, daß du öfters in so guter Gesellschaft seyn möchtest, und du könntest daraus einen grossen Nutzen ziehen, wenn du nur bey einem solchen Manne, wie Herr Despreaux, mehr suchtest zu hören, als zu sprechen. Ich bin mit deiner Uebersetzung ziemlich zufrieden; aber ich kann nicht wohl urtheilen, ob sie sehr getreu gemacht sey, weil ich nur den ersten Band von den Briefen an den Attikus hierher gebracht, anstatt des zweyten, den ich glaubte mitgebracht zu haben: ich weiß nicht einmal, ob ich ihn nicht gar verloren habe, denn ich war wie versichert, daß ich ihn hier unter meinen Büchern hätte. Um mehrerer Sicherheit willen, wähle in einem der sechs ersten Bücher, den ersten den besten Brief, den du übersetzen möchtest; aber wähle daraus insonderheit einen, der nicht so trocken ist, wie der, den du genommen hast, worinn fast von nichts

*) Von ebendemselben, an seinen Sohn.

nichts anders, als von Hausangelegenheiten geredet wird. Es giebt ja so viel schöne Briefe über den Zustand, worinn damals die Republik war, und über die wichtigen Sachen, die zu Rom vorgiengen. Du wirst nicht leicht ein nützlichers Werk lesen, deinen Verstand und deine Beurtheilungskraft zu bilden: aber ich rathe dir besonders, niemals einem Manne schimpflich zu begegnen, der so würdig ist von allen Jahrhunderten geehret zu werden, als Cicero. Es kömmt dir in deinem Alter nicht zu, und es stehet niemand an, ihm den geringschätzigen Namen eines feigen Menschen zu geben. Erinnere dich in deinem ganzen Leben dieser Stelle des Quintilians, der selbst ein großer Mann war: *Ille se profecisse sciat, cui Cicero valde placebit.* Du hättest also besser gethan, schlechtweg zu sagen, daß er nicht so tapfer oder so unerschrocken gewesen sey, als Cato. Ich will dir auch sagen, daß wenn du Ciceros Leben im Plutarch wohl gelesen hättest, so würdest du gesehen haben, daß er als ein sehr herzhafter Mann gestorben ist. ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief.

Ich möchte gern alle Welt glücklich und zufrieden sehen. Urtheilen Sie also, mein bester Freund, was es mir für ein Schmerz seyn

müs-

müsse, wenn ich den rechtschaffensten, den verdientesten Menschen leiden sehe. Man muß so lieben, wie ich Sie liebe, um das alles zu empfinden, was mein Herz bey Ihren Widerwärtigkeiten fühlet. Ich weiß, Sie haben mir nur die Hälfte davon geschrieben, um meiner Zärtlichkeit zu schonen, und mich nicht zu sehr zu betrüben; aber hätten Sie doch nur Ihr ganzes Herz ausgeschüttet; so dürfte ich mich wenigstens in keinen ungewissen Muthmassungen grämen. So sind Sie denn wirklich der Verlassene, mein guter Freund! der Unglückliche, der so wenig verdiente, es zu seyn! Sie haben in einem Monate einen zärtlich geliebten Vater, eine Bedienung und ein Vermögen verloren, daran die Ungerechtigkeit nicht gesammelt hatte. Grosser Gott! wie empfindlich muß das einer Seele seyn, die den Mangel nur an denen kennet, welchen sie durch Wohlthaten geholfen hat, und die eher das Unglück, als den Schein eines Verbrechens ertragen kann! Was wollen Sie nun anfangen, bedaurenswürdiger Freund? Wo sind ihre Patronen? Wo sind Ihre Freunde? Die Welt müßte sich sehr verändert haben, wenn Ihnen von dieser Seite viel übrig bleiben sollte. Mein Herz blutet vor Wehmuth, wenn ich mir ihren Zustand recht lebhaft vorstelle.

Ich möchte Sie gerne trösten, mein lieber Freund; aber ich weiß nicht, was man sagen muß einen Schmerz, wie den Ihrigen, zu lin-

dern;

tern; ich weiß nicht, was ich für Gründe entdecken soll, die Sie nicht alle schon so gut wüßten als ich; und wie unsicher tröstet man, wenn man selbst nicht recht getröstet ist! Ueberlassen Sie sich indessen nicht zu sehr Ihrer Traurigkeit, wenn sie es auch nur um meinetwillen thäten; denn mit der Liebe, die ich für Sie häge, kann ich keinen einzigen freudigen Augenblick haben, indeß daß ich an Ihre Thränen denke. Entziehen Sie sich den Gelegenheiten auf keine hartnäckige Art, die Ihnen zur Ermunterung dienen können, und haben Sie das Vertrauen zu der Vorsehung unsers großen Erbarmers, daß er Ihnen noch heitere Tage bestimmet hat.

Es ist wahr, Ihr Schicksal ist sehr drückend, da es mit seiner ganzen Last auf einmal einbricht. Kaum haben Sie dem ehrlichen Greise die sterbenden Augen zugedrückt; so stürzet auf der andern Seite Ihr übriges Glück ein, welches Ihre Feinde schon so lange untergraben hatten; eben als ob es noch zu wenig wäre, einen zärtlichen Vater zu verlieren. Allein Sie leiden ja unschuldig, und was ist dieses für ein Trost, wenn man mit seinem inneren Richter versöhnt ist! Wenn man weiß, daß unser Gewissen unser Fürsprecher ist! Ich weiß mir keinen elendern Zustand vorzustellen, als wo man bey einem grossen Unglücke auch noch soweit unselig ist, daß man es als sein eignes Werk ansehen muß. Ich möchte um des größten Glückes willen kein böses Gewissen

auf

auf mich nehmen, und in der Wahl, wollte ich allemal lieber mit einem zufriedenen Gewissen unglücklich seyn. Lassen Sie uns also hier Ihr großes Herz sehen, mein Freund, das sonst so beständig, so unüberwindlich war; erinnern Sie sich jenes Gedankens, der darum nichts von seiner Stärke verlieren muß, weil er so bekannt ist:

— — — *hic murus aheneus esto*
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

Dies hat ein Heyde gesagt, und Sie sind ein Christ. Ach, es ist zu viel, antworten Sie vielleicht, es ist zu viel; ich kann unmöglich so vielen Empfindungen lange widerstehen, die mich von allen Seiten bestürmen! Ja widerstehen Sie ihnen nur nach und nach, die ersten Anfälle können Sie freylich nicht ausschlagen: allein Sie müssen unter der Last nicht erliegen; erheben Sie sich mit dem edlen Stolze, der der Unschuld und Tugend eigen ist. Sie haben einen Verstand und ein Herz, dieses müssen Sie Ihren Feinden nicht aufopfern, wenn sie Ihnen gleich alles nehmen können. Sagen Sie:

Je suis tout glorieux de pouvoir me vanter
De mille et mille maux, que j'ai pu supporter.

Warum schützt doch die Tugend nicht vor dem Unglück, indeß, daß es dem Lasterhaften nach Wunsche gehet? Diese Frage, mein Herr, ist Ihnen als einem Christen ohne Zweifel nicht anständig: lassen Sie das einen Heyden sagen, der ohne Hoffnung ist. Wir erkennen den Werth der Tugend besser im Unglücke, als im Wohlstande; wir hüllen uns in dieselbe ein, und um sie recht gebrauchen zu lernen, müssen wir zuweilen etwas leiden. Sie wissen es ja besser, mein trauriger Freund, als ichs Ihnen sagen kann, daß der, welcher zur Tugend schwöret, sie nicht um des äußerlichen Glanzes, nicht um des Ranges, um des Reichthums und äußerlichen Wohllebens willen suchen darf; sondern um einen unerschöpflichen Grund zu haben, der ihn des Glückes werth macht, und dadurch er fähig wird, auch im Unglücke groß, unerschrocken und vergnügt zu seyn. Glauben Sie nicht, daß der Lasterhafte darum glücklich ist, weil er lasterhaft ist, eben so wenig, wie die Tugend an und für sich unglücklich macht. Der Lasterhafte sammlet sich mit der größten Unruhe während seiner äußerlichen Wohlfahrt einen Stand des Verderbens, so wie ungefähr unsere wärmsten Tage im Sommer die fürchterlichsten Gewitter mit der Nacht herbeyziehen. Dieses Verderben ist allemal gewiß, und es ist desto schwerer für sie, je länger es ausbleibt; denn desto kühner sammlen sie daran. Ich habe Leute gesehen, die

auf

auf dem Gipfel des Glückes waren, und welche sich dadurch berechtigt hielten, Wittwen und Waisen zu verfolgen, Verlassene zu drücken, Bedrängte noch mehr in den Staub zu treten, und Verdienste eben so eigensinnig auszutheilen, als zu belohnen: ich habe sie gesehen, und in der allertiefsten Erniedrigung, sich selbst verächtlich, ohne Trost, ohne Hülfe, ohne Bewußtseyn einer schönen That. Verachten Sie diese prächtigen Sünder, ohne über ihr Schicksal neidisch zu seyn, das gewiß nicht beneidenswerth ist.

Ich weiß, mein Werther, daß Sie eine reine Gottesfurcht besitzen, daß Sie die Religion nicht als eine Mode annehmen, sondern als das wahrhafte und einzige Mittel der Glückseligkeit. Schlagen Sie doch die schönen Trostgründe nicht aus, welche Ihnen diese Religion anbietet. Gott hat gesagt, daß er unser Vater sey, daß er uns aus Liebe züchtige, daß er uns durch Trübsalen zu sich ziehen wolle, daß er uns erretten wolle von der Hand unsrer Feinde und uns zu Ehren machen, daß er abwischen wolle alle Thränen von unsern Augen. — Diese Verheissungen sind auch für Sie gesagt. Aber bedenket man auch alles das lebhaft und überzeugend genug, wenn man in die tiefste Traurigkeit versenket ist? Ich erinnere Sie deswegen daran, und Sie müssen dieß für die beste Stelle meines Briefes halten, die Ihrer Aufmerksamkeit am würdigsten ist. Glauben Sie doch, daß dieß das einzige Gründliche ist,

daß dieß eine Quelle des Trostes ist, die uns in allen Aengsten nicht verläßt, wo wir von aller unserer Philosophie verlassen sind. Die Leiden dieser Zeit können nicht groß genug seyn, daß sie mit der Größe der Seligkeit, womit diese göttlichen Trostgründe unser Herz durchströmen, könnten in Vergleichung gesetzt werden. Ach, es ist ein Gott, es ist eine Vorsehung, mein lieber Freund, die unsere Thränen zählet, die unsere Thaten wäget, eine jede gute Absicht belohnet, die uns heilet, wenn sie uns geschlagen hat, die uns versorget, wenn wir glauben Mangel zu leiden, die uns durch unerforschliche und oft unangenehme Wege zum Tempel der Glückseligkeit führet.

Geben Sie Achtung, mein theurer P**, daß Sie nicht lange in diesem schmerzlichen Zustande bleiben werden. Ich prophezeihe Ihnen aus Ihrem jetzigen Elende ein großes Glück, dessen Annehmlichkeiten Sie desto mehr empfinden werden, je mehr Sie es würdig zu gebrauchen wissen, und je lebhafter Sie jetzt den Schmerz fühlen. Alles nimmt ein Ende, das Unglück hat seine Abwechslungen, wie das Glück; ein Ungewitter dauret nicht ewig, und es läßt uns die schönen Tage, die darauf folgen, nur angenehmer finden. Ich habe es in meinem ganzen Leben wahrgenommen, daß uns auf einen heftigen Verdruß ein angenehmer Zufall, auf ein Unglück ein unerwartetes Glück, begegnet. Die Ursachen weiß ich Ihnen nicht eigentlich zu demonstri-

striren: ich glaube aber eine Vorsehung, die uns zwar kein ganz reines Vergnügen in der Welt zugestanden hat, aber die uns auch nicht völlig dem Schmerz überlassen will, wenn wir uns nur selbst zu vergnügten Empfindungen nicht unbrauchbar machen. In den Jahren, worinn wir sind, mein Werther, gehet es noch an, ein Unglück zu tragen; wir können uns noch Hoffnung machen, glücklich zu werden; und wir werden es gewiß, wenn wir uns durch Standhaftigkeit und Gelassenheit im Unglücke dazu würdig machen. Das Rad der Begebenheiten wird für uns noch umgedreht, und wir kommen noch gewiß auf gute Stellen. Ist es nicht besser, einen guten Beschluß in der Welt zu machen, als im Alter elend zu seyn? Mir kömmt allezeit das anhaltende Glück derer, die noch keine Widerwärtigkeiten ausgestanden haben, gegen das Ende verdächtig vor. Ein jeder Mensch muß seine gewisse Portion Unglück haben, es sey früh oder spät. Sorgen Sie also nicht ängstlich, mein lieber Freund, für Ihr künftiges Schicksal. Einem Menschen von Ihren Eigenschaften kann es nicht lange elend gehen. Ihre Sache ist die Sache aller ehrlichen und rechtschaffenen Leute, die Ihnen bald mit ihrem Beystande zuvor kommen werden.

Darf ich Ihnen ein Exempel erzählen, das sehr geringe, aber sehr wahr ist, so will ich Ihnen einige Anekdoten von meinem eignen Le-

ben sagen. Ich fand mich beynahe in eben den Umständen, wenn ich die Bedienung ausnehme, worinn Sie gewesen sind, als der Tod meines Vaters, der für mich allzufrühzeitig starb, mein ganzes Gebäude voller Hoffnungen niederschlug. Ich konnte mich an keiner reichen Erbschaft trösten, es blieb mir nichts übrig, als der Segen und die Unterweisung dieses rechtschaffenen Mannes, für meine Aufführung in der Welt. Es giebt Leute von einer gewissen Sekte, die sich Patronen nennen; an dergleichen Personen mußte ich mich wenden: allein ich kam immer zu früh, oder zu spät, und ich konnte niemals den entscheidenden Augenblick treffen, darinn etwas für mich zu thun war. Diese Elenden hatten sichs niemals in den Sinn kommen lassen, mir zu helfen, weil ich vermuthlich nicht reich genug war, ihr Vetter zu seyn. Aber warum brauchten sie meines Unglücks so weit zu spotten, daß sie mir freywillige Zusagen thaten, die sie nie zu erfüllen gedachten? Ich nahm meine Zuflucht zu meinen Freunden; aber ich erfuhr bald, daß ich ihre ehemaligen Versicherungen als Complimente anzusehen hätte, die man einem macht, wenn man weiß, daß er sie nicht annehmen wird, und daß er sie nicht nöthig hat. Ich hatte sie viel zu buchstäblich erklärt, und mußte also nach dieser neuen Auslegungskunst zufrieden seyn, daß sie mir nur nicht schadeten. Von allen verlassen, und selbst von

meinen Anverwandten verachtet, und kaum noch von zween Freunden geliebet, mußte ich also wie ein Verbrecher leiden, und unter einem fremden Himmel nach einem bessern Glücke unbekannt seufzen. Alles widersetzte sich; einer Verwirrung hatte ich mich entrissen, und jetzt sahe ich mich in eine neue gestürzet; man streuete Verleumdungen wider mich aus, die einem Herzen desto weher thun müssen, das nichts, als seine Unschuld für sich hat: allein ich überließ meine Rechtfertigung der Zeit; und sie hat mich gerechtfertiget. Was soll ich Ihnen viel sagen, mein Werther? ich habe endlich etwas bessere Umstände, und viel Gemüthsruhe gefunden, die mir vielleicht meine Feinde nicht gönnen, aber die sie mir schwerlich werden nehmen können; die Religion hat mich zu der Stille gebracht, in welcher ich andre vor mir glücklich sehen kann, ohne sie zu beneiden, ohne mich zu beklagen, und in welcher ich sogar Freude darüber haben kann, wenn ich von einem andern ein Glück verdienen sehe, dazu ich mir Hoffnung machen konnte. Sind meine Umstände nicht sehr bequem und schimmernd; so habe ich, Gott Lob, ein Herz, das mit wenigem vergnügt seyn kann.

Dieses Exempel kömmt Ihnen vielleicht nicht merkwürdig genug vor; ich habe es nicht lebhaft genug erhoben, vermuthlich darum, weil ich sehr selten davon rede und schreibe. Ich will Ihnen also etwas berichten, das sich vor kurzem

mit einem Manne von meiner Bekanntschaft zugetragen hat. Dieser Mann hatte einige Leute glücklich gemacht, und vieles dazu beygetragen, daß sie endlich die ansehnlichsten Aemter erhielten. Zur Dankbarkeit stürzten sie den ehrlichen Wohlthäter, ungefähr wie die Bauleute ihr Gerüste umschmeissen, wenn sie ihr Gebäude fertig haben. Sie liessen ihn beständig abweisen, wenn er sich bey ihnen meldete; sie nahmen einen weiten Umweg auf der Strasse, wenn er ihnen begegnen konnte; und ob man ihm gleich keine Verbrechen vorzurücken wußte, so war es doch genug, daß seine Frau der andern seines undankbaren Feindes einmal eine verdrüßliche Wahrheit gesagt hatte, um seine Bedienung zu verlieren. Er schickte sich endlich so gut in dieses Unglück, als es ihm möglich war: aber er konnte dem Schmerz nicht mehr widerstehen, als er noch dazu an einem Tage durch einen unglücklichen Proceß sein ganzes Vermögen verlohr. Dieser Stoß war zu hart für ihn, als daß er ihn lange hätte überleben sollen; er hatte eine zahlreiche Familie, die er dem Mangel und der Verachtung des Pöbels ausgesetzt sahe: er verfiel in eine tiefe und verzehrende Melancholie. Eines Tages, als er bey einem meiner Freunde war, und über seine Noth außerordentliche Thränen vergoß, pocht jemand an das Zimmer an; man ruft herein, und es erscheint ein sehr wohlgekleideter Mann, der unsern Unglücklichen sogleich mit einer

ner sehr bekannten Art und voller Bewegung umarmet. Dieser wird ganz betäubet, und kann vor Erstaunen kein Wort sprechen. Ach mein Bruder, fängt er endlich an, den ich schon lange für todt gehalten habe, mußtest du noch ein Zeuge meines Elendes seyn! Sie erklären sich endlich einander; der Bruder, welcher lange Zeit in Engelland gewesen war, von da jemand berichtet hatte, daß er gestorben wäre, kam aus Westindien zurück, diesen einzigen Bruder zu besuchen. Er hatte große Reichthümer gesammlet, und hatte keine Kinder. Er setzte den Unglücklichen zu seinem Erben ein, schenkte ihm sogleich die Hälfte seines Vermögens, und nahm ihn mit nach Engelland, wo er sich sehr gut eingerichtet hatte.

Sehen Sie, mein liebenswürdiger Freund, ein Exempel, das beredter ist, als alle Gründe, die besondere Vorsehung des Himmels über die Verlassenen und Verfolgten zu beweisen. Sie haben vermuthlich keinen Bruder in Westindien; allein Sie können dennoch, ohne ein Wunderwerk zu erwarten, glücklich werden. Mäßigen Sie also Ihren Gram, ich beschwöre Sie bey der Asche Ihres nun verklärten Vaters, der auch noch sterbend für Sie den Segen erseufzet hat, und dessen Gebet nicht fruchtlos von dem Throne Gottes auf Sie zurückkehren wird.

Ich wünschte, daß Sie zu mir kämen, und daß ich Ihnen zu etwas nützlich seyn könnte. — Ich bin ꝛc.

Vier und zwanzigster Brief.

Seitdem sich Herr — einen Adelbrief gekauft hat, so glaubt er für seinen Bürger ein Privilegium zu haben, damit er allen seinen Thorheiten das Ansehen eines Edelmanns geben könne. Gewiß, er ist jetzt mehr Bürger als jemals: er fängt mit einem unerträglichen Stolze an, und wird ohne allen Zweifel bey der Unsinnigkeit aufhören. Was meynen Sie wohl, lieber S**, er hat schon so viel Erinnerungskraft verlohren, daß er mich nicht mehr kennet, mich, der ich das Unglück habe, sein Vetter zu seyn? Neulich kam ich in sein Haus, weil mich mein Weg auf der Reise bey demselben vorbey führte, um zu sehen, ob auch alles das wahr wäre, was man mir von dem neuen Hochwohlgebohrnen Herrn erzählet hatte. Meine Neugierigkeit wurde vergnügt. Ich mußte über eine gute halbe Stunde in einem kleinen Vorsale warten, weil der gnädige Herr noch die Wansbecker Zeitung las, wie er mir durch seinen Informator, oder durch seinen Kammerdiener sagen ließ, denn einer von beyden war es gewiß, oder er war beydes zugleich. Ich wäre längst weggegangen vor Ungeduld, wenn ich mir nicht das angenehme Schauspiel hätte verschaffen wollen, meinen Mann in Verwirrung zu sehen. Endlich erschien er mit der erhabenen Miene, dar-

an ich sonst den Secretär meines Patrons erkannte; er empfieng mich ganz frostig, und führte mich in das Zimmer seiner Frau, die sehr schön und sehr hochmüthig aussiehet. Herr M., fieng er nicht lange darauf an, es thut mir leid, daß Sie diesen Mittag mein Gast nicht seyn können, wir fahren zu dem Herrn von — Machen Sie sich keine Unruhe über meine Absichten, fiel ich ihm in die Rede, ich komme nur im Vorbeygehen zu Ihnen, Ihre jetzige Veränderung zu sehen, und Ihnen einen guten Rath zu geben, wenn Sie ihn annehmen wollen. Unsere Vorältern haben viel von dem Adel des Herzens gehalten, der ohne Zweifel älter und gründlicher ist, als der Adel der Geburt. Sie waren großmüthig ohne Praleréy, leutselig, freundschaftlich und der allgemeinen Hochachtung werth, darinn sie bey Vornehmen und Geringern stunden. Dieser Adel muß Ihnen ohne Zweifel nicht sehr bekannt seyn, gnädiger Herr, da Sie um einer einzigen Sylbe willen Ihre Anverwandten verkennen; aber ich weiß nicht, wie weit Sie ohne ihn mit dem andern Adel kommen werden. Sie fangen es von dieser Seite so gut an, daß ich glaube, Sie werden sich damit in einen Zustand bringen, der eben nicht beneidenswerth ist, und darüber ich Sie ungestört will nachsinnen lassen. Das Compliment war viel zu unerwartet für ihn, als daß er es hätte beantworten können, ich ließ ihn in seiner Verwirrung stehen, und gieng mit dies-

ser kleinen Rache voller Zufriedenheit weg. Es fällt mir eine Fabel ein, die ich neulich bey einem sinnreichen Schriftsteller gelesen habe, und die sich unvergleichlich auf den gnädigen Herrn schickt. Es heißt:

Un Souriceau, honteux d'être né Souriceau,
Voulut changer d'état, & devenir Oiseau.
L'insecte fit aux Dieux des prieres si belles,
Qu'il conserva son poil, et qu'il obtint des aîles;
C'est la Souris-Oiseau, c'est cet Oiseau-Souris,
Qui, grotesque Animal, n'excite que nos ris.

Ich glaube, er könne aus dieser ganz kurzen Fabel seine Moral ziehen, ohne einen Commentarius darüber nachzuschlagen. Der garstige Vetter! ꝛc.

Fünf und zwanzigster Brief.

Was wollen Sie wetten, Mademoiselle, Sie sind, ehe sechs Wochen vergehen, eine Braut? Wie? in so kurzer Zeit, werden Sie denken, schließt man eben keine Heirathen, wenn sich die Personen noch gar nicht kennen, die einander das Glück ihres Lebens anvertrauen wollen. Allein, warum verlangen Sie doch wohl eine neue

Mode zu machen, da das Heirathen ja auch zu den Glücksspielen gerechnet wird? Wissen Sie nicht, daß die allzulange Bedenkzeit — Doch ich sage Ihnen kurz, Mademoiselle, es wird Ihnen nachgestellt, und zwar von einem so artigen, belebten und gefälligen Menschen, daß Sie sich vermuthlich nicht lange werden gegen ihn halten können. Er macht schon alle Anstalten, Ihnen sein Herz anzutragen; er hat auch schon zum voraus Verse auf Sie machen lassen, und gestern hat er Präsente für Sie eingekauft. Er hatte mich kaum von seinem Vorhaben im Vertrauen etwas merken lassen, als ich mich sogleich entschloß, Ihnen zu schreiben, und mir durch diese kleine Verrätherey ein Verdienst bey Ihnen zu erwerben. Sollte es Ihnen wohl nicht lieb seyn, daß ich Sie von allem so wachtsam unterrichte, was man gegen Sie im Sinne hat? Aber wie siehet er aus? Er ist ziemlich groß, wohlgewachsen, mit einem breiten frischen Gesichte und etwas wenigen Pockengruben, mit grossen Augen und einer mäßigen Habichtsnase; er geht in einem blauen reichbesetzten Kleide, seitdem ich ihm gesagt habe, daß dieß Ihre Leibfarbe wäre. Hat er eine ansehnliche Bedienung, und ist er gelehrt? Nein, er hat keine Bedienung, denn er ist reich genug, für sich zu leben; aber er kann sich ja Ihnen zu Gefallen einen grossen Titel kaufen, wenn Sie etwa das durch ihn seyn wollen, was so manche wackere Männer durch ihre Frauen werden.

Gelehrt ist er auch nicht, aber er hat Verstand. Was hat er für ein Gemüth? Nun mit dem Gemüthe, Mademoiselle, werden Sie leicht zu rechte kommen; es ist genug, wenn man das erst nach der Hochzeit kennen lernt. So viel sage ich Ihnen überhaupt, daß es nicht schlimm ist: besonders gefällt mir das an ihm, daß er nicht eifersüchtig ist; denn ich möchte für meine Empfehlung nicht gerne den Lohn haben, daß er mir nicht zuweilen einen Kuß von Ihnen erlaubte. Prüfen Sie sich also nach dieser Abbildung, ob der Mensch Ihre Sache ist, und nehmen Sie Ihre Maaßregeln so, daß Sie ihn recht hübsch empfangen. Denn ich sähe überaus gerne, daß er nicht vergebens käme, er hat mir etwas versprochen — Sie sind doch überhaupt nicht abgeneigt, zu heirathen? Ich glaube es zuversichtlich, daß ich wegen dieser Kleinigkeit nicht erst habe anfragen mögen. Das wäre sonst ein gewaltiger Strich durch meine Rechnung! Leben Sie wohl, und entschliessen sie sich bey Zeiten nach unserem Wunsche, denn ich werde Ihnen bald den guten Freund zuführen. Ich bin ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

Ist eine wirkliche Laura in der Welt gewesen, die Petrarch geliebet hat? Hier, dünkt mich, ziehen Sie die Stirne zusammen, mein guter Freund,

und

und verwundern sich, daß ich einen Augenblick daran zweifeln kann. Ich bekenne, daß ich es allezeit fest geglaubet habe; aber neulich hat mir jemand den unangenehmen Dienst erwiesen, und mich in diesem schönen Glauben irre gemacht. Petrarch, sagt er, hat seiner Laura so viele und so mancherley Eigenschaften gegeben, er hat so viele Umstände von ihr in seine Gesänge gebracht, die unmöglich auf eine Person oder auf ein Individuum gelten können. Ich berief mich umsonst auf die Schriftsteller, die sein Leben beschrieben, die über hundert Jahre vor uns gelebet haben, und die ihn durchgehends in dem ruhigen Besitze seiner Laura lassen. Mein gelehrter Gegner hatte hundert Dinge dagegen einzuwenden. Bald waren diese Schriftsteller nicht vollständig, nicht fürsichtig und gründlich genug; bald hatten sie ihre Wahrheiten mit den Irrthümern einander nur abgeschrieben u. s. w. Ich wollte mir endlich damit helfen, daß Petrarch als ein Dichter die Sache vielleicht vergrößert, und, um seinen Gegenstand gar zu schön zu schildern, ihn unwahrscheinlich gemacht hätte, so wie etwa ein Maler von manchem häßlichen Gesichte eine Venus abbildet; ob ich gleich nicht glaube, daß Petrarch etwas Häßliches geliebet hat. Warum sollen wir uns einbilden, sprach ich, daß Bavs Patron darum nicht wirklich sey, weil er ihn in einer Dedication sehr fabelhaft lobt? Auch mit dieser Ausflucht wur-

de ich zum Stillschweigen gebracht. Man beruief sich auf Ihre Doris, die keine wirkliche Person, sondern nur ein abstrakter Charakter seyn sollte. Der ganze Unterschied bestehet also darinn, daß Petrarch den Namen Doris noch nicht gewußt hat; sonst würde er sein erdichtetes Mädchen nicht Laura genennet haben. Ein jeder Poet, sagt mein Gegner, schafft sich eine Doris an, die nur aus seinem Gehirne, wie die Tritonia aus dem Zevs, entspringt. Um diesen Preis möchte ich kein Poet seyn, mein Herr, denn ich liebe gern etwas Wirkliches. Untersuchen Sie einmal die Sache, und schreiben Sie mir ihre Gedanken davon, oder fragen Sie auch einmal Herrn B** darum, der ein großer Kunstrichter ist. Ich sähe gerne, daß Petrarch seine Laura behielte ꝛc.

Sieben und zwanzigster Brief.

Gnädige Frau,

Der Ueberbringer dieses Briefes hat sichs so fest eingebildet, daß Ew. Gnaden mich einer großen Wohlgewogenheit würdigten, als ich mir es kaum selbst einzubilden getraue. Er hat geglaubt, einen großen Schritt zu seinem Glücke zu thun, wenn er einen Theil dieser Wohlgewogenheit von Ihnen erlangen könnte, und hat mich

zu

zu dem Ende um ein Empfehlungsschreiben gebeten. Ich habe mich so gut entschuldiget, als es mir möglich gewesen ist, um Ihnen das Glück, das Sie mir gönnen, nicht noch beschwerlicher zu machen: allein theils hat mich seine Freundschaft endlich dazu verleitet, theils habe ich auch befürchtet, ein unanständiges Mißtrauen in Ew. Gnaden Gütigkeit zu verrathen, als ob dieselbe nicht groß genug gegen mich wäre, oder den Schein, als ob ich mir dieselbe nur allein zueignen wollte. Um also der Beschuldigung des Mißtrauens oder des Eigennutzes zu entgehen; so wage ichs, gnädige Frau, Ihnen meinen Freund zu empfehlen, und ich ersuche Sie, wenn Ihnen meine deutsche Kühnheit nicht mißfällt, ihm in den Angelegenheiten seines Glücks beförderlich zu seyn. Er ist ein Mensch von sehr guten Eigenschaften, die für ihn besser sprechen werden, als wenn ich ihn weitläuftig lobte. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Acht und zwanzigster Brief.

Leugnen Sie es nur nicht, mein Herr; unser Freund, den Sie unlängst besucht haben, kömmt Ihnen sehr verändert vor. Ich irre mich stark, oder er hat Ihnen eben so frostig und nachläßig begegnet, als mir. Aber wissen Sie wohl, was die Ursache davon ist? Er ist zu früh glücklich ge-

wor-

worden; er hat einen Titel erhalten, in den er noch zu sehr verliebt ist, und den er andere gern will empfinden lassen; er hat eine Frau geheirathet, für deren Hochmuth er zu viel Gefälligkeiten bezeiget, weil sie schön ist; er hat sich in Bekanntschaften ausgebreitet, die unter dem Namen der hochmüthigen Bande angekündiget werden, und die ihm auf seine Unkosten schmeicheln. Er ist etwas ehrgeizig und leichtgläubig: Ursachen genug, daß er jetzt so fremde thut. Sein Herz ist sonst von Natur nicht schlimm, und wenn ihn nicht die bösen Exempel verderben, so hoffe ich noch stark, daß er einmal wieder zurückkehren wird. Wie lächerlich kommen mir doch die Leute vor, die sich durch unsern Umgang glauben zu entehren, die sich einbilden, uns durch diese Herablassung ein grosses Opfer zu thun, das wir ihnen zu einem Verdienste anrechnen sollen, blos darum, weil sie das Glück ungefähr einige Stufen höher gesetzt hat? Eine so kleine Denkungsart, die unter wahrhaftig großen Leuten nicht Mode ist, kann man nicht anders als mit Verachtung bezahlen. Was steckt denn für eine Ehre darinn, grob zu seyn, und eine vornehme Miene anzunehmen? Ich glaube, diese Tugend schickt sich am besten für die Pferde.

Neulich hatte ich in Gesellschaft mein Urtheil über ein Werk von Herrn — gesagt; man war so gütig gewesen, und hatte es dem aufgeblasenen Autor mitgetheilet; er half sich mit einer

groß-

großmüthigen Entscheidung. Der Mensch, sagte er, versteht mein Buch nicht einmal recht zu lesen. Ich erfuhr es durch eben die Gütigkeit wieder, und es fiel mir das Epigramma dabey ein, welches jemand dem Chapelain bey einer ähnlichen Gelegenheit machte:

Froid, sec, dur, rude Auteur, digne objet de Satyre,
De ne savoir pas lire oses-tu me blamer?
Helas! pour mes péchés, je n'ai sû que trop lire
Depuis que tu fais imprimer.

Ob man noch in zwanzig Jahren an seinen Büchern wird lesen lernen, das lasse ich an dem Orte, wohin man so viele Dinge gestellt seyn läßt. O wie vergänglich und zweydeutig ist der Ruhm der Schriftsteller, mein Herr, die doch so trotzig für die Ewigkeit schreiben! Ich an meinem Theile wünschte allemal lieber die Ruhe einer einzigen Familie herzustellen, eine einzige unglückliche Tugend aus dem Staube zu heben, einen einzigen Tag Titus zu seyn, als zwanzig Folianten geschrieben zu haben.

Neun und zwanzigster Brief. *)

Wenn auch die Sorgfalt, gnädiger Herr, die Sie beym Anfange meines Unglücks für meine Angelegenheit zu tragen beliebten, nicht allen Erfolg gehabt hat, den ich hätte hoffen können; so bin ich Ihnen doch darum nicht weniger verbunden:

— — careat successibus opto,
Quisquis ab euentu facta notanda putat.

Es wird allemal wahr bleiben, gnädiger Herr, daß Sie für mich weit mehr Gütigkeit gehabt haben, als ich selbst kaum zu hoffen getrauete; und das Schicksal, welches mir alles genommen, hat mir weder mein Herz, noch meinen Verstand genommen.

Ich freue mich also ungemein, daß ich diese kleine Gelegenheit finde, Ihnen ein geringes Merkmal meiner Dankbarkeit zu geben. Allein ich zweifle, ob alle die Ehrerbietung, welche ich für Sie und alle Ihre Befehle hege, hier nicht sehr vergebens sey, und daß das Verdienst des Hrn. Abts Fleschier Ihrer Empfehlung nichts über-

*) PATRV an den Herzog von MONTAVISIER wegen der Aufnahme des Herrn Fleschier in die französische Akademie.

überläßt. Ihr Zeugniß, gnädiger Herr, konnte ihm in der That ganz allein einen sehr grossen Rang im Reiche der Wissenschaften geben: aber wenn Sie auch für ihn stumm wären, so reden doch seine Werke genug von seiner grossen Tüchtigkeit, und die Akademie ist allzu erleuchtet, um nicht mit offenen Armen einen anwachsenden Burger des Parnasses zu empfangen, von welchem sie so viele Ehre erhalten kann. Ich bin ꝛc.

Dreyßigster Brief. *)

Ich schicke dir die Abschrift eines Briefes, den ein Franzose aus Spanien hieher geschrieben hat: ich glaube, daß es dir angenehm seyn wird, ihn zu sehen.

Seit sechs Monaten durchreise ich Spanien und Portugall; und ich lebe unter Völkern, die alle andere verachten, und den Franzosen noch allein die Ehre anthun, sie zu hassen.

Die Ernsthaftigkeit ist der glänzende Charakter beyder Nationen: sie kündiget sich hauptsächlich auf zweyerley Arten an: durch die Brillen, und durch den Knebelbart.

Die Brillen beweisen ganz unumstößlich, daß der, welcher sie trägt, ein grundgelehrter Mann, und

*) *Lettres Persanes* Tom. II. Lett. LXV.

und so vergraben in dem Bücherlesen seyn müsse, daß sein Gesicht davon geschwächt worden: und eine jede Nase, die damit gezieret oder beladen ist, kann ohne Widerspruch für eine gelehrte Nase gelten.

Was den Knebelbart anbetrifft, so ist er schon an und für sich selbst, und unabhängig von den Folgen, ehrwürdig; ob man gleich dennoch nicht unterläßt, öfters daraus grossen Nutzen zum Dienste des Fürsten und zur Ehre der Nation zu ziehen; wie es ein berühmter portugiesischer General*) einmal in Indien zeigte. Denn als er eben Geld nöthig hatte, schnitte er sich einen Theil seines Knebelbartes ab, schickte ihn den Einwohnern zu Goa, um zwanzig tausend Pistolen auf dieses Pfand von ihnen zu leihen. Sie wurden ihm ohne Anstand geliehen; und er löste hernach den Bart wieder mit Ehren ein.

Man begreifet leicht, daß ernsthafte und phlegmatische Völker, wie diese sind, Eitelkeit haben können; und es fehlt ihnen auch nicht daran. Sie gründen sich gemeiniglich auf zwey sehr merkwürdige Dinge. Die, welche in dem festen Lande von Spanien und Portugall leben, fühlen ein sehr erhabenes Herz bey sich, wenn sie das sind, was sie alte Christen nennen; nämlich daß sie nicht von solchen Leuten abstammen, welche die Inquisition in diesen letzteren Jahr-

(* Jean de Castro.

Jahrhunderten überredet hat, die christliche Religion anzunehmen. Die, welche in Indien sind, freuen sich nicht weniger, wenn sie betrachten, daß sie das erhabene Verdienst besitzen, wie sie sagen, Menschen von weißem Fleische zu seyn. Nie kann eine Sultaninn in dem Serail des Großherrn über ihre Schönheit stolzer seyn, als der älteste und nichtswürdigste Kerl über die olivenfärbige Weisse seiner Haut ist, wenn er in einer Stadt von Mexico auf seiner Thüre mit durchschlungenen Armen sitzet. Ein so wichtiger Mann, eine so vollkommene Kreatur würde um aller Welt Güter willen nicht arbeiten; und würde sich niemals entschliessen, durch ein geringes Handwerk die Ehre, und die Würde seiner Haut in Gefahr zu setzen.

Denn man muß wissen, wenn ein Mensch von einem gewissen Verdienste in Spanien mit den Eigenschaften, davon ich geredet habe, z. E. noch diese verbinden kann, daß er Eigenthümer von einem großen Degen ist, oder daß er von seinem Vater die Kunst gelernt hat, eine verstimmte Cyther erbärmlich genug zu spielen; so arbeitet er nicht mehr; seine Ehre spricht für seine Ruhe. Der, welcher des Tages zehn Stunden sitzen bleibt, erhält gerade noch einmal so viel Hochachtung, als ein anderer, der nur fünf Stunden sitzt; weil sich der Adel auf Stühlen erlangen läßt.

Aber obgleich diese unüberwindlichen Feinde der Arbeit sich mit einer philosophischen Ruhe groß machen; so haben sie doch dieselbe nicht im Herzen, denn sie sind beständig verliebt; sie sind unter allen Menschen in der Welt die ersten, die schmachtend unter dem Fenster ihrer Gebieterinnen sterben können —

Sie sind fürs erste andächtig, und fürs zweyte eifersüchtig. Sie werden sich wohl dafür hüten, daß sie ihre Weiber den Kühnheiten eines zerfetzten Soldaten, oder eines alten abgelebten Richters, aussetzen; sondern sie wollen sie lieber mit einem jungen Unerfahrnen einschließen, der die Augen niederschlägt, oder mit einem starken muntern Franciscaner, der sie aufschlägt.

Sie kennen die Schwäche des Frauenzimmers besser als jemand; sie wollen nicht leiden, daß man ihren Fuß sehen dürfe —

Man sagt überall, daß die Leiden der Liebe grausam sind; sie sind es noch weit mehr für die Spanier. Die Weiber heilen sie zwar von ihren Leiden; aber sie machen nur, daß sie sich verändern, und es bleibt ihnen allemal ein langes und verdrüßliches Andenken von einer erloschenen Leidenschaft übrig.

Sie haben gewisse kleine Höflichkeiten, die in Frankreich würden übel angebracht scheinen: z. E. ein Hauptmann schlägt seinen Soldaten niemals, ohne ihn um Erlaubniß darum zu bitten; und die Inquisition läßt niemals einen

Ju-

Juden verbrennen, ohne ihm ihre Entschuldigung zu machen.

Die Spanier, die man nicht verbrennet, scheinen der Inquisition so zugethan zu seyn, daß man sie ihnen zum Verdruß nehmen würde. Ich wünschte nur, daß man noch eine andere aufrichtete, nicht wider die Ketzer, sondern wider die Erzketzer, die den kleinen Ränken der Mönche eben die Kraft beylegen, als den sieben Sacramenten; welche alles anbeten, was sie verehren; und welche so andächtig sind, daß sie kaum noch Christen sind.

Sie können bey den Spaniern Verstand und guten Geschmack antreffen, mein Herr! Aber Sie müssen ihn nicht in ihren Büchern suchen. Sie sollten nur eine von ihren Bibliotheken sehen: da stehen die Romane von der einen Seite, und die Scholastiker von der andern; Sie sollten sagen, daß durch einen geheimen Feind der menschlichen Vernunft, die Theile derselben gemacht und im Ganzen zusammen gebracht sind.

Das einzige gute unter ihren Büchern ist das, welches das Lächerliche aller andern zeigt.

Sie haben unermeßliche Entdeckungen in der neuen Welt gemacht; und sie kennen noch nicht einmal ihr eigenes festes Land. Ueber ihre Flüsse gehet diese oder jene Brücke, die noch nicht ist entdecket worden; und in ihren Gebirgen giebts Nationen, die ihnen unbekannt sind.

Sie sagen, daß die Sonne in ihrem Lande auf und nieder gehe; aber man muß auch dabey sagen, daß sie in ihrem Laufe nur verheerte Felder und wüste Gegenden antrifft. Ich bin ꝛc.

Es würde mir nicht unangenehm seyn, lieber Freund, einen Brief von einem Spanier nach Madrit geschrieben zu sehen, der in Frankreich reisete. Ich glaube, er würde seine Nation gut rächen. Was für ein weites Feld für einen phlegmatischen und tiefsinnigen Menschen! Ich bilde mir ein, daß er die Beschreibung von Paris ungefähr so anfangen würde:

Es ist hier ein Haus, darinn man die Narren einsperrt: man sollte anfänglich glauben, daß es das größte Gebäude der Stadt wäre; nein, das Hülfsmittel ist sehr klein für das Uebel. Die Franzosen, welche bey ihren Nachbarn ungemein beschrien sind, sperren ohne Zweifel darum einige Narren in ein Haus, damit sie uns überreden wollen, daß die, welche draußen sind, klug wären.

Ich lasse hier meinen Spanier; und bin ꝛc.

Ein und dreyßigster Brief.

Mein Gott, was ist das für ein rauher und häßlicher Charakter, den Sie uns in Herrn — neulich zugeschickt haben! Es ist der unerträglichs-

ste

ste Mensch für die Gesellschaft, den ich jemals gesehen habe. Er besitzt einen Stolz von der groben Art, den man den Bauernstolz zu nennen pflegt. Man hört ihn von andern nicht loben; aber man braucht ihn nur selber zu sprechen, so lernen wir alle seine Verdienste kennen. Er ist ein grosser Kritikus, ein vollkommener Sprachkündiger, ein Philosoph, der seines gleichen sucht, ein Theologe von der neuen Mode, kurz er ist alles. Man trauet ihm gewiß so viel Vortreffliches beym ersten Anblicke nicht zu, wenn es wahr ist, daß man in einem Körper von grober Bauart selten eine feine Seele findet; denn nach seinem Körper stellt er einen wohlgekleideten Bauer vor. Er nennt uns alle seine Bögen daher, die er der Welt, als Abbildungen seines dürftigen Genies, aufgedrungen hat; nennt alle Journale, darinn sie, bis auf die Zusätze von dem Seinen, gelobt worden; thut alle diejenigen in Bann, die sie tadeln. Er ist ein handfester Autor: er entscheidet durch Machtsprüche, und wenn diese nicht den grossen Mangel seiner Beurtheilungskraft verriethen, so würden uns seine Handlungen gewiß nicht im Zweifel lassen. Diese und seine Manieren sind mehrentheils unglückliche Nachahmungen eines großen Mannes; und man kann sagen, daß alles, was noch an dem Originale gefällt, an der Copie lächerlich wird. Er ist rangsüchtig, weil er keinen Rang hat, der viel bedeutet: er affektiret galant zu seyn,

sogar bis in Ungezogenheiten und Unflätchereyen: er ist keines Menschen Freund, und er hat auch selber keinen Freund. Ich glaube, daß er sehr übel von mir spricht; aber ich wünschte auch nicht, daß er mich lobte, weil ich sonst gewiß viel ähnliches mit ihm haben müßte. So oft ich ihn sehe, stelle ich mir einen leibhaften Orbil vor, und ich bedaure alle jungen Leute, die er seine Gelehrsamkeit kann empfinden lassen. Halten sie den Charakter nicht Ihrer Satyre werth, mein Herr? Doch ich glaube beynahe, daß er zu weit unter der Satyre ist. Es ist kein rechtes Original, keine rechte Copie: ich weiß nicht, was es für ein unseliges Mittelding ist. ꝛc.

Zwey und dreyßigster Brief.

Ich gebe mich für keinen Casuisten aus, Mademoiselle, aber ich getraue Ihre Frage von der Zulässigkeit des Romanenlesens weder ganz zu bejahen, noch ganz zu verneinen. Es giebt Romane, die zur Erröthung der Tugend und zum Aergerniß der guten Sitten geschrieben sind, oder zur Verderbung des Geschmacks. Ich brauche Sie nicht zu erinnern, daß diese Bücher verabscheuungswerth sind, noch ein weitläuftiges Verzeichniß derselben anzuführen, da Ihre Liebe zur Tugend und Ihre schönen Einsichten keine

dergleichen böse Bücher und elende Kleinigkeiten in Ihrem Kabinete vermuthen lassen. Was die guten betrifft; so will ich sie zwar nicht aus den Bibliotheken verstoßen, aber ich wünschte doch, daß man kein Hauptgeschäffte daraus machte, sie zu lesen. Das sind Sachen, die nur zum Zeitvertreibe, zur Gemüthsermunterung und zu den Nebenstunden gehören, worinn man keine angenehmere Gesellschaft haben kann. Ich könnte hier meinem Briefe ein gelehrtes Ansehen geben, wenn ich mich in eine weitläuftige Kritik einlaßen wollte: aber erlauben Sie mir nur dieses zu sagen, Mademoiselle, daß die Lesung der Romane den gründlichern Wissenschaften, als der Philosophie, der Moral, und der wirklichen Geschichte, nichts entziehen müsse. Diesen Satz schreibe ich hier mit desto größerm Vergnügen hin, da ich weiß, daß Sie unter die schönen Wolfianerinnen gehören. Es ist wahr, ich treffe in den Romanen auch eine Moral an; aber man giebt sich selten die Mühe, sie daraus abzusondern, und warum will man sie nicht lieber aus wirklich geschehenen Begebenheiten lernen? Ich habe auserdem an vielen Personen, die ihre Zeit mit einer gar zu unmäßigen Begierde auf Romane verschwendeten, ein gewisses niedergeschlagenes und schmachtendes Wesen, eine Zerstreuung des Gemüths bemerkt, die ganz ihrer vorigen Lebhaftigkeit zuwider war; vermuthlich weil sie das von Natur zärtliche Herz mit gar zu vielen Em-

pfindungen überhäuften und gleichsam abnutzten. Andere nahmen auch eine gewisse romanhafte Art zu denken daraus an, die ihnen nicht natürlich war. Doch von dem allen ist hier bey Ihnen die Rede nicht, Mademoiselle, und ich will also ohne Umschweife auf den andern Punkt Ihres angenehmen Briefes antworten, so gut ich kann. Sie bitten mich um ein Verzeichniß auserlesener Bücher von der Art: ich will es ganz kurz machen, denn Sie werden wohl nicht alles kaufen dürfen, was uns aus Paris, Amsterdam und aus dem Haag zugeschickt wird, wo so viele Memoires von schwachen Köpfen und aus halber Verzweiflung geschrieben werden. Frankreich ist in dieser Gattung von Schriften ohne Zweifel die reichste Quelle, und hat sich jetzt durch den Prevot von Exiles, Marivaux und Crebillon in einen dreyfachen Geschmack getheilet. Ich wünschte in ihrem Kabinete alle Romane der beyden ersteren zu finden, als die *Mèmoires d'un homme de qualité*, den *Cleveland*, den *Doyen de Killerine* und den *honnêt'homme*, von dem Herrn von Marivaux, die Marianne und die *Paysanne parvenue* des Ritters Mouhy, welche viel besser gerathen ist, als ihr Bruder, der *Paysan Parvenu*. Ich bin sehr unschlüßig, was ich Ihnen von dem Crebillon anrathen soll. So viel ich Ihren Geschmack kenne, Mademoiselle, möchten Sie schwerlich aus den orientalischen Erfindungen und grossen Freyheiten dieses schönen

Gei-

Geistes viel Vergnügen schöpfen. Außerdem wird Ihnen der englische Robinson, der *Gil Blas* vom Herrn *le Sage*, die Historie der Leidenschaften vom Herrn *Toussaint*, und vor allen Dingen *Dom Quixotte* angenehm seyn. Ich sage Ihnen nichts von der Pamela, und Clarissa, denn ich bin überführt, daß Sie zwey so schöne Bücher längst müssen gelesen haben. Der Mendoza wird Ihnen ebenfalls nicht unbekannt seyn. Die Uebersetzungen dieser Bücher sind mehrentheils schlecht, und da Sie die französische Sprache verstehen, Mademoiselle, so verspreche ich Ihnen zweymal so viel Vergnügen, wenn sie dieselben im Französischen lesen werden. Von deutschen Originalen weiß ich Ihnen außer dem redlichen Manne am Hofe, und der Schwedischen Gräfinn von G * wenig oder gar nichts vorzuschlagen. Sind Se mit diesen Büchern zu Ende; so kann ich vielleicht mit einem neuen Verzeichnisse dienen. Ich bin ꝛc.

Drey und dreyßigster Brief.

Das ist betrübt, wenn man zu einer Gesellschaft verdammet ist, die uns nicht gefällt. Wie viel Zwang muß man sich anthun, sich zu verstellen, eine heitere Miene anzunehmen, bey einem Einfalle zu lachen, der uns innerlich Mitleiden macht, und sich nach tausend kleinen Thor-

heiten der Mode zu richten! Mein Herz wird mir dann so schwer, alle meine Mienen und Reden sind so schüchtern, so verwirrt, so zweydeutig, daß ich kaum weiß, was ich anfangen soll. Ich möchte sterben, wenn ich mein Herz lange in einem solchen Zwange fühle; und wenn mich nicht der Umgang einiger lieben Freunde die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens empfinden liesse; gewiß, so würde ich noch in diesem Jahre ein Misanthrope. Außer denen Besuchen die so ängstlich sind, muß ich noch viele sinnreiche Leute kennen, die so gelehrt thun, und alle Augenblicke so bereit sind, in Disputationen auszubrechen, daß ich beynahe alles vergesse, was ich weiß. Man hat mir gesagt, daß ich zwo ganz verschiedene Personen vorstellte; allein, warum kann man doch nicht immer eine einzige vergnügte vorstellen? Beklagen Sie sich also nicht so sehr, mein Herr, über Ihr einsames Leben; ich schicke Ihnen sonst die schönen Gesellschaften auf den Hals, und tausche herzlich gerne mit Ihrer Einsamkeit.

Vier und dreyßigster Brief.

Niemals habe ich mein Unvermögen so lebhaft gefühlet, als da ich Ihrem Freunde in der bewußten Angelegenheit nicht habe dienen können.

Die

Die Sache war schon entschieden, als ich Ihre Nachricht bekam, und es lag nicht am meinem Herzen, daß sie nicht zu seinem Vortheile wäre entschieden worden. Indessen hoffe ich noch sehr stark, ihm bey einer nahe bevorstehenden Gelegenheit nützlich zu seyn, und das tröstet mich einigermassen über die Verfehlung der gegenwärtigen.

Ich bin Ihnen für die Mittheilung Ihres Gedichts sehr verbunden. Ich wünschte, daß Sie nicht soviel darinn geändert hätten; Sie haben es gar zu regelmäßig machen wollen, und darüber scheinet das Gedicht viel natürliches zu verlieren. Es fällt mir ein, daß einst ein grosser Kenner, mit dem ich nicht zu vergleichen bin, seinem Freunde eine Ode zurückgab, und statt der ganzen Kritik weiter nichts als dieses sagte: " Ihre Ode ist regelmäßig: aber sie gefällt mir " nicht. " Dieses muß wohl freylich nicht in dem strengsten Verstande gelten. Aber es sind gewisse Nachläßigkeiten, mein Herr, darüber man keine bestimmte Regeln geben kann, und die man einem Gedichte nicht nehmen muß, wenn es nicht gar zu steif werden soll.

Wer niemals fehlt, der fehlt auch niemals schön. Diese Nachläßigkeiten verzeiht Ihnen zwar nicht leicht ein gelehrter Kunstrichter: allein oft hat der ungelehrte Kunstrichter in der Empfindung des Schönen den Vorzug. Der Gelehrte bemühet sich schon, Fehler darinn zu finden: der

Ungelehrte ist nicht mit solchen Vorurtheilen eingenommen: seine Empfindung entdeckt mir die Stimme der Natur; sein Geschmack ist oft reiner, als des Gelehrten, und fast allemal aufrichtiger. Der Beyfall eines solchen Mannes ist allemal viel werth, und ich lasse ihn daher gerne über meine Werke urtheilen. Tadelt er eine Stelle; so verlange ich gar nicht vorher einen geometrischen Beweis von ihm, daß sie fehlerhaft sey; sondern um sie auszustreichen, braucht er mir nur zu sagen: Die Stelle gefällt mir nicht.

Sind Sie ein guter Freund vom Herrn — so ziehen Sie ihn doch von dem leichtsinnig gefaßten Vorhaben ab, die Ilias des Homers in deutsche Reime zu verstecken. Er unternimmt etwas, das unbeschreibliche Mühe kostet, und wobey wenig Ehre, aber viel Schande zu erreichen steht. Macht er die Uebersetzung sehr gut, welches freylich zu wünschen wäre: so bleibt es doch allemal nur eine Uebersetzung; geräth sie ihm schlecht, so ist es desto schlimmer für ihn. Ein mittelmäßiges Original wird tausendmal eher verziehen, als eine mittelmäßige Uebersetzung. Ich bin ꝛc.

Fünf und dreyßigster Brief.

Der Entwurf des Trauerspiels, den Sie mir geschickt haben, gefällt mir ungemein wohl, und

ich

ich wünsche das Stück bald in seiner ordentlichen Einkleidung zu sehen. Aber warum wollen Sie es in Prosa machen, mein Herr? Sie wissen ja, daß sich die Dichtkunst das Trauerspiel gleich von den ersten Zeiten her zugeeignet hat:

Ignotum Tragicae genus inuenisse Camoenæ
Dicitur, et plaustris vexisse poemata Thespis:

sagt unser lieber Horaz. Sie haben meine Anmerkung vorher gesehen, weil Sie zu Ihrer Rechtfertigung sagen, daß es Ihnen natürlicher vorkomme, die Helden prosaisch reden zu lassen, als in Versen. Allein hierauf antworte ich Ihnen, daß es ein großer Unterschied ist, ein Trauerspiel vor sich, in der Einsamkeit unsers Zimmers, in einem Ton, und mit einer scandirenden Art herzulesen; und ein Trauerspiel auf der Schaubühne vorstellen zu sehen: das ist ganz etwas anders. Hier merken wir nur den schönen prächtigen Syllbenfall der Worte, aber keine Scansion; diese würde alles verderben. Aeschylus hat dieses zur Würde des Trauerspiels für nöthig gehalten,

Et docuit magnumque loqui, initique cothurno,

und die Zuschauer haben noch niemals eine Prosa verlangt, wenn die Verse gut gewesen sind. Aber, warum macht man Lustspiele in Prosa? Darum

weil man hier einen niedrigen Ausdruck, und die gewöhnliche Sprache im gemeinen Leben vertragen kann. Kurz, mein Herr, ich rathe Ihnen nicht Ihrer Fabel ein prosaisches Kleid zu geben; Sie werden sonst mit unsern Aristarchen viel zu thun bekommen. Im Ernste, denken Sie? Ja schicken Sie mir nur Ihr Trauerspiel: vielleicht gebe ich Ihnen alle diese Gründe für mein Theil gleich bey der ersten schönen Scene preis.

Was die Satyre des Herrn B** betrifft; so muß ich Ihnen sagen, daß sie mir sehr schlecht vorkömmt, nicht, als wenn das Gedicht an und für sich nichts taugte, denn es sind viele schöne Stellen darinn; sondern weil er Personen getadelt hat, die er hätte ehren müssen. Was soll ich mir für einen Begriff von einem Menschen machen, der seine Freunde und Wohlthäter lächerlich machen will? Der beste Witz wird verächtlich, wenn man ihm zu gefallen einen Freund aufopfert.

Ich höre von allen Seiten, daß man an neuen Heldengedichten arbeitet, und einer von meinen Freunden hat schon über sechs junge Dichter bey der That ertappt. Ich bin viel zu patriotisch, als daß ich unserm Vaterlande nicht viele Homere gönnen sollte; aber die Griechen haben nur einen Homer gehabt, die Römer nur einen Virgil, und ich sorge, die Deutschen werden nur einen K** behalten. Indessen bin ich mit Ihnen eins, daß der Meßias viele gute Dichter erwecken wird, die die Höhe ihres Genies bis-

her

her noch nicht recht gefühlt haben. Ich will nur noch hinzusetzen, daß er auch viele unglückliche Dichter machen wird.

Schicken Sie mir doch die Lobrede — Ob ich gleich weiß, daß fast alle Schriften von der Art einerley Inhalt zu haben pflegen; so wäre ich doch begierig, diese zu sehen, davon mir der Verfasser, als ein sehr geschickter Mann, bekannt ist. 2c.

Sechs und dreyßigster Brief.

Sie haben zu viel Vertrauen in mich gesetzt, gnädige Frau, wenn Sie mir befehlen, einen Hofmeister für Ihren Herrn Sohn vorzuschlagen. Außerdem, daß solche Leute in der That schwer aufzusuchen sind, die mit allen Eigenschaften zu diesem Amte versehen wären; so bin ich auch viel zu schüchtern und unschlüßig, wenn es auf Empfehlungen von der Art ankömmt, indem man sie fast allemal am Ende bereuen muß. Man kann nie alle Umstände so genau übersehen, daß man für das Zukünftige Bürge seyn könnte, und ich möchte um aller Welt Güter willen Ihnen kein böses Geschenke machen. Indessen spricht mir Ihr unvergleichlicher Charakter Muth ein, gnädige Frau, da Sie sogar Ihren vorigen schlechten Informator zu einer Beförderung behülflich gewesen sind. Es soll nicht an meiner

Redlichkeit liegen, daß ich Ihnen nicht den besten Hofmeister von der Welt vorschlage.

Herr R** ist ein Mensch, der viel Verstand und so weit ich ihn kenne, ein sehr gutes Herz besitzt. Er hat sich auf die Rechtswissenschaft gelegt, und verstehet die französische und italiänische Sprache nebst den Exercitien überaus wohl. Sein Geschmack ist sehr fein, und in seiner Aufführung trifft man nichts pedantisches an. Er kennt die Welt und den Wohlstand nach allen Ordnungen der Menschen so gut, als jemand; aber er ist von einem eingezognen Wesen. Was ich besonders an ihm hochschätze, ist dieses, daß er viel Religion und Gewissen hat, und daß er die Eigenschaft eines ehrlichen Mannes allem andern Ruhme vorziehet. Ich glaube, der junge Herr wird ihn kaum sehen; so werden sie sich beyde einander schon lieben; und wie viel werden sie nicht beyde dadurch gewinnen! Er steht aber nur unter zwo Bedingungen zu erhalten; einmal, daß er ein gutes Salarium bekömmt, und dann, daß er an keine Zeit gebunden sey, zu bleiben.

Sehen Sie, gnädige Frau, ob der Mensch gut gewählet ist: wie angenehm würde es mir seyn, wenn Ihr Wunsch mit meiner Hoffnung erfüllet würde! Ich habe die Ehre ꝛc.

Sieben und dreyßigster Brief.

Ich muß Ihnen die betrübte Nachricht schreiben, daß unser Freund todt ist. Da Sie ihn so aufrichtig geliebet haben, als er liebenswürdig war; so werden Sie seinem Grabe gern eine Thräne schenken, und es wird Ihnen nicht zuwider seyn, daß ich Ihnen, außer dem Befehl, den er mir noch Ihrentwegen vor seinem Ende gab, etwas von den Umständen seines Todes sage. Die auszehrende Krankheit, die ihn ergriffen hatte, und die durch den Gram über sein widriges Schicksal immer mehr Nahrung bekam, setzte ihm auf einmal so stark zu, daß man ihn nur drey Tage bettlägerig sahe. Gleich am ersten Tage, als er sich hinlegte, sagte er uns mit einem ziemlich gesetzten Ton: „ Ich werde von „ diesem Lager nicht wieder aufstehen, und mein „ Herz sagt mirs, daß ich der ewigen Ruhe nahe „ bin, die ich so sehnlich wünsche; helfet mir sie „ erbitten, Freunde! euch allein verlasse ich ungern; sonst hält mich nichts mehr auf. „ Wir bemüheten uns um die Wette, dem kranken Freunde zu pflegen, und er schien von dieser kleinen Eifersucht unter uns gerühret zu seyn. „ Ich nehme „ eure Sorgen, und schlaflosen Nächte gerne an, „ theuresten Freunde, sprach er, denn ich hoffe, „ daß sie euch nicht lange ermüden sollen: sie

sind

„ sind mir Pfänder eurer Freundschaft, und ge-
„ ben mir den süßen Trost, daß ich wenigstens
„ von euch nicht ungeliebt sterbe. Aber erwei-
„ set mir die wichtigste Gefälligkeit, und lasset
„ den Prediger von — zu mir rufen. „ Der
Prediger erschien, und Sie wissen wie unver-
gleichlich dieser Mann beym Krankenbette ist.
Wir ließen ihn mit dem Kranken allein, und ich
begab mich in ein nahgelegene Kammer, wo ich
alle ihre Unterredungen anhören konnte. Ich
kann Ihnen nicht sagen, mit was für einer De-
muth, woraus die wahre Größe eines Christen
hervorleuchtet, er die erweckenden Reden des Pre-
digers annahm; mit was für einem männlichen
Glauben er das Verdienst des Erlösers sich zu-
eignete. Der Prediger sagte: „Wollen Sie auch
„ ihren Feinden vergeben? Ich weiß, daß man
„ Ursache hat, Ihnen diese Frage zu thun: woll-
„ ten Sie ihnen wohl so verzeihen, daß Sie ih-
„ nen Ihre Widerwärtigkeiten und ausgestande-
„ nen Schicksale nicht zurechneten?„ Der kranke
holte einen Seufzer: „ Es liegt nicht an mir,
„ sprach er, den Gedanken nicht zu vergessen,
„ daß mich meine Feinde elend gemacht haben:
„ ich hatte es ohne Zweifel verdient zu seyn, und
„ ich bete den Arm an, der mich geschlagen hat.
„ Sagen Sie ihnen, daß dies Herz, das nun
„ bald brechen wird, ohne Bitterkeit, ohne Haß
„ gegen sie gebrochen sey: daß ich ihnen aus je-
„ ner Welt, wo meine Neigung noch reiner

seyn

„ seyn wird, den Segen herabwünschen werde,
„ und daß ich sehr gerne als ihr Opfer sterbe,
„ wenn ich sie dereinst als meine Brüder und
„ als meine versöhnten Freunde umarmen kann.
„ Ich hoffe, sie sind befriediget. „ Er empfieng hierauf das heilige Abendmahl, und der Prediger beurlaubte sich von ihm. Am zweyten Tage verschlimmerte sichs mit seinem Zustande so sehr, daß er Gehör und Sprache verlor. Ach was für ein durchschneidender Anblick, den besten und ehrlichsten Freund so leiden zu sehen! Am dritten Tage, welcher der letzte seines Lebens war, bekam er gegen Morgen Gehör und Sprache wieder. Er verlangte mit mir allein zu seyn.
„ Die Zeit hat mir lange gewährt, sagte er, noch
„ eins mit ihnen zu sprechen; aber ich habe de-
„ sto mehr empfunden und gedacht. Erweisen
„ Sie mir die Freundschaft, noch einige Bemü-
„ hungen zu übernehmen, die mir das Sterben
„ leicht machen können, denn ich werde wohl
„ heute von Ihnen scheiden. Mein Geist stehet
„ schon vor Gott; aber es kömmt mir vor, als
„ wenn mich noch immer etwas nach der Erde
„ zurück ziehen wollte; ich lege also in Ihr Herz
„ meine letzten Wünsche, und Verlangen nie-
„ der. Schreiben Sie doch meinem Freunde zu
„ K — daß ich seine Liebe auch im Tode nicht
„ vergesse, und daß ich das erkenntlichste Herz
„ für seine an mir bewiesenen Wohlthaten in jene
„ Welt mit hinüberbringe, daß ich mir vorgenom-

„ men hatte, durch einen Brief von ihm Abschied
„ zu nehmen, wenn ich nicht von meiner Schwach-
„ heit zu früh wäre übereilet worden, daß ich ihn
„ bitte, wenn die Bitte eines sterbenden Freundes
„ noch etwas vermag, an meine Schwester, an
„ die unglückselige Mitgenossinn meines Elendes
„ zu denken, und sich ihrer Umstände brüderlich
„ anzunehmen. Ich habe in meiner größten Ar-
„ muth hundert Thaler geliehen, und ich bin
„ nicht so glücklich, daß ich sie vor meinem Tode
„ wieder bezahlen kann; indessen soll mein Grab
„ mit keinem Seufzer beschweret werden, der
„ nicht aus der Freundschaft kömmt: ich habe
„ vor zween Tagen an meine Schwester geschrie-
„ ben, daß sie dieses einst bezahlen möchte, wenn
„ ihr die Vorsehung bessere Schicksale schenken
„ würde, und ich kenne ihre Seele so gut, daß ich
„ nicht einen Augenblick daran zweifle: Ach wenn
„ es ihr doch wohl gehen möchte! „ — Machen Sie sich hierüber gar keine Unruhe, sprach ich: die hundert Thaler sind Ihnen aus meiner Hand unter fremdem Namen geliehen worden, und sie sind längst bezahlt. Ich fürchte mich, daß Sie mir diesen geringen Dienst höher anrechnen möchten, als er werth ist, und ich wollte Ihre zärtliche Liebe ganz allein Ihrem Herzen schuldig seyn. Ich habe daher eine unschuldige List gebraucht, und ihnen dieses Geld durch einen andern leihen lassen, und Sie würden niemals etwas davon erfahren haben, wenn ich Ihnen nicht

jetzt durch ein freyes Bekenntniß eine Unruhe benehmen müßte, die mich jammert. Was Ihre Schwester betrifft, so muß ich Ihnen noch ein anderes Bekenntniß thun, wovon ich wünschte, daß es Ihnen angenehm wäre. Ich habe Sie schon seit einem Jahre geliebt, ohne daß ich getraut habe, ihr meine Liebe zu erklären; die Hochachtung hat immer den Ausbruch der Leidenschaft verhindert. Ich habe ein sehr mittelmäßiges Glück, aber ich wünschte mein Schicksal mit dem ihrigen zu vereinigen; ich würde alsdann reich genug seyn, um vollkommen vergnügt zu leben. Lassen Sie mir den Trost, daß ich mit Ihrer Einwilligung diesen süßen Gedanken denken darf. Der kranke Freund sahe mich ganz unbeweglich mit einer außerordentlichen Aufmerksamkeit an, ohne ein Wort zu reden. Endlich ließ er einige Thränen aus seinen Augen fließen, darinnen sein ganzes Herz abgebildet war; ich mußte ihn umarmen, und er drückte mich so fest an seine Brust, daß ich dachte, er würde in dieser zärtlichen Scene seinen Geist aufgeben. Er ertheilte mir seine Einwilligung mit so rührenden Ausdrücken für mich, die mir die Bescheidenheit verbietet nachzusagen. Ich sterbe nun fröhlich, sprach er, aber die große Bewegung, darinn ich bin, nähert mich meinem Ende. Rufen Sie die übrigen Freunde, die hier sind. Sie erschienen und er nahm mit einer so beweglichen und edlen Art von ihnen Abschied, daß wir alle in Thrä-

nen zerflossen. Er fieng ein Gebet an, holte einen tiefen Seufzer, und blies damit seine Seele ruhig aus.

Also starb unser redlicher Freund, eines besseren Glückes werth, und das waren seine letzten Empfindungen, seine letzten Reden, in welchen er die Welt verließ. Ich habe seine Schwester besucht; das arme Mädchen trauert über diesen Tod recht wehmüthig; sie will von ihren kaltsinnigen Anverwandten weg, und sich bey der Frau Gräfinn von B** in Dienste begeben, um die Schuld ihres seligen Bruders bezahlen zu können. Sie kömmt mir jetzt schöner vor, als jemals. Ich habe ihr mein Herz angetragen, und ich habe zugleich den Dienst, den ich ihrem Bruder erwiesen, nicht genug verbergen können, aus Furcht, daß ich mich verdächtig machen möchte, ihn in meiner Liebe zu viel gelten zu lassen. Sie hat meine Leidenschaft nicht verworfen: allein sie will erst die Ehre ihres Bruders befriedigen, und das soll ihr selbst allein Mühe kosten, wie sie sagt. Ich habe also eine List ausgesonnen, die mir auch gelungen ist; ich habe ihr über hundert Thaler Geschenke geschickt: was meynen Sie wohl, sie hat diese Geschenke alle bis auf einen Ring verkauft, sie hat den vermeynten Gläubiger bezahlt, und durch eben den Kanal ist das Geld wieder an mich gekommen, ohne daß ich ihr die Zufriedenheit nehmen darf, eine so schöne Handlung gethan zu haben. Unser Freund hat Ihnen seine

Schwe-

Schwester empfohlen, mein Herr, und ich ersuche Sie also, meine Neigung und Absichten zu billigen.

Ich mache Ihnen kein Compliment über die Länge meines Briefes, da ich Ihr Herz kenne: Sie wissen, daß ich mich über einen solchen Innhalt nicht kurz ausdrücken kann, ꝛc.

M.

Acht und dreyßigster Brief.*)

So sind wir denn wieder auf dem Landtage, mein Herr, wo wir gewiß mit mehrerem Vergnügen seyn würden, wenn Sie Ihr Vorhaben ausgeführet hätten, dahin zu kommen. Die Eröffnung ist am vierten dieses Monats geschehen. Schöne Reden, gute Tafeln, grosse Gesellschaft, eine große Anzahl von Bischöffen! Wir haben dem König das gegeben, was man uns von seiner Seite abgefodert hatte, drey Millionen freywilliges Geschenk, und zwo Millionen Kopfsteuer. Das ist wenig für die Nöthen des Staats; es ist aber viel, und wenn ich es sagen darf, allzuviel für das Elend der Provinz. Wir hoffen, daß der König auch auf seiner Seite in unsere Nöthen Einsehen

*) Vom Bischoff Fleschier an den Grafen von Calvisson, *Lettres de Mr. Flechier*, LXI. nach der Ausgabe im Haag, von 1712,

hen haben, und uns einige Erlassung geben wird ꝛc.

Neun und dreyßigster Brief.*)

Ich tröste mich, mein Herr, daß ich genöthigt bin einen Proceß zu haben, seitdem ich weiß, daß Sie mein Referent seyn werden. Einige von Ihren und meinen Freunden allhier haben mir darüber Glück gewünscht, und mir selbst ihre Empfehlungen bey Ihnen angeboten; allein ich habe mich darfür bedanket, und geglaubet, daß es besser wäre, Sie ganz Ihrer Billigkeit und natürlichen Gerechtigkeitsliebe zu überlassen. Ich bitte Sie indessen doch auf die Chikanen Acht zu haben, die man mir spielt, und zu glauben, daß ich ganz vollkommen bin ꝛc.

Vierzigster Brief.**)

Man hat mir von der schönen Dissertation, die Sie über die Leichenreden gemacht haben, mein Herr,

*) Von eben demselben an einen Parlamentsrath zu Toulouse. Lett. 187.

**) Von eben demselben an den Abt du Jarry Lett. 174.

Herr, ein Exemplar richtig eingeliefert. Sie ist voller frommen Unterweisungenund gründlichen Betrachtungen, die diese Art der Beredsamkeit zu ihrem wahren Punkte zurückbringen, nämlich zur Religion und Vernunft, wovon sie zuweilen abwich. Sie haben sehr gut von den Regeln geurtheilet, die man beobachten muß, und von den Eigenschaften, die man haben soll, um sich in diesen besondern und ganz eigenen Lobsprüchen recht aufzuführen, worinn man die Todten ehren, die Lebenden erbauen, und Gott gleichsam einen Tribut von den menschlichen Lobeserhebungen und Zerbrechlichkeiten geben will. Wenn ich noch in dieser Art von Beschäfftigungen wäre, so würde michs ein bischen verdrüßen, daß Sie alle Geheimnisse unserer Kunst so klar entdecket hätten. Ich sage, unserer Kunst, denn Sie haben sie sehr schön geübet, und Sie konnten wohl anstatt der Exempel, die Sie aus unsern Werken angeführet haben, ganz billig die Ihrigen nehmen. Sie haben in dieser Abhandlung Ihrer Bescheidenheit und Freundschaft gefolget. Ich habe sie mit Vergnügen und mit Scham gelesen, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich von den Merkmalen der Zärtlichkeit und Hochachtung bin gerühret worden, die Sie darinn meinetwegen ausgebreitet haben. Ich bitte Sie, mir dieselben beständig zu erhalten, und zu glauben, daß niemand mehr wünschet, Sie in dem Stande zu sehen, worinn Sie Ihr Verdienst längst sollte gesetzt ha-

haben, und daß niemand vollkommener ist, als ich bin ꝛc.

Ein und vierzigster Brief. *)

Ich mache Ihnen kein Compliment, gnädigster Herr, über die Eroberung von Philippsburg; Sie hatten eine gute Armee, Bomben, Kanonen und Sie hatten Vauban. Ich mache Ihnen auch keines darüber, das Sie tapfer sind; das ist eine erbliche Tugend Ihres Hauses; aber ich freue mich mit Ihnen darüber, daß Sie freygebig, großmüthig und ein Menschenfreund sind, und daß Sie die Dienste derjenigen hervorziehen, welche gutes thun. Das ist es, Monseigneur, worüber ich Ihnen die vollkommenste Ehrfurcht bezeige ꝛc.

Zwey und vierzigster Brief. **)

Ich weiß zwar noch nicht, was alle Ihre Bemühungen ausrichten werden; aber ich kann Ihnen

*) Von dem Duc de MONTAVSIER an den *Dauphin*, aus den *Lettres de Mad. de Sevigné*, 1688. *Lett.* 393. T. V.

**) ST. EVREMONT an den Grafen von LIONNE; Oeuvres mêlées T. III. p. 35. nach der Amsterdamer Ausgabe von 1726.

nen versichern, daß sie in einem Menschen, der gegen die geringste erhaltene Gefälligkeit sehr empfindlich ist, eine große Erkenntlichkeit zurück lassen. Ihre Unpäßlichkeit rühret mich mehr um der Beschwerde willen, die sie Ihnen giebt, als wegen der Verhinderung, die sie Ihren Ansuchungen in meiner Sache macht. Ich fürchte, daß sie in Ansehung des Hrn. v. Turenne ohnedem noch zu eilig seyn könnten, und daß ich ihm durch den Ueberlauf, den ich ihm verursache, verhaßt werden möchte. Wenn er mir durch die Herren Grafen von Auvergne und von Estrades keine Höflichkeiten hätte sagen lassen, so würde ich mir nicht die Freyheit genommen haben, ihn um seine Fürsprache zu ersuchen. Ich habe ihm niemals einen Dienst erwiesen, der ihn verbinden könnte, sich meiner Sachen anzunehmen. Wenn ich ihn in meinem ganzen Leben bewundert habe, so ist es geschehen, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und meinem Urtheile Ehre zu machen: aber ich habe nichts dadurch erwartet, wie ich auch wirklich nichts deswegen verlangen konnte. Wenn er so gütig seyn will, mich verbindlich zu machen, so wird er mir sehr viel Dankbarkeit lassen; wenn ich ihm gleichgültig bin, so werde ich gar keine Ursache haben mich darüber zu beklagen.

Die Gütigkeiten, die Sie mir von dem Hrn. von Lionne, dem Minister, bezeugen, geben mir eine heimliche Zufriedenheit, die mich die wenige

nicht empfinden läßt, welche ich in meinem gegenwärtigen Zustande haben müßte. Wenn ich völlig davon überführet wäre, so würden sie alle meine Aufmerksamkeit beschäftigen, und würden mir auf eine angenehme Art die Zeit entziehen, an mein widriges Schicksal zu denken. An welchem Orte ich auch jemals seyn werde, so belieben Sie ihn zu versichern, daß er stets einen sehr unnützlichen Diener wider meinen Willen, und einen eben so eifrigen als Sie, in allem was ihn angehet, haben werde. Dies hat mir am stärkesten geschienen, meine Empfindung gut auszudrücken ꝛc.

Drey und vierzigster Brief. *)

Nachdem ich in dem Zwang der Höfe gelebt habe, so tröste ich mich, daß ich mein Leben in der Freyheit einer Republik vollenden kann, wo zum wenigsten nichts zu befürchten ist, wenn man auch nichts zu hoffen hat. Wenn man jung ist, so würde es unanständig seyn, sich nicht in der Welt zu versuchen, mit dem Vorsatze, sein Glück zu machen. Wenn wir unser bestes Alter zurückgelegt haben, so ruft uns die Natur wieder zu uns selbst; und in der Umkehrung von den Empfin-

dung

*) Von eben demselben, als er wieder nach Holland gegangen war, an den Marqu. de CREQVIT P. II. p. 397.

dungen des Ehrgeizes nach dem Verlangen unserer Ruhe, finden wir, daß es angenehm sey, in einem Lande zu leben, wo die Gesetze uns vor dem Eigensinn der Menschen verwahren, und wo wir nur vor uns selbst brauchen sicher zu seyn, wenn wir vor allem sicher seyn wollen.

Setzen Sie dieser Annehmlichkeit noch dieses hinzu, mein Herr, daß die Obrigkeiten für das Beste des gemeinen Wesens ein großes Ansehen haben, aber durch besondere Vorzüge an ihren Personen wenig Aufsehens machen. Sie sehen also da keine verhaßte Unterschiede, dadurch ehrliche Leute beleidiget werden; keine unnütze Würden, keine beschwerliche Rangordnungen, keine von denen verdrüßlichen Hoheiten, welcher nur die Freyheit zwängen, ohne etwas zum Glücke beyzutragen. Hier besorgen die Obrigkeiten unsere Ruhe, ohne Erkenntlichkeit, noch selbst einmal Ehrerbietung gegen die Dienste zu erwarten, die sie uns leisten. Sie sind strenge in den Anordnungen des Staats, stolz in den Angelegenheiten ihres Landes mit den fremden Nationen, sanft und bequem mit ihren Bürgern, umgänglich mit allen Gattungen von Privatpersonen. Der Grund der Gleichheit bestehet allemal ungeachtet der Macht; und dadurch wird das Ansehen niemals stolz, die Lebensart niemals hart.

Was die Steuern betrifft, so sind sie freylich groß; aber sie betreffen nur das gemeine Beste, und lassen einem jeden den Trost, daß er nur für

sich selbst Steuern giebt. Man muß sich also nicht über die Liebe verwundern, die man für das Vaterland hat, weil es eigentlich eine wahrhafte Selbstliebe ist.

Die geistlichen Sachen werden mit einer gleichen Mäßigung geleitet. Der Religionsunterschied, welcher sonst so viele Verwirrungen erreget, verursacht hier nicht die geringste Unruhe in den Gemüthern. Ein jeder sucht den Himmel durch seine Wege; und die, welche man für verirret hält, mehr beklagt, als gehasset, ziehen sich eine christliche Liebe zu, die rein und von der Unbescheidenheit des falschen Eifers abgesondert ist.

Wie nichts in der Welt ist, das uns nicht noch etwas zu wünschen übrig läßt, so sehen wir auch hier nicht so viel ehrliche, als geschickte Leute, mehr guten Verstand im Handel und Wandel, als Zärtlichkeit im Umgange. Die Damen sind da sehr höflich, und die Männer nehmen es nicht übel, daß man ihrer Gesellschaft den Umgang ihrer Weiber vorziehet. Sie sind gesellschaftlich genug, um uns die Zeit zu vertreiben; aber allzuwenig beseelet, um unsere Ruhe zu stören. Nicht, als ob es keine unter ihnen gäbe, die sehr liebenswürdig wären; aber man hat nichts von ihnen zu hoffen, entweder wegen ihrer Keuschheit, oder wegen einer Frostigkeit, die ihnen statt der Tugend dienet. Dem sey, wie ihm wolle, man sieht in Holland eine gewisse Mode von Sprödigkeit, die

über-

überall eingeführet ist, und ich weiß nicht, was für eine alte Tradition von Entholtsamkeit, die von der Mutter auf die Tochter kömmt, wie eine Art von Religion.

Man findet in der That nichts wider die Galanterie der Mädchen einzuwenden, die man sie ganz gutherzig anwenden lässet, als eine unschuldige Hülfe, sich Männer zu schaffen. Einige beschließen diese Galanteriezeit mit einer glücklichen Heirath: einige Unglückliche unterhalten sich mit der eitlen Hoffnung eines Standes, der immer aufgeschoben bleibt, und niemals kömmt. Diese langen Verzögerungen darf man nicht einer vorsetzlichen Untreue zuschreiben. Man wird sich einander mit der Zeit müde, und der Ueberdruß gegen die Liebste kömmt dem wohlgesetzten Entschluß zuvor, sie zu heirathen. Also aus Furcht, für einen Betrüger gehalten zu werden, getrauet man nicht zurück zu gehen, wenn man nicht schließen will; und halb aus Gewohnheit, halb aus einer einfältigen Ehre, die man sich daraus macht, beständig zu seyn, unterhält man schmachtend die elenden Ueberreste einer abgenutzten Leidenschaft. Einige Exempel von der Art geben den jüngsten Mädchen zu ernsthaften Ueberlegungen Anlaß, welche die Heirath als eine zufällige Begebenheit ansehen, und ihren natürlichen Stand, als den wahren Zustand, worinn sie bleiben sollen.

Was die Weiber betrifft, die sich einmal verbunden haben, so glauben sie allen Willen über

sich selbst verloren zu haben, und indem sie weiter nichts als die Einfalt der Pflicht kennen; so würden sie sich ein Gewissen daraus machen, die Freyheit der Zuneigungen zu behalten, die sich sonst die frömmsten und sprödesten vorbehalten, ohne einiges Absehen auf ihre Unterwürfigkeit. Hier scheinet alles Untreue; und die Untreue, die sonst das galante Verdienst der angenehmen Höfe ausmacht, ist bey dieser guten Nation das gröbste Laster, die sehr weise im Wandel, und in der Regierung, aber wenig gelehrt in den zärtlichen Vergnügungen und höflichen Sitten ist. Die Männer bezahlen diese Treue ihrer Weiber mit einer grossen Unterwerfung; und wenn einer wider die Gewohnheit sich stellete, die Herrschaft im Hause zu haben, so würde die Frau, als eine Unglückliche von jedermann beklagt, und der Mann als ein sehr böser Mensch beschryen werden. —

Ich will Ihnen nichts von dem Haag sagen, mein Herr; es ist genug, daß die Reisenden davon gereizet werden, wenn sie auch schon die Kostbarkeiten von Paris, und die Seltenheiten von Italien gesehen haben. Von der einen Seite gehet man am Meere durch einen Weg, der der Größe der Römer würdig ist, von der andern gehet man in das angenehmste Gehölze, das ich in meinem Leben gesehen habe. An eben dem Orte findet man Häuser genug, die eine große und prächtige Stadt vorstellen können; und Wald und Alleen genug, die eine köstliche Einöde machen.

In

In den besondern Stunden findet man daselbst die Unschuld der Landvergnügungen: in den öffentlichen Stunden siehet man daselbst alles, was die Menge der volkreichsten Städte darbringen kann. Die Häuser sind daselbst zu den Besuchzeiten offener, als in Frankreich; verschlossener als in Italien, wenn eine allzugenaue Ordnung die Fremden entfernet, und die Familie wider auf wenige Hausgenossen setzt. — Wenn ich alles sagen wollte, so würde ich Wahrheiten sagen, die man nicht glaubte; und durch eine heimliche Bewegung der Eigenliebe will ich lieber verschweigen, was ich weiß, als nicht glaublich genug seyn in dem, was Sie nicht kennen ꝛc.

Vier und vierzigster Brief.

Sie können kaum glauben, gnädiger Herr, mit wie vielem Vergnügen ich die Schuldigkeit beobachte, Dero letztere Zuschrift zu beantworten. Sie verlangen von mir einige Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande unserer Universität, weil Sie darnach Ihre Entschließung wegen des Herrn Sohns einrichten wollen, und ich freue mich, daß ich seit meinem vierjährigen Aufenthalt allhier die richtigste Nachricht habe sammlen können, um Sie zu vergnügen.

Helmstädt ist eine mittelmäßig grosse Stadt, die in einer sehr angenehmen Gegend liegt, rund umher mit einem Wald eingeschlossen. Man sollte sagen, daß die Gegend mit Fleiß wäre ausgesucht worden, einen Musensitz aufzurichten, ob sie gleich zuerst nur einem Benedictinerkloster gewidmet ward. Doch, ich bemerke eben, daß ich mich in eine lange Beschreibung einlassen möchte, wenn ich die Geschichte und Geographie von Helmstädt machen wollte, und Sie verlangen keine Chronik zu lesen. Ich will also nur von der Akademie und ihrer gegenwärtigen Verfassung reden.

Es fehlet in allen Wissenschaften nicht an den berühmtesten und geschicktesten Lehrern, wodurch die Akademie schon von alten Zeiten her ein besonderes Ansehen in der gelehrten Welt behauptet hat. Durch die Vorsorge ihres grossen Beschützers werden die Lehrstühle in allen Facultäten mit den würdigsten Männern besetzet, und man kann mit gutem Grunde sagen, daß hier die Musen wohl verpfleget werden. Außer den ordentlichen Lehrern befindet sich auch noch eine ziemliche Anzahl von Privatdocenten hier, die sich der akademischen Jugend nützlich zu machen suchen. Die Vorlesungen werden sehr fleißig gehalten; die vielen Ferien sind abgeschafft, und man macht im ganzen Jahre kaum vier Wochen Feyertage, welches in der Oster- und Michaelismesse wegen der Studentenwanderung zu geschehen pflegt. In allen Wissenschaften werden Disputirübungen und Examinatoria

natoria gehalten, und die Lernenden gewinnen durch diese Anstalten sehr viel, weil ihnen das durch die Wahrheiten meistentheils erst lebendig werden. Die Lehrer haben viele Leutseligkeit, und ein wohlerzogner Mensch, oder den man ihnen besonders empfohlen hat, ist auch von ihrem Umgange nicht geschieden, und kann noch außer den Lesestunden Nutzen von ihnen schöpfen.

Was die Sprachen und Leibesübungen betrifft, so fehlet es auch daran nicht, sich hier von den geschicktesten Meistern unterrichten zu lassen. Man kann hier sehr gut Französisch, Italienisch und Englisch lernen, so daß man diese Sprachen nicht blos an und für sich, sondern auch ihre Schönheiten sich bekannt machen kann.

Besonders ist zur Uebung in der deutschen Sprache, und in den schönen Wissenschaften überhaupt, eine vortreffliche Gelegenheit vorhanden. Diese Sachen werden in einer eigenen öffentlichen Gesellschaft getrieben, die sich wöchentlich einmal versammlet. Sie hat viele geschickte Mitglieder und es nehmen auch viele auswärtige Gelehrten Theil daran. Die Anstalt ist für die Bildung des guten Geschmacks überaus nützlich.

Es ist auch ein Seminarium für eine gewisse Anzahl von solchen Studierenden errichtet worden, die sich der Theologie und der Kirche widmen wollen. Sie werden unter dem Vorsitze ihres berühmten Directors in den geistlichen Wissen-

schaften geübt, und müssen alle Sonntage in der akademischen Kirche eine Predigt halten.

Außerdem giebt es noch verschiedene kleine gelehrte Privatgesellschaften, welche nützlich sind, und woraus man den Fleiß und den Eifer im Guten unter den hiesigen Studierenden schätzen kann.

An jedem Mittwochen wird das öffentliche Collegium Musicum gehalten, welches hier so gut besetzt, und so schön angeordnet ist, als mans nur wünschen kann. Es wird von Frauenzimmer, von Professoren, und allen denen besucht, die an diesem würdigen Vergnügen Geschmack finden. Man kann sagen, daß die Musik in hiesigen Ländern überhaupt hoch getrieben wird, und man wird unter zehen Studenten kaum einen antreffen, der nichts darinn verstünde, oder wenigstens keinen Geschmack daran bezeigte.

Wir haben hier keine öffentliche Schauspiele; allein es ist eine Gesellschaft von guten Freunden unter den hier Studierenden zusammen getreten, welche, für sich und nur für diejenigen, die sie besonders dazu einladen, von Zeit zu Zeit ein theatralisches Stück vorstellen. Es ist wahr, daß die Stücke allemal auserlesen sind, und daß man den spielenden Personen nie den Beyfall versagen kann, dessen sie sich so würdig machen. Auch diese Erfindung zeiget von dem guten Geschmack, der sich hier ausbreitet.

Von den akademischen Gebäuden, gnädiger Herr, kann ich Ihnen versichern, daß sie unge-

mein schön und ansehnlich sind. Man urtheilet gleich beym ersten Anblicke von der Größe ihres unsterblichen Stifters; und dieser Tempel, den man den Wissenschaften geheiliget hat, ist vielleicht nebst dem Collegio zu Giesen, das schönste, so man von dieser Art in Deutschland antrifft. Sie werden es einigermassen aus dem beygelegten Kupferstiche erkennen. Es ist in eben diesem Gebäude ein Convictorium angelegt, wodurch die milde Vorsorge des Fürsten, täglich über hundert Studenten gespeiset werden. Die Bibliothek, die auf einem Flügel dieses Gebäudes stehet, ist ebenfalls sowohl wegen der Büchermenge, als wegen seltener Werke und Handschriften, sehenswerth. Sie wird zum Nutzen der Studierenden wöchentlich zweymal geöffnet.

Der botanische Garten, welcher durch die unermüdete Sorge des grossen Heisters blühet, ist etwas, das dieser Universität vor vielen andern eine vorzügliche Zierde giebt. Es wachsen hier ganze Nationen von Kräutern und Gewächsen auf, die aus den entlegensten Welttheilen hieher verpflanzet sind, und die seltensten Stücke werden hier nicht vergebens gesucht. Dieses und die guten Anstalten in der Anatomie, machen den Aufenthalt für die Arzeneybeflissenen sehr nützlich und angenehm, deren sich auch allemal eine ziemliche Anzahl hier befindet.

Man hat hier einen sehr wohl eingerichteten Buchladen, wo den Bücherliebhabern mit aller Ge-

fälligkeit begegnet wird; und man drucket hier mit so gutem Geschmack, als an einem Orte in Deutschland.

Es fehlet auch nicht an öffentlichen Häusern, wo man speisen, spielen, in Gesellschaften seyn kann, und wo um der guten Ordnung willen selten Ausschweifungen vorzufallen pflegen.

Es sind Spaziergänge um die ganze Stadt herum angelegt, die sie zu einer neuen Lindenstadt machen können, denn alle diese Gänge sind mit Linden besetzt, und werden dadurch gedoppelt angenehm.

Die Lebensart, die jetzt unter den Studierenden herrschet, ist ganz und gar derjenigen nicht ähnlich, die ehedem hier soll gewesen seyn. Man crifft unter den meisten ein gesittetes und wohlerzogenes Wesen an, und überall siehet man Proben des Fleißes, den man hier in Ehren hält. Ich habe bemerkt, daß viele Auswärtige mit Vorurtheilen und falschen Nachrichten wider diese Universität eingenommen sind, und ich bin selbst von dergleichen Irrthümern nicht frey gewesen, ehe ich hierher kam. Allein nichts ist so unrichtig, gnädiger Herr, als das, was Ihnen von der rauhen und niedrigen Lebensart auf der hiesigen hohen Schule ist erzählet worden. Auch das ist falsch, was man von den Streitigkeiten zwischen den Studenten und der Garnison gesagt hat; man findet seit vielen Jahren kein Exempel, daß auf dieser Seite die geringste Uneinigkeit vorgefallen wäre.

Man

Man hat vorgegeben, daß es hier theuer wäre. Allein man muß niemals in Helmstädt gewesen seyn, um dieses zu glauben. Alle Dinge haben ihren proportionirten Werth; und es ist wahr, daß eine schöne Stuben mehr kostet, als eine schlechtere, daß man für zwey Thaler die Woche besser speisen kann, als für einen Thaler. Aber ist es nicht an allen Orten so? Es kömmt auf die Einrichtung an, die man machen will, und man kann mit einer mäßigen Summe hier leben, ohne am Nothwendigen und an den Hauptbequemlichkeiten des Lebens Mangel zu leiden, so wie hergegen auch ein anderer des Jahrs zweytausend Thaler hier so gut als an einem andern Orte verthun kann, wenn er Lust zu verschwenden hat. Es ist genug, wenn ich Ihnen sage, gnädiger Herr, daß ein jeder hier nach Proportion seiner Umstände leben kann.

Sollte es Ihnen also gefallen, den Herrn Sohn auf künftige Ostern hieher zu schicken; so wünschte ich, daß er einen guten Hofmeister mitbrächte, oder daß man ihm auch hier einen aussuchen müßte, und daß er bey Herrn — zu wohnen käme. Bey diesem Manne würde er sehr gut aufgehoben seyn; er könnte vielleicht auch da speisen und viel Nutzen von seinem Umgange haben. Er soll sich auf die Rechtswissenschaft, die Mathematik und schönen Wissenschaften legen, wie Sie schreiben, und er findet hier die besten Anweisungen dazu, wie Sie aus beyliegendem Lektions-

verzeichnisse sehen werden. Fürchten Sie nichts von der weiten Entfernung für ihn, gnädiger Herr: es ist gewissermassen für ihn gut, daß er die Welt außer seinem Vaterlande kennen lernt, und man wird hier für seine Wohlfahrt so sehr besorgt seyn, daß Sie allemal mit Zufriedenheit an ihn werden denken können.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Verzeichniß

der in dieser Sammlung enthaltenen Briefe.

Im ersten Buche.

I. Schreiben an einen Freund, über das Heldengedicht, der Meßias Seite 17

II. An einen Freund auf dem Lande 43

III. An ein Frauenzimmer über den Tod ihres Hundes 46

IV. An ein Frauenzimmer, über die zärtlichen, großmüthigen, uneigennützigen Empfindungen 49

V. An ein Frauenzimmer, nebst der verliebten Ode eines Frauenzimmnrs an ihren Freund 62

VI. Antwort auf das vorhergehende Schreiben 67

VII.

Verzeichniß der in

VII. Danksagung an einen Freund 69
VIII. An Calliste, über das Spiel 71
IX. Antwort auf das vorhergehende, nebst einem Traume 73
X. An den Grafen von Bussy, von der Frau von Sevigny 86
XI. An die Frau von Sevigny, von dem Grafen von Bussy 88
XII. An den Grafen von Bussy, von der Frau von Sevigny 89
XIII. An die Frau von Sevigny, von dem Grafen von Bussy 91
XIV. Klage über die Kaltsinnigkeit eines Gönners 92
XV. Schreiben einer sterbenden Mutter an ihre Tochter 97
XVI. Charakter eines Freundes 113
XVII. An ein Frauenzimmer, von der Natur der Liebe 117
XVIII. An ein Frauenzimmer, von ihren Gedichten 129
XIX. An eben dieselbe 131
XX. An einen Freund 133
XXI. Geschichte der Mariane 135
XXII. An ein Frauenzimmer, von einigen Begebenheiten 145
XXIII. An die Frau von Sevigny, von dem Grafen von Bussy 156
XXIV. Antwort der Frau von Sevigny 157

XXV.

dieser Sammlung enthaltenen Briefe.

XXV. Silvander an Germanen von der Philosophie in der Liebe 161
XXVI. German an Silvandern, die Antwort 163
XXVII. An ein Frauenzimmer, von Lorchens Charakter 165
XXVIII. An ein Frauenzimmer, von guten Einfällen 171
XXIX. An ein Frauenzimmer, von einigen Charaktern 182
XXX. Von der Physionomie, besonders von der Gesichtsfarbe 186
XXXI. Von der Sprache der Augen 193
XXXII. An Chloen, wider die Liebe 197
XXXIII. Abelards kurze Geschichte, und ein Brief von Heloisen an Abelarden 204
XXXIV. An einen Freund, von den Annehmlichkeiten des Landlebens 223
XXXV. An Carolinen, wegen des Alciphrons und Aristenäts, nebst ein paar übersetzten Briefen aus diesen Schriftstellern 232
XXXVI. An einen Freund, von den Eigenschaften eines wahren Freundes 240
XXXVII. An ein Frauenzimmer, von Voiture 243
XXXVIII. An einen Freund, von eben demselben 245
XXXIX. Von dem Herrn von Fontenelle, über die Liebe in ungleichen Ständen 246

Verzeichniß der in

XL. Von eben demselben, wegen einer sinnreichen Schönen 248
XLI. An ein Frauenzimmer, von den Letres Turques, nebst einem übersetzten Schreiben aus diesen Briefen 250
XLII. An Phyllis, über ihre Gleichgültigkeit 260
XLIII. Phyllis Antwort 263

Im zweyten Buche.

I. An Herrn G**, ob das Trauerspiel dem Lustspiele vorzuziehen sey 267
II. An seinen Freund von einer Reise nach seinem Vaterlande 271
III. Von dem Glücke, aus den Briefen des Herrn von Vaumourier 279
IV. Von den Wohlthaten, aus eben demselben 281
V. Von der Malerey, aus eben demselben 285
VI. Eine kurze Beschreibung von China, aus eben demselben 294
VII. Von der Art zu lieben in Californien 297
VIII. An ein Frauenzimmer, von den sinnlichen Ergötzlichkeiten, besonders vom Tanzen 325
IX. Von den poetischen Gegenden, an den Herrn Racine von dem Herrn von Guileragues 345
X. Beschwerungsschreiben des Abts Tallemant an den Herrn Boileau 348

XI. An

dieser Sammlung enthaltenen Briefe.

XI. An ein Frauenzimmer, von den Vorzügen des Herbstes vor dem Frühling 351
XII. An ein Frauenzimmer, wegen eines Traums 353
XIII. Antwort auf das vorhergehende Schreiben 355
XIV. Wegen eines ungegründeten und unzeitigen Haßes an Herrn S** 356
XV. Vergleichung der Alten und Neuern, aus dem Bellegarde 357
XVI. Beschreibung des alten Tiburs, oder heutigen Tivoli in Italien, von dem Herrn Genest 367
XVII. An einen Freund, eine Danksagung 373
XVIII. An ein Frauenzimmer, über den Tod ihrer Freundinn 375
XIX. An einen vornehmen Gönner 376
XX. Abbildung eines Großmüthigen, an Herrn F** 377
XXI. Von dem Herrn Racine an seinen Sohn 379
XXII. Von eben demselben, an eben denselben 381
XXIII. An einen unglücklichen Freund, ein Trostschreiben 382
XXIV. An einen Freund, von dem Charakter eines neuen Edelmanns 394

XXV.

XXV. An ein Frauenzimmer, ein Vorschlag zur Heirath 396
XXVI. An einen Freund, von der Laura des Petrarchs 398
XXVII. An eine Dame, ein Empfehlungsschreiben 400
XXVIII. An einen Freund, von dem Hochmuthe einiger Personen 401
XXIX. An den Herrn von Montausier, von Patru 404
XXX. Von dem Charakter der Spanier, aus den *Lettres Persannes* 405
XXXI. Von einem sehr unangenehmen Charakter, an einen Bekannten 410
XXXII. An ein Frauenzimmer, von dem Romanlesen 412
XXXIII. An einen Freund, von gewissen Gesellschaften 415
XXXIV. An einen Freund, über verschiedene Sachen 416
XXXV. An ebendenselben, von einem Trauerspiele 418
XXXVI. An eine Dame, ein Empfehlungsschreiben 421
XXXVII. An einen Freund, ein Berichtschreiben von Damons Tode 423
XXXVIII. Vom Bischoff Fleschier an den Grafen von Calvisson 429
XXXIX. Von eben demselben, an einen Parlamentsrath 430

XL. Von

dieser Sammlung enthaltenen Brtefe.

XL. Von eben demselben, an den Abt Jarry 430
XLI. Von dem Hrn. von Montausier, an den Dauphin 432
XLII. Von St. Evremont, an den Grafen von Lionne —
XLIII. Von eben demselben, an den Herrn von Crequi 434
XLIV. An einen vornehmen Gönner, von dem Zustande der Universität Helmstädt 439

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stockhausen, Johann Christoph, 1725-1784

Johann Christoph Stockhausens Sammlung vermischter Briefe

Bd.: Erster Theil.

Wien 1774

Epist. 871-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10404083-6
VD18 80428053